
A
000 216 969 6
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



Oberseebach im Elsass.

[...]genommen von W. Bühler. Vervielfältigt von Carl Flemmin[...]

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

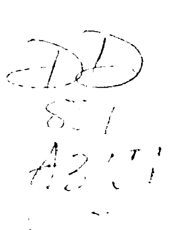
HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

X. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1894.



Inhalt.

I.

Die Ligurer im Elsass

von

W. Deecke.

Wer aus dem Unter-Elsass nach Mülhausen kommt, dem fällt auf, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil der einheimischen Bewohner von auffällig kleinem Wuchse ist, dunkler an Farbe, zierlich gebaut, mit eigentümlicher Kopfbildung. Derselbe Typus begegnet in verschiedenen Gemeinden des Sundgaus und findet sich wieder teils in der benachbarten Schweiz, am ausgeprägtesten in Graubünden, dem alten Rätien, teils in den südwestlich ans Elsass angrenzenden französischen Departementen bis in die Auvergne hinein, wo er zu besonders charakteristischer Ausbildung gelangt. Weitere Verwandte desselben trifft man in der Südostecke Frankreichs, in der Dauphiné, Savoyen und den Seealpen; dann jenseit des Gebirgs in Oberitalien, speziell in Piemont und in schärfster Form an der Riviera, in der Umgegend Genuas, wo der Name der alten, verhältnismässig wenig gemischten Bevölkerung, der Ligurer, haften geblieben ist in den Benennungen der ligurischen Küste und des ligurischen Golfs, ja, um die Wende des vorigen Jahrhunderts in der Bezeichnung der aus Genua und Umgebung gebildeten ligurischen Republik zu besonderer Ehre gekommen war. Nach seinen hervorragendsten Vertretern ist dieser, von Broca, Prüner-Bey, de Quatrefages und Topinard (Anthropologie, übersetzt von Neuhauss, Leipzig 1888) festgestellte Volkstypus bald der rätische (oder disentische), bald der auvergnatische, bald der ligurische genannt worden, welch letzterer Name jetzt überwiegt. Die Schädelbildung dieses Typus ist

kurzköpfig (brachykephal), gradzähnig (orthognath), mit geringem Wangenvorsprung (positivem Parietalwinkel). Die Auvergnaten, die bisher am genauesten beobachtet sind, haben sich als der an Wuchs kleinste Stamm gezeigt, der jetzt eine indogermanische Sprache redet: 15—19 % Rekruten bleiben jährlich unter dem herabgesetzten Militärmass von 1,56 m zurück; doch ist allerdings zu erwägen, dass nicht alle Rekruten ausgewachsen sind. Der Anzeiger (Index) des Retziusschen Längen-Breiten-Verhältnisses des Schädels beträgt 84—84,6 (an der ligurischen Küste 86, im Disentisthal 86,5); der Wangenwinkel 2° 30′ [1]. Die Dunkelheit an Haar, Farbe und Augen tritt am stärksten in Italien hervor.

Nun beweisen aber die Gräber- und Höhlenfunde, dass dieser ligurische Typus einst in Frankreich noch viel weiter verbreitet war: man hat ihn nördlich bis ins Thal der Lesse, eines Nebenflüsschens der Maas (Höhle Trou Rosette bei Furfooz in der Nähe von Dinant in Belgien), verfolgen können, andererseits bis in die Süd-Bretagne, deren Bewohner sich von den echten Britten der Nord-Bretagne noch jetzt scharf unterscheiden. Grössere Funde gleicher Art hat man in Grenelle bei Paris gemacht; dann an der Marne, und südlich in den Dolmens (Tafelsteingräbern) des Departements Lozère, wo sie mit langschädligen (dolichokephalen) Iberern, den Vorfahren der jetzigen Basken (Gascogner), gemischt erscheinen. Daher nimmt Isaac Taylor (The origin of the Aryans, London 1890) an, dass von den drei Völkern, die Cäsar 58 v. Chr. im transalpinischen Gallien vorfand, die Aquitanier im Südosten (ihr Name ist in dem der Guienne erhalten) Iberer waren, die Belger im Norden echte Kelten, nahe Verwandte der alten Britten, dass aber die grosse Mittelmasse, die Hauptbewohner des Landes zwischen Garonne und Somme, die Cäsar Kelten nennt, zwar seit etwa 400 Jahren von wenig zahlreichen echten Kelten (Galliern) beherrscht wurden und deren Sprache angenommen hatten, aber nach Abkunft, Körperbeschaffenheit und geistigem Wesen Ligurer waren, deren Typus sich in der That, wie oben nachgewiesen worden ist, in einem grossen Teile jenes Gebietes bis heute behauptet hat.

Da der Volksstamm der alten Räter von den Römern auch als Haupteinwohnerschaft der Tyroler und Steirischen Alpen, sowie des vorgelagerten süddeutschen Hochlandes vor-

---

[1] In allen diesen Punkten sind, vielleicht nur zufällig, am nächsten verwandt die (eine turanische Sprache redenden) Lappen: Grösse 1,576 m; Index 84—85; Wangenwinkel 5° 30′.

gefunden wurde, wenn auch mehrfach mit echt keltischen Stämmen durchsetzt und von diesen beherrscht, so wirft sich die Frage auf, ob auch etwa in diesen Gegenden der brachykephale Typus der Urbevölkerung sich bis zur Gegenwart behauptet hat. Und in der That hat Virchow einen eigenen süddeutschen Brachykephalietypus aufstellen können, dem die Südbadenser (nach Ecker) angehören, die Altbayern und die Tyroler (besonders bei Bozen), jene mit 83 % eines Index über 80, diese gar mit 90 %, während die Auvergnaten deren 88 % liefern (J. Ranke, Der Mensch. II. Bd., 2. Aufl., 5. Heft, Leipzig u. Wien 1894). Auch die dunkle Farbe herrscht in diesen Gebieten merklich vor, während die anderen Merkmale durch Mischung erheblich gemildert oder verändert sind.

Eine umfassende Bestätigung dieser Ansichten nun glaubt ein französischer Gelehrter d'Arbois de Jubainville, Mitglied des Instituts, in seinem Werke: «Les premiers habitants de l'Europe» (II. Bd., 2. Aufl., Paris 1894) aus der Sprache der alten Ligurer gewonnen zu haben, indem er gewisse, in den Volks-, Personen-, Orts-, Fluss-, Bergnamen des eigentlichen Liguriens (Genua, Piemont, Nizza) aus dem Altertum erhaltene Lauteigenheiten, Endungen und Wortstämme in geographischen Namen jener anderen Gegenden, besonders von Gewässern, aus allen Zeiten der Geschichte bis zur Gegenwart erhalten nachweist. Ja, er verfolgt auf diese Weise die Spuren der Ligurer noch weiter, vor allem auf Corsica, dann durch die Lombardei und die italische Westküste hinab bis nach Sizilien — die Sikuler, von denen die Insel den Namen hat, sind ihm Ligurer, ebenso wie die Aboriginer, die ältesten Bewohner des Bodens Roms —; ferner durch die Pyrenäische Halbinsel in nicht seltener Zahl, andererseits durch England und vereinzelt selbst durch Mittel- und Norddeutschland, bis nach Schleswig-Holstein hinauf. Die Behauptung des ligurischen Typus in einem grossen Teile Frankreichs und gerade im dicht bevölkerten Zentrum erklärt er durch die äusserst geringe Zahl der einstigen keltischen Eroberer oder herrschenden Gallier. Er berechnet die Menge ihrer Kriegsmannschaft, d. h. der adeligen Wagenkämpfer und Reiter zur Zeit von Cäsars Ankunft auf nur 15 000, was mit Weibern und Kindern etwa 60 000 Personen ergiebt, nach Levasseur's Schätzung der damaligen Gesamtbevölkerung Galliens auf 6 Millionen,[1] 1 %, so dass, auch ohne die iberische, römische, germanische Beimischung, die jetzigen

[1] Der kritische Beloch rechnet freilich nur die Hälfte, 3 Millionen, heraus.

Franzosen nur ein Hundertstel gallischen Blutes in ihren Adern trügen. Dazu aber traf der achtjährige Vernichtungskampf der Römer gerade am schwersten diesen gallischen Adel: von den 600 Senatoren der belgischen Nervier waren nach dem Niederwerfen der blutigen Empörung nur 3 übrig; der Senat der Veneter (jetzige Vendée) wurde insgesamt hingerichtet; mit Vercingetorix fiel die Blüte der ritterlichen Jugend des Zentralgebiets; der Rest ging in den Revolten unter Augustus zu Grunde. Schon Caligula bei seinem Triumph 40 n. Chr. fand keine blonden Gallier mehr, sondern musste ihnen, um sie als gefangene Germanen erscheinen zu lassen, das Haar färben. So erklärt sich auch der rasche Untergang der dem grössten Teil der Bevölkerung nur aufgedrungenen gallischen Sprache: die Römer erschienen auch in dieser Hinsicht als Befreier. Demnach wäre die vielgefeierte wesentlich keltische Abstammung der Franzosen eine Legende, und die beliebte angebliche Wiedererkennung der überlieferten Charakterzüge der alten Gallier in den jetzigen Bewohnern des Landes eine Täuschung.

Eine grosse Meinungsverschiedenheit aber zwischen Taylor und d'Arbois de Jubainville ist, dass jener, allerdings ohne Beweis, die Ligurer für nicht arisch (d. h. indogermanisch) hält, dieser sie auf Grund einer eingehenden Prüfung der Sprachreste, die er mit grosser Kunst in unerwarteter Fülle und Klarheit zu Tage bringt, mit voller Sicherheit den Indo-Europäern zuzählt. Eine Mittelstellung zwischen beiden nimmt K. Müllenhof ein, der im 3. Bande seiner «Deutschen Altertumskunde» (Berlin 1892), S. 173—193, gleichfalls die Reste des ligurischen Sprachguts sorgfältig untersucht hat. Auch er sondert die Ligurer scharf von den Iberern, wie von den Kelten, und erkennt die grosse Uebereinstimmung mit dem Indogermanischen auf dem ganzen Gebiete der Wortableitung an, während ihm die wenigen in ihrer Bedeutung sicher überlieferten Wörter Bedenken einflössen: doch neigt sich die Wagschale entschieden zu Gunsten der Verwandtschaft. — Auch in der Annahme der Ausbreitung der Ligurer nimmt er eine mittlere Stellung ein: er gesteht ihnen als einstige sichere Wohnsitze zu: das südliche Frankreich westlich bis an den Léz (Dep. Hérault) und die Cevennen, ferner das ganze Rhonethal aufwärts mit dem östlichen Gebirge bis an die Rheinquellen; in Italien, ausser dem eigentlichen Ligurien, die Poebene bis zur Piave; jenseit der Apenninen das Land bis zum Arno und den Tiberquellen; dann Corsica und Elba. Aber auch im südlichen Etrurien werden unzweifelhaft ligurische Namen von ihm anerkannt, wie der lacus Sabatinus; lacus, mons und saltus Ciminus (oder Ceminius).

Eine zweite Differenz zwischen dem englischen und französischen Forscher ist diejenige, dass der letztere die weit verbreiteten Pfahlbauten in den Alpenseen und der Poebene den Ligurern zuschreibt, während der erstere, in Uebereinstimmung mit den meisten Italienern, mit Helbig und von Duhn sie von den Uritalern (Umbro-Latinern) errichtet glaubt. Müllenhof enthält sich darüber des Urteils.

Alle drei Gelehrte aber stimmen darin überein, dass in einem grösseren Teile des mittleren Westeuropas die Ligurer die Vorgänger und später Unterthanen der Kelten gewesen sind, die selbst wieder von den nachrückenden Germanen gedrängt und überwältigt wurden, zum Teil nach dazwischen liegender römischer Herrschaft. Man setzt nun die Einwanderung der Ligurer in Westeuropa, ziemlich willkürlich, um 2000 v. Chr. und lässt die Kelten etwa ein Jahrtausend später folgen, aber nur allmählich bis um 150 v. Chr. jene Gebiete erobern, mit Ausnahme der Südwestalpen und ihrer Abhänge, des eigentlichen Liguriens, und Corsicas, welche Gegenden direkt von den Römern unterworfen wurden. Als die Ligurer nach Westeuropa kamen, gehörten sie, wie die Grab- und Höhlenfunde beweisen, der sogenannten neueren Steinzeit (neolithischen Kultur) an; die älteste geschichtliche Schilderung ihrer Sitten aber, erst um 100 v. Chr., durch den griechischen Philosophen Poseidonios, erhalten bei Strabo (B. V, Kap. 2) und bei Diodor (B. V, Kap. 39) zeigt sie uns bereits als Ackerbauer mit Pflug und Hacke, mit Honigzucht und Gerstenbier, mit Holz- und Steinhäusern, Ochsenwagen und Jagdhunden, Bronzegeräten und -Waffen. Sie werden als abgehärtet und fleissig gerühmt, besonders geschickt als Steinhauer, die Frauen an aller Arbeit beteiligt; freiheitliebend und wild, hüteten sie die Gebirgspässe und unternahmen oft weite Beutezüge in die Ebene.

Auch für das Reichsland nun können wir die oben angegebene Reihenfolge der Bevölkerung ansetzen: Ligurer, Kelten (Gallier), Römer, Germanen, und ich will hier, hauptsächlich nach d'Arbois de Jubainville, eine Anzahl wahrscheinlich ligurischer geographischer Namen in unseren Gegenden, die sich meist bis heute, wenn auch durch die späteren Bewohner umgestaltet, erhalten haben, vorführen. Dabei gestatte ich mir, der natürlichen Lage folgend, nach Norden über die jetzigen politischen Grenzen hinauszugehen, vom Elsass aus in der mittelrheinischen Ebene bis gegen Bingen, von Lothringen aus im Moselgebiet bis zur Saarmündung in der Nähe Triers. Ligurisch also scheinen folgende Fluss- und Bachnamen:

1. Der Rhein: älteste Namensform Reinos, von rei «fliessen»; keltisiert Rênos, danach griechisch Hrênos, lateinisch Rênus oder mit der gewöhnlichen Umstellung der griechischen Aspiration Rhênus. Das altdeutsche Rîn geht eher auf die ligurische Grundform zurück; die Nebenform Hrîn scheint volksetymologisch angelehnt an hrînan «rauschen»; aus Rîn entstand regelrecht das neuhochdeutsche Rein, in Anlehnung an das lateinische Rhênus «Rhein» geschrieben. — Ligurischen Ursprungs und ebenso keltisiert und latinisiert war der Rênus, jetzt Reno, bei Bologna, Nebenfluss des Po. — Auf Corsica giebt es zwei Landseen, Namens Rino, mit besser erhaltenem ligurischen Vokal.

2. Die Thur, Nebenfluss der Ill, im Mittelalter Tura, germanisch lautverschoben aus Dura; das h ist versetztes Dehnungszeichen, wie in thun, Thor u. s. w.; doch ist die Dehnung selbst unorganisch. — Denselben alten Namen führte der gleichnamige Schweizer Fluss, von dem der «Thurgau» und «Winterthur» benannt sind. — Die beiden alten piemontesischen Flüsse Dura heissen jetzt, mit häufigem Vokalwechsel, Dora (Baltea und Riparia); mit demselben Vokalwechsel ist die altligurische Endung -uscos, weiblich -usca, im Italienischen sehr oft in -osco, -osca übergegangen. Bei jenen piemontesischen Flüssen nun findet sich auch die adjektivische Form Duria und latinisiert, da im Latein die Flüsse männlich sind, Durius. Gerade so aber, Durius, nannten die Römer den Strom im Norden der pyrenäischen Halbinsel, der jetzt spanisch Duero, portugiesisch Douro heisst. — Eine weitere Ableitung steckt wahrscheinlich in dem alten Namen der Dordogne Durononia, mit gallischer Endung, wie im Städtenamen Bononia = Boulogne, Bologna. — Die Wurzel von Dura aus *Dhu-râ ist dheu «laufen»; über die Häufigkeit des ligurischen Suffixes -ros, weiblich -ra, das auch hier noch wiederholt vorkommen wird, ist d'Arbois, S. 133 ff. zu vergleichen.

3. Die Leber, gleichfalls ein Nebenfluss der Ill, im 9. Jahrhundert Lebra oder, mit angehängtem deutschen aha «Wasser», Lebraha, mit Lautverschiebung Lepraha, auch jetzt noch Leberau genannt, erinnert am meisten an den ligurischen Ort Lebriemelus, von einem adjektivischen *Lebria oder männlich *Lebrios, durch das Suffix -melo- abgeleitet; vgl. Blustiemelus, weiblich Mastramela, und, weiter adjektivisch fortgebildet, den Volksnamen Intemelii, den Personennamen Quiamelius (alle mit latinisierter Endung). Die Wurzel leb «lecken» begegnet mit gesetzlicher Vokalschwächung und Nasalierung wieder im lateinischen lambere «lecken», häufig von Gewässern gebraucht; dazu, ohne Nasal, labium und labrum «Lippe», ersteres auch

vom Uferrand gebraucht, letzteres mit dem -ro-Suffix. Das ursprünglich niederdeutsche «Lippe» (mit regelrechtem i) und das hochdeutsche «Lefze», gehen auf die starke Wurzelform leb zurück. — Das a dagegen kehrt in dem häufigen süddeutschen Flussnamen «Laber» wieder, im Donaugebiet 5 mal, alt Labara (mit Hilfsvokal), lautverschoben Lapara[1]; nasaliert im echt ligurischen Lambros (gräzisiert); daneben, ohne r, Labonia (s. oben Durononia). — Von einem Bachnamen *Leba oder *Lebos hat auch vielleicht den Namen der ligurische Stamm der Lebekioi (gräzisiert), latinisiert Libici (vgl. Intimilii neben Intemelii); daneben, vielleicht verwandt, die Libui, beide in der Lombardei.

4. Die Ergers, mit dem Orte Ergersheim, angelehnt auch «Krautergersheim», durch Assimilation aus *Ergens entstanden, wie die alte Form Argenza (1059 n. Chr.) d. i. *Argentia zeigt. Denselben Namen Argentia führte im Altertum ein Fluss an der ligurischen Küste, im Departement des Var, jetzt männlich Argens, vielleicht aus der männlichen Nebenform Argentios (gräzisiert bei Ptolemäus), latinisiert in zwei Briefen des Triumvirn Lepidus an Cicero aus dem Jahre 43 v. Chr. Argenteus «der Silberne». Eine Nebenform anderen Ableitungsvokals bietet der asturische Fluss Arganza aus *Argantia. Zu Grunde liegt eine präsentische Partizipialbildung der Wurzel arg «glänzen, hell sein, weiss sein», von der in verschiedenen indogermanischen Sprachen das Silber benannt ist. Auch keltisch-gallisch hiess das Silber männlich argentos oder sächlich argenton, und es begegnet dies Wort in einer Reihe von Personen- und Ortsnamen, wenn nicht bei letzteren eher an die Grundbedeutung «glänzend» zu denken ist: so im Namen eines Kaledoniers Argentocoxos, in dem irischen Heldennamen Airgetmâr (zusammengesetzt mit mâr berühmt); in dem Stadtnamen Argentomagus (magus latinisiert aus gallisch magos «Feld»), jetzt Argenton u. s. w.; daneben mit a kymr. argant, «Silber», wozu der bretagnische Eigenname Argantlowen oder -lôn (gallisch -launos «froh, freudig»). Hierher gehören denn auch die alt-elsässischen Städte (in lateinischer Namensform) Argentovaria, zusammengezogen Argentaria, jetzt wahrscheinlich «Horburg» (Herrenschneider: Römerkastell und Grafenschloss Horburg. Colmar, Barth, 1894) und Argentoratum (weniger gut -ratus), abgekürzt Argentora und Argentinum (daher pagus und tractus Argentinensis), später, zuerst bei

---

[1] Diese Ableitung ist mir wahrscheinlicher, als die vom irischen labraim «ich rede», labair «beredt»; wallis. llafar «tönend».

Gregor von Tours, Strateburgum, d. i. die Burg an der Strata, der römischen Heerstrasse; mit Lautverschiebung Strâzpurc, jetzt Strassburg. Haben beide Orte ihren Namen von einem «glänzenden» Bache, nicht vom Silber, so kann Argentovaria dem Namen nach ganz ligurisch sein; vgl. den jetzigen Fluss Var an der ligurischen Küste, im Altertum latinisiert Varus; Argentoratum aber ist halb ligurisch, halb keltisch, da der zweite Bestandteil wohl sicher dem irischen rath «Burg» entspricht.

5. Die Moder, Nebenfluss des Rheins, mit den Orten Ober- und Nieder-Modern, alt Matra (702 n. Chr.). Ebenso hiess einst die Metter, Nebenfluss der Enz im nördlichen Württemberg; vgl. den nicht seltenen süddeutschen Familiennamen «Modrach», zurückgehend auf Matraha (s. oben Lebraha). Zum Konsonanten- und teilweise auch zum Vokalwechsel vergleiche man das lateinische mâter mit niederdeutsch «Moder», hochdeutsch «Mutter». Dass der Flussname ligurisch ist, ergiebt sich aus dem piemontesischen, nach einem gleichnamigen Bache benannten Orte Madro, auf eine männliche Form *Matrus zurückgehend, sowie aus der Weiterbildung Matrona, alter Name (1013 n. Chr.) der Meyrone bei Aix en Provence, ferner einer Quelle am M. Genèvre. Da diese beiden Gewässer auf unzweifelhaft ligurischem Gebiete fliessen, wird auch Mâtrona als alter Name der Marne ursprünglich ligurisch sein. Die Wurzel ist mâ «blöken, brüllen», auch sonst vom Rauschen des Wassers gebraucht. — Wenn nun zur Zeit vor dem Einbruch des Ariovist, etwa 60 v. Chr., an beiden Ufern des Rheins im nördlichen Elsass und Baden der gallische Volksstamm der Mediomatrici (weniger gut Mediomatrices) sass, d. h. «der in der Mitte der beiden Matra Wohnenden» (s. zur Endung die Libìci), so ist wohl eben an die Moder und Metter zu denken, und auch dieser Name ist demnach halb ligurisch. Das gallische medios, genau dem lateinischen medius entsprechend, findet sich auch in dem 6 mal vorkommenden Städtenamen Mediolanum oder -lanium (z. B. Mailand), zusammengesetzt mit lân- «Wiese», erhalten im englischen lawn (daher das lawntennis-Spiel). Ein Jahrhundert später, zu der von Tacitus in seinen «Historien» geschilderten Zeit, waren die Mediomatriker bereits durch nachrückende Stämme über die Vogesen aufs lothringische Plateau gedrängt, wo im Moselthal ihre Hauptstadt Divodurum (mit lateinischer Endung) d. h. «Gottesburg» entstand, später gewöhnlich als civitas Mediomatricorum bezeichnet, auf gallischen Münzen abgekürzt mediom.; merowingisch mediomat., aber auch schon, verkürzt, mit Lautverschiebung, meti, mit neuer Nominativendung mettis; auch in den verschiedenen Notitiae u. s. w. Meti, Metis, Mettis genannt: daraus jetzt «Metz».

6. Die Sauer oder der Sauerbach, nördlich von Hagenau, mit dem Orte Surburg, schon 749 n. Chr. Suraburgum. Denselben alten Namen Sûra führt in des Ausonius Mosella (um 350 n. Chr.), die luxemburgische Sauer, sowie ein Zufluss der Drôme auf altligurischem Gebiet, jetzt la Sure. Die Wurzel ist seu «fliessen machen, besprengen». An das deutsche Adjektiv «sauer» hat nur Anlehnung stattgefunden.

7. Die Isenach, Nebenflüsschen des Rheins etwas südlich von Worms; im 4. Jahrhundert, ohne das angehängte -ach (s. Leber, Moder), Isana, wohl angelehnt an althochdeutsch îsan aus îsarn «Eisen»; ebenso hiess einst die in den Inn fallende Isen. Eine kürzere Form bietet die Isa, jetzt la Hise, bei Tarascon auf altligurischem Gebiet; ein anderes Suffix die demselben Gebiet angehörende Isara, jetzt Isère, zu der sich die bayrische Isar stellt; ein Deminutiv zeigt die Isella (s. Mosella Mosel, von Mosa Maas) in Piemont (1299 n. Chr.). Die Wurzel eis heisst «sich heftig bewegen». Auf ein präsentisches Partizip geht der rätische Flussname Isonta zurück, jetzt vielleicht die Salzach, und ein gleichnamiger Fluss liegt dem Volksnamen der Ambisontii zu Grunde d. h. der an beiden Seiten der Isonta Wohnenden, erhalten im Namen des Pinzgaus. Dass endlich der altvenetische Flussname Sontius aus *Isontius verstümmelt ist, wird durch seinen jetzigen Namen Isonzo sehr wahrscheinlich.

8. Ein ligurischer Flussname steckt ferner in dem alten Namen der Stadt Worms Bormitomagus (300 n. Chr.) d. h. Feld an der *Bormita, mit latinisiertem, gallischem zweiten Teil (s. oben Argentomagus); vgl. auf echt ligurischem Gebiet Flüsschen und Dorf Bormita, jetzt Bormida, in Piemont. — Die ligurische Wurzel borm aber, indogermanisch bherm «sprudeln, sieden», findet sich noch vielfach von warmen Quellen gebraucht: so begegnen auf lateinischen Inschriften ligurischen Gebietes die Thermengottheiten Bormanus und weiblich Bormana, auch Bormanicus, und Bormo, Genitiv Bormonis. Durch Assimilation entstand die Wurzelform borb, erweicht borv: so heisst der letztgenannte Göttername auch *Borbo, eine Form, die in den französischen Ortsnamen Bourbon (woher das Haus Bourbon), Bourbonne, Bourbonnais erhalten ist; eine Inschrift aber hat auch Borvoni (Dativ). So findet sich denn auch für Bormitomagus: Borbitomagus, gräzisiert Borbetomagos (bei Ptolemäus). Eine abgekürzte Form (s. oben Argentoratum) *Bormetia ist, mit g = gu = v = b im erweichten Anlaut, beim geographus Ravennas (um 700 n. Chr.) in der Form Gormetia erhalten, die den Uebergang zu Wormsa, jetzt «Worms» bildet, vielleicht mit Anlehnung an das niederdeutsche worm «Wurm,

Drache», also «Drachenstadt», wozu passt, dass die Nibelungensage mit dem Drachenhorte in Worms lokalisiert wurde. — Auch der italienische Ort Bormio im Veltlin heisst deutsch Worms, daher das «Wormser Joch».

9. Die Saar, in des Ausonius Mosella römisch-männlich, mit deutscher Endung, Sarâvus d. i. Sar-au genannt, heisst bei Venantius Fortunatus (geb. 530 n. Chr.) in seiner poetischen Reisebeschreibung von Metz nach Trier weiblich Sâra (mit unorganischer Dehnung), sonst Sara. Den letzteren Namen führte auch ein Nebenfluss der Oise, jetzt la Serre. Adjektivisch weitergebildet und männlich latinisiert ist auf altligurischem Gebiet der Sarius, Nebenfluss der Adda, jetzt Serio.

10. Die Alzit, französisch Alzette, Nebenflüsschen der Sauer (s. oben) in Luxemburg, 853 n. Chr. Alsuntia aus *Alisontia (s. oben Ambisontii, Isontius). Ebenso, Alisontia, heisst in des Ausonius Mosella die weiter abwärts in der preussischen Rheinprovinz von links zur Mosel fliessende Elz, und auf die gleiche Form geht der Name des Ardennendorfes Aussonce Al(i)sontia zurück. Zwei andere Flüsschen, Namens Elz, finden sich in Baden. Eine Nebenform *Alisentia (s. oben Argentia) steckt im Namen der Alsenz, alt Alisinza, die der Nahe zueilt. Alle diese Benennungen gehen zurück auf den ligurischen Namen der Eller oder Erle alisos, weiblich alisa; vgl. z. B. auf Corsica den Bach, Berg und Golf Aliso, die Flüsschen Alisani, Alistro, Alzeto; in Piemont den Ortsnamen Alizanum (1199 n. Chr.) u. s. w. Ein Gott Alisanus wurde nach Inschriften von den gallischen Stämmen der Lingones (Plateau von Langres) und Aedui verehrt; ebenso hiess ein Bach im Departement der Aube, jetzt Hozain, älter Auzain = Alizanus. Auch die von Cäsar erstürmte Festung Alesia (für *Alisia, gall. Inschr. Alisea) gehört wahrscheinlich hierher.

11. Ein ligurischer Flussname liegt auch wohl in dem auf der Peutingerschen Tafel an der Strasse von Metz nach Trier, etwa bei Elzing an der Kanner, verzeichneten Stationsnamen Caranusca, dessen Endung spezifisch ligurisch ist, wie sie denn noch jetzt in Oberitalien sehr oft vorkommt (s. ob.). Der Bach *Caranus wird wohl der «Steinige» geheissen haben, von dem ligurischen Worte cara «Stein», das auch im Namen des durch seine Marmorbrüche berühmten Carrara, alt Cararia, steckt (Müllenhof, Deutsches Altertum, III, 192); vgl. noch den ligurischen Ort Caruscum, jetzt Carusco; auch Caria, jetzt Chieri; vielleicht keltisiert den Fluss Carantonus, jetzt la Charente.

12. Gemischten Namens scheint eine andere Station derselben Tafel, im Ober-Elsass, zwischen Augusta Rauracorum, jetzt Augst bei Basel, und Cambes, jetzt Kembs, nämlich

Arialbinum. Hier ist ari wohl sicher = are, ari, einer gallischen Präposition, welche «an, bei, neben» heisst, und die z. B. im Namen der Aremorici vorkommt d. h. der «am Meere Wohnenden» (gallisch more das Meer); ebenso im Namen des Kastells Ar(e)taunum «am Taunus», das bei Heddernheim lag; Arecluta «am Clyde» u. s. w. In -albinum steckt nun wohl ein Flussname *Albinus oder *Albina; die Wurzel Alb- aber ist diejenige, welche auf altligurischem Gebiet am häufigsten und in den mannigfachsten Ableitungen vorkommt. Dahin gehört auch der etrurische Fluss Albinia, jetzt Albenga; der korsische Ort Albiana; die ligurischen Personennamen Albianus, Albonius u. s. w.

Endlich könnte auch eine ligurische Wurzel zu Grunde liegen in dem rätselhaften alten Namen von Illzach (oder Rixheim? s. Kraus, Kunst u. Alt. II, 133) Urunci oder Uruncae (latinisiert) im Itinerarium Antonini. Am nächsten klingt nämlich der St. Gallische Fluss- und Ortsname Urnäsch, früher (im 12. Jahrh.) Urnasca, an, mit spezifisch ligurischem Suffix; vgl. noch Urcinium, den alten Namen von Ajaccio auf Corsica, und die Insel Urgo an der etrurischen Küste, jetzt Gorgona.

Diese Proben, bei denen nicht zu vergessen ist, dass sie nur zur Unterstützung der oben ausgeführten ethnographischen Grundlage dienen sollen, mögen hier genügen. Nicht alle diese etymologischen Uebereinstimmungen lassen sich auf zufällige Anklänge zurückführen. Auch dass die ligurischen Namen aus römischer Zeit von ligurischen Truppen, die in jenen Gegenden stationiert gewesen, herrühren sollten, wäre kaum für die paar Ortsnamen anzunehmen, wird aber, so viel ich weiss, durch keine Beweise gestützt (O. Seeck, Die Zusammensetzung der Kaiserlegionen. Rhein. Mus. IIL, 1893, S. 602 ff.). Die Namen der Gewässer aber gehören jedenfalls zu dem ältesten Sprachgut, das, wenn auch mannigfach umgeformt und volksetymologisch umgedeutet, sich durch alle wechselnde Bevölkerung erhält. Daher ist auch an den gemischten Namen kein Anstoss zu nehmen: haben die Gallier doch auch Städtenamen wie Caesaromagus und Augustodunum gebildet.

Die prähistorische Forschung ist ein verhältnismässig neues Wissensgebiet, hat aber, namentlich durch Kombination mit der Geschichte und der Gegenwart, schon manche überraschende Resultate geliefert; auch nähert sie sich mehr und mehr der wissenschaftlichen Sicherheit: gerade die gemischte Bevölkerung unserer Gegenden bietet ihr ein dankbares Untersuchungsfeld.

Mülhausen i. E., im April 1894.

II.

Die geschichtliche Entwicklung der jetzigen Eigentumsverhältnisse in dem heiligen Forste

bei Hagenau

von

Forstrat C. E. Ney.

(Fortsetzung.)

II.

Aus dem 30jährigen Kriege sind keinerlei Urkunden auf uns gekommen, welche auf eine Aenderung des auf diesen Schiedsspruch gegründeten Rechtszustandes in dem Verhältnisse zwischen Landvogt und Stadt schliessen lassen. Die wenigen vorhandenen beweisen, dass die Stadt auch in dieser traurigen Zeit bemüht war, Uebergriffe der Beamten der Landvogtei nötigenfalls mit Gewalt zu verhindern. So liess sie, als die Letzteren 1631 den Bestimmungen der Waldordnung zuwider einige Wiesen im Forste anlegen liessen, die um dieselben aufgerichteten Zäune trotz des Protestes Jener niederreissen.

Dagegen hatte gegen Schluss desselben das Reich als solches thatsächlich aufgehört, irgend welche Eigentumsrechte in dem Forste auszuüben. Territorialherr in der Landvogtei und Inhaber der der Staatsgewalt noch zustehenden Eigentumsrechte am Forste war bis zum westphälischen Frieden das Haus Oesterreich als erblicher Oberlandvogt und nach demselben der französische König. Der Vorbehalt in § 12 des Westphälischen Friedensvertrags,

dass der König sich in der Landvogtei mit den Rechten zufrieden geben müsse, die dem Hause Oesterreich zustanden, dass er dieselbe «in ea libertate et possessione immediatis erga imperium Romanum, qua hactenus gavisae sunt» erhalten müsse, und dass «nihil detractum intelligatur de eo omni supremi Domini jure quod supra concessum» war für den Forst bedeutungslos. Das Reich als solches hatte im Forste keine unmittelbaren Besitzrechte mehr. Seine ehemaligen Rechte dieser Art waren in den Besitz der Krone Oesterreich und von ihr an die Krone Frankreich übergegangen, welche dieselben anfangs durch ihre Oberlandvögte (Grandbaillis) ausüben liess.

Der erste derselben war Heinrich von Lothringen, Graf v. Harcourt, sein Nachfolger der Kardinal Mazarin. Aus ihrer Zeit sind keine auf unsere Frage bezüglichen Urkunden erhalten; wie es scheint, haben sie den Rechtszustand, so wie sie ihn vorfanden, einfach aufrecht erhalten.

Erst unter dem dritten Oberlandvogt, dem 1661 eingesetzten Herzog Mazarin, dem Neffen des Kardinals, erhoben sich wieder Zwistigkeiten zwischen der Landvogtei und der Stadt. Und zwar war es dieses Mal der Landvogt, der aggressiv vorging.

Im Jahre 1669 wandte sich die Stadt mit einer langen Klageschrift an den deutschen Reichstag, in welchem sie sich beschwerte, dass Mazarin im Forste Sägemühlen errichten und zur Speisung derselben grosse Holzmassen fällen lasse und zudem die schönsten Eichen an Holländer verkaufe, der Stadt aber «die vnderstandene Gegenfällung abgeschlagen und sie durch solche ungleiche division zum höchsten lädirt vnd vernachtheylt habe» und dergleichen mehr.

Aus späteren Urkunden geht hervor, dass sowohl der Herzog Mazarin, wie später der Pfalzverwüster Monclar, der von 1679 bis 1690 Grandbailli war, aber dann wieder von Mazarin abgelöst wurde, grosse Mengen Holzes, Monclar allein nach eigenem Geständnisse für mehr als 100 000 ℔, aus dem Forste verkauft und gegen die Bestimmungen der Waldordnung grosse Wiesen im Walde gerodet und zu ihrem Nutzen verpachtet hatte. Mazarin hatte sogar Köhler in den Wald gesetzt und ihnen, wie aus einer Untersuchung von 1697 hervorgeht, gestattet «de couper toutes sortes d'espèces de bois partout où bon leur semblera»; nur mussten sie ihm für das Klafter (= 3,58 Raummeter) eine Abgabe von 4 sols = $15\frac{1}{2}$ Pfennige also $4\frac{3}{10}$ Pfennige für das Raummeter zahlen. Als dann Anfangs der 1670er Jahre — die betreffende Urkunde ist nicht datiert, stammt aber jedenfalls aus der Zeit vor dem Jahre 1677, in welchem Hagenau auf Befehl Ludwigs XIV. geschleift und zu zwei Dritteilen verbrannt wurde — der König offenbar

auf Grund der Ordonnanz von 1669 der Stadt und wohl auch dem Landvogte jede Holzfällung im Forste verbot, da klagte die Stadt gegen den König bei dem Reichskammergerichte in Speyer wegen Besitzstörung.

Das sehr umfangreiche, mit grossem Aufwande von Gelehrsamkeit ausgearbeitete «Responsum juris» des von der Stadt bestellten Anwaltes kommt zu dem Schlusse, dass der Stadt im Forste als Inhaberin des Gerichtsstabs das Territorialrecht allein, das Forst- und Jagdrecht dagegen — letzteres jedoch als eigentlich zum Territorialrecht gehörig nur auf Grund nicht erhaltener Verträge — in Gemeinschaft mit dem Landvogte zustehe.

Zu einem Urteile über diesen Rechtsstreit ist das Reichskammergericht nicht mehr gekommen; der Frieden von Nymwegen machte der Oberhoheit des Reiches und der Zuständigkeit seines höchsten Gerichtshofes thatsächlich, der Ryswicker Friede auch rechtlich ein Ende.

Dagegen erfolgte 1694 die Errichtung einer besonderen Maîtrise des eaux et forêts für das Unterelsass mit dem Sitze in Hagenau und einer zweiten für das Oberelsass mit dem Sitze in Ensisheim. Dieselben traten an die Stelle der 1661 in Hagenau errichteten Maîtrise für beide Provinzen, welche allem Anscheine nach in Folge der Kriegswirren an der Ausführung ihrer Aufgaben verhindert worden war.

Die erste Aufgabe dieser Maîtrisen, welche gleichzeitig Forstamt und Gericht erster Instanz in allen die Waldungen irgend berührenden Civil- und Strafsachen waren, sowie der ihnen vorgesetzten «Grandmaîtres enquesteurs et generaux réformateurs des eaux et forêts» bestand in der Herstellung der Ordnung in den Forsten, wie sie durch die berühmte «ordonnance des eaux et forêts», von 1669 angestrebt war.

Eine der für unsere Frage wichtigsten Bestimmungen derselben war die, dass die Nutzniesser von Waldungen, an welchen der Krone Eigentums- oder Miteigentumsrechte zustanden, nur das Schlagholz, d. h. nur das Unterholz im Mittelwalde und das in Niederwaldungen anfallende Holz, nicht aber das Oberholz im Mittelwalde und das in Hochwaldungen erwachsene Holz nutzen durften.

Damit war, da der Forst ausschliesslich aus Hochwald bestand, der Landvogt im Forste thatsächlich enteignet; sein Anteil an demselben war zur königlichen Domäne geworden, an der ihm keine Nutzungsrechte mehr zustanden, und als Mazarin, der 1690 wieder als Oberlandvogt eingesetzt war, dagegen Einsprache erhob, wurde er 1695 vom Staatsrate abgewiesen, ihm aber eine Entschädigung in Aussicht gestellt, wenn seine Titel

die Gerechtigkeit seiner Ansprüche beweisen sollten. Von da an wurde der Wald stets als «forêt de sa Majesté par indivis» nach den von den Staatswaldungen handelnden Bestimmungen der Ordonnanz von 1669 behandelt.

Als solcher war er bereits in dem von dem Staatsrate im Jahre 1670 festgesetzten «règlement des coupes» bezeichnet, welches bestimmte, dass von den 30 000 Waldmorgen (arpents), welche der Forst nach einer oberflächlichen Schätzung enthalten sollte, jährlich 150 gehauen werden sollten.

Um dieses règlement scheint sich indessen wohl in Folge der Kriegswirren Anfangs weder der Landvogt, noch die Stadt gekümmert zu haben. Beide fällten während der Turenne'schen Kriege Holz, der Landvogt zum Verkauf, die Stadt zur Deckung ihres und ihrer Bürger Bedarfs, und auch als nach dem Nymweger Frieden die Zügel etwas straffer angezogen wurden, gestattete der König der Stadt von 1680 bis 1687 nach und nach den Verkauf von 5500 Eichen, die sie nach Belieben «dans la moitié qui leur appartient» auswählen konnte, obwohl die Ordonnanz von 1669 jede Fällung ausserhalb der regelmässigen Schläge auf das Strengste verbot. Die Stadt erlöste daraus pro Stück 4 ₶ 10 s = 3,50 M. in unserem Gelde.

Der erste nach den Bestimmungen der Ordonnanz gestellte Schlag wurde 1695 von den Beamten der Maîtrise angeschlagen und versteigert, und als die Stadt ausserdem zu ihrem Bedarfe und zur Deckung der Hauerlöhne Holz fällen liess, verurteilte sie die Maîtrise zu 6000 livres Strafe, 6000 ₶ Werts- und Schadenersatz und zu den Kosten und zur Einziehung des Holzes «au profit du Roi».

Gleichzeitig wurde die Stadt aufgefordert, ihre Miteigentumsrechte am Forste und ihre Eigentumsrechte am Burgbannwald durch Vorzeigung ihrer Titel zu beweisen.

Die Stadt glaubte diese Gelegenheit benutzen zu können, sich ausser diesen beiden Rechten noch mala fide das Alleineigentum an dem Burgerwalde zu sichern, in dem ihr von Rechtswegen die Mastnutzung allein zustand. Sie prozesste gleichzeitig bei der Table de marbre in Metz, welche bis 1704 Berufungsinstanz der Maîtrise war, um den Burgbann, für welchen sie keine Titel zu besitzen behauptete und unter teilweiser Benutzung der auf den Burgbann bezüglichen Titel beim Staatsrate um den Burgerwald, beide Worte mit «forêt de bourgeois» übersetzend.

Dieses Doppelspiel zwang sie gerade ihre wichtigsten Besitztitel, z. B. die Waldordnung von 1435, aus welcher der Umfang ihrer damaligen Rechte klar hervorgieng, zurückzubehalten.

Die Folge war, dass ihr zwar die Table de marbre 1700

den Burgbannwald und der Staatsrat am 28. Aug. 1696 das Miteigentum am Forste, sowie das Mast- und Weiderrecht in demselben, nicht aber die Rechte auf Bau- und Brennholz, auf Gemeinsamkeit der Rechtspflege und auf Teilung der Strafen, die sie bis dahin unzweifelhaft besessen hatte, zusprach, ohne dass sie deshalb das begehrte Alleineigentum am Burgerwald erworben hätte. In dem Beschlusse des Staatsrats von 1696 heisst es:

«Le Roi en son conseil ayant égard à la requeste a maintenu et gardé les suppleans en la possession et jouissance de la dite forêt d'Haguenau par indivis avec sa Majesté et en consequence ordonne que leur sera annuellement deliuré *moitié du prix des bois* qui y seront vendus, *les gages et droits qu'il conviendra payer aux officiers et gardes qui* seront préposés par sa Majesté pour veiller à la garde, conservacion, police et amenagement de la dite forest et les droits vsagers sy aucuns sont d'eux *préalablement déduits*, les a pareillement maintenus et gardé en la possession des droits de panage et pasturages pour leurs bestiaux, exceptez les bestes blanches dans les cantons de la dite forêt qui leur seront désignées par les officiers de la maitrize d'Haguenau aux lieux deffensables, les a décharchez des condamnations contre eux prononcées par la dite sentence de la Maitrize d'Hagenau du cinquième de mars 1696 par grace et sans tirer à consequence, les a deboutez du surplus des demandes portées par la dite requête.»

Durch diesen Staatsratsbeschluss war der bis dahin bestehende Rechtszustand von Grund aus verändert.

Vor allem war die Stadt von der damals höchsten Instanz des Königreichs in aller Form Rechtens als Miteigentümerin des Forstes anerkannt. Die bis dahin offene Frage, ob ihr Anteil an den Nutzungen desselben auf Eigentums- oder Nutzungsrechten beruhen, war damit um so mehr endgiltig entschieden, als der Staatsrat eigens zur Prüfung der Rechtsfragen berufen war und sein Urteil auf Grund der ihm vorgelegten Rechtstitel abgegeben hatte.

Durch die förmliche Anerkennung des Forstes als ungeteiltes Eigentum des Königs und der Stadt wurde derselbe aber von selbst in Bezug auf seine Bewirtschaftung und die Ausübung der darauf lastenden Berechtigungen der von den Königlichen Waldungen handelnden Kapitel der Ordonnanz von 1669 unterworfen.

Diese Ordonnanz bestimmt, dass kein Holz ausserhalb der regelmässigen Schläge gehauen werden darf und das in denselben anfallende Holz ausnahmslos versteigert werden muss.

Die notwendige Konsequenz der Annerkennung der Stadt

als Miteigentümerin in Bezug auf die Holznutzung war also die, dass sie ebenso auf alle Naturalbezüge von Holz zu verzichten hatte, wie der König für sich, seine Beamten und die öffentlichen Gebäude darauf verzichtet hatte. Nicht mehr das Holz selbst, sondern das aus dem verkauften Holze erlöste Geld wurde zum Gegenstand der Teilung der gemeinschaftlichen Früchte des ungeteilten Besitzes.

Waren wirklich die bisherigen Beholzigungsrechte der Stadt Ausfluss ihrer Miteigentumsrechte — und sie sind von ihr in ihrer Eingabe als Beweis des letzteren benützt worden,— so war ihre Aufhebung in dem Augenblick, in welchem ihr ein Anrecht auf die Hälfte des Erlöses aus dem verkauften Holze zuerkannt wurde, um so mehr gerechtfertigt, als der König nach der Ordonnanz nicht nur zu Staatszwecken kein Holz mehr in natura in Anspruch nahm oder vielmehr nehmen sollte, sondern mit den Frohnden speziell im Hagenauer Forste auch das Gegenholz der Frohnbauern und die Holzrechte der 11 Lichtenbergischen Dörfer abschaffte, welche für dieselben den Grafen von Hanau frohnpflichtig waren.

Eine weitere Konsequenz der Anerkennung der Stadt als Miteigentümerin zur Hälfte wäre die Aberkennung der Rechte auf Schmalz- und Rauhweide gewesen, welche nach der Ordonnanz, wo keine Berechtigung auf diese Nutzungen bestehen, gleichfalls versteigert werden musste. War das Recht der Stadt Ausfluss ihres Miteigentums, so war sie nicht geschädigt, wenn sie die Hälfte des Erlöses aus der Verpachtung derselben bezogen hätte.

Der Staatsratsbeschluss von 1696 erkannte der Stadt aber neben dem Miteigentum noch das Weide- und Mastrecht zu. Sie konnte sich daher um so weniger über die vom Staatsrate verfügte Einschränkung dieses Rechts auf die fährigen Orte und den eigenen Bedarf beklagen, als die Ordonnanz alle derartigen Rechte in dieser Richtung beschränkt hatte, als sie ferner in ihrer Eigenschaft als Miteigentümerin Anspruch auf die Hälfte des Erlöses aus der Verpachtung der nach Deckung ihres eigenen Bedarfs noch zu verpachtenden Mast und Weide besass und als endlich die Beschränkung zur Erhaltung der Substanz des Waldes nötig war.

Zudem hatte die Stadt bis dahin, wie wir gesehen haben, weder von der Holz-, noch von der Mastnutzung auch nur annähernd die Hälfte bezogen. Bei der Holznutzung hatte der Landvogt vor ihr immer das Kuchengeld, das ihm die Hagenauer selbst für Buchen- und Birkenholz bezahlen mussten, die dem Schultheissen zustehenden Würzlinge und

seit 1615 die Windfälle voraus; der Ertrag der Mastnutzung war auf landvögtischer Seite um die Hälfte grösser, als auf Seite der Stadt, und nur bei der Weidenutzung mögen, seit der Stadt 1578 das Recht, die Weide im Burgerwald zu verpachten, zugesprochen war, die Anteile beider Theile annähernd gleich gross gewesen sein.

Durch den Staatsratsbeschluss von 1696 hat demnach die Stadt eine abermalige Ausdehnung ihrer Rechte erreicht; aus ihrem Rechte auf den Genuss eines unbestimmten Teils der Früchte des Waldes, war ein Anrecht auf die Hälfte, seiner Substanz und der Früchte geworden, und der Anteil von den Früchten selbst war von etwa zwei Fünftel auf die Hälfte, und wenn man die ihr zugestandenen Berechtigungen der Rauh- und Schmalzweide in Betracht zieht, auf mehr als die Hälfte gestiegen.

Unter diesen Umständen konnte sie die Aberkennung der Rechte der Gemeinsamkeit der Rechtspflege und der Teilung der Forststrafgefälle um so leichter verschmerzen, als letztere schon zu deutscher Zeit durch die fortgesetzten Verschlechterung des Münzfusses bei nominell gleichbleibender Höhe der Geldstrafen längst aufgehört hatten, eine Finanzquelle von Bedeutung zu sein. In der einzigen uns erhaltenen Abrechnung über die Einnahmen auf dem Waldhause, derjenigen aus 1553/54 beträgt die Gesamteinnahme 124 ℔ 18 β 6 ₰, die Reineinnahme nicht ganz 57 ℔, wovon die Stadt 23, der Landvogt 34 ℔ erhielt, und als 1591 der alte Gegenrechner auf dem Waldhaus starb, stellte es sich heraus, dass derselbe zeitlebens keine Rechnung gestellt hatte, und es erschien vollkommen glaubhaft, dass er die dortigen Einnahmen «auf seinen Gehalt genommen» habe.

Dagegen erlöste die Stadt bereits 1520 612 fl. für die Mast im Burgerwalde, der Landvogt 1551 240 fl. für diejenige im Oberwald und 1593 für den Nacheckerich, d. h. für die Verpachtung der Mastnutzung für die Zeit nach dem Dreikönigstage im Niederwald, allein 325 fl. Die Weide verpachtete der Landvogt 1592 an nicht weniger als 19 Gemeinden, worunter sich die meilenweit vom Forste ernfernten Gemeinden Hördt, Vendenheim und selbst Marlenheim befanden und wie gross die Zahl der gegen Entgelt im Forste eingeschlagenen Schweine gewesen sein muss, geht daraus hervor, dass 1581 300 Schweine aus dem in der Luftlinie 110 Kilometer vom Forste entfernten Ensisheim in denselben eingetrieben wurden.

Dieses Missverhältnis änderte sich noch mehr durch Einführung einer geregelten Schlagwirtschaft im Forste. Schläge in unserem Sinne, d. h. Holzfällungen auf grösserer zusammen-

hängender Fläche zum Zwecke des Verkaufs waren bis 1694 im Forste überhaupt niemals gemacht worden. Zur Nutzung waren bis dahin, abgesehen von der zeitweisen Raubwirtschaft Mazarin's und Monclar's, grundsätzlich nur «unschädliche» Hölzer gekommen, d. h. von Eichen nur liegende oder dürre oder doch so abgängige Stämme, dass sie, wie es wiederholt heisst, «keine Eicheln mehr tragen mögen». Auch von den übrigen Hauptholzarten durften die Förster nach ihrer Eidesformel nur unschädliches, d. h. abgängiges oder den Eichen Schaden machendes Holz anweisen. Nur das Taubholz, zu welchem man im Hagenauer Forste die Hainbuche, Erle, Aspe, Salweide und die Straucharten, nicht aber die Birke rechnete, war für diejenigen, die überhaupt Holz im Forste holen durften, vogelfrei.

Der Bedarf war im Verhältnisse zu den im Forste vorhandenen Holzmassen ein so unbedeutender, dass wiederholt, z. B. 1518, zur Beseitigung der Feuersgefahr mit Rücksicht auf die Masse der vorhandenen liegenden Hölzer jede Nutzung von stehendem Holz verboten werden musste.

Berichtete doch noch 1696 der Grandmaître Gallois, es liege noch so viel Brennholz im Forste und verfaule dort nutzlos, dass die Stadt daraus ihren Brennholzbedarf auf 10 Jahre hinaus decken könne, und als die Beamten der Maîtrise 1698 den nicht versteinten Teil des Forstes vermarkten, konnten sie allenthalben den Lauf der Gränze an dem ununterbrochen aus alten Bäumen bestehenden Waldsaume erkennen. Die Bestockung bestand allenthalben vorherrschend aus ganz alten, an vielen Stellen aus völlig abgängigem Holze.

Die ungeheueren Holzvorräte des Forstes waren mit anderen Worten bis dahin in erster Linie dazu bestimmt gewesen, Mast für die Schweine zu erzeugen; die Holznutzung war Nebensache und beschränkte sich bei den masttragenden Holzarten auf abgängige Waare. Durch die Einführung der Schlagwirtschaft wurde das bis dahin in unverhältnismässiger Höhe angesammelte Holzkapital flüssig gemacht, gleichzeitig aber durch die Ausschliessung der Weide von den abgetriebenen Schlägen Sorge getragen, dass es sich allmählich durch das Heranwachsen junger Bestände erneuerte.

Dadurch wurde aber das Holz um so mehr zur Hauptnutzung im Forste, als Anfangs nicht nur der nachhaltige Ertrag, sondern über denselben hinaus die Vorratsüberschüsse genutzt wurden, welche damals infolge der bis 1694 befolgten Art der Abnutzung, wenn nicht quantitativ, so doch qualitativ vorhanden gewesen sein müssen. Die Umtriebszeit war zwar auf 200 Jahre angenommen; in den im ersten Umtriebe zur

Nutzung kommenden Beständen waren aber wenigstens die Eichen wesentlich älter als 200 jährig.

Infolge dessen stiegen die Gelderträge des Forstes auf eine umgeahnte Höhe, und die Geldstrafen verloren auch noch den Rest von Bedeutung, den sie vor Einführung der Ordonnanz gehabt hatten. Ich glaube nicht, dass die Gesamthöhe der Geldstrafen, welche die Maîtrise in den Jahren 1695 bis 1698 für im Forste begangene Forstfrevel aussprach, abgesehen von den Strafen, zu denen die Stadt selbst verurteilt wurde, zusammen der Betrag von 200 ℔ erreicht, und die der wirklich einziehbaren ist wohl weit noch unter diesem Betrage geblieben.

Was die Frage der persönlichen Verwaltungs- und Schutzkosten betrifft, so lässt es der Wortlaut des Staatsratsbeschlusses von 1696 zweifelhaft, ob sie von dem Gesamtertrage des Forstes oder von dem Anteile der Stadt abgezogen werden sollten, ob sie mit anderen Worten die Stadt ganz oder nur zur Hälfte zu tragen hatte.

Die Stadt hat später behauptet, bis 1702 seien sie vom Gesamtertrage abgezogen worden. Eine Abrechnung aus jener Zeit ist nicht erhalten, und ich habe in den Archiven nur eine Beschwerde der Stadt finden können, in welcher sie sich beklagt, dass die Maîtrise überhaupt keine Rechnung stelle.

Aber selbst wenn der Staatsrat damals der Stadt, abweichend von der Rechtsregel, dass der Miteigentümer einen seinem Anteil an den Früchten der gemeinschaftlichen Sache entsprechenden Teil an der zur Erhaltung derselben nötigen Ausgaben zu tragen hat, diese Kosten voll aufgebürdet hat, so kann ich mit Rücksicht auf die vorhin geschilderte Ausdehnung der Activ-Rechte der Stadt an dem Forste nicht anerkennen, dass dieselbe durch die gleichzeitige Ausdehnung ihrer Pflichten materiell in unbilliger Weise geschädigt worden ist, einerlei ob der Staatsrat, der nur die Titel zur Hand hatte, die ihm die Stadt vorzulegen für gut fand, sich dieser Thatsache bewusst war oder nicht.

Damals fühlte sich die Stadt indessen durch diesen Beschluss schwer geschädigt. Der durch die Verweigerung der Naturalabgaben von Holz erzwungene Uebergang von der Natural- zur Geldwirtschaft war der Stadt und noch in viel höherem Grade den Bürgern unbequem. Die Leute waren gewohnt, ihren Holzbedarf nahezu unentgeltich zu erhalten und ihr Haushalt war nicht darauf eingerichtet, ihn zu bezahlen.

Sie richteten deshalb Beschwerde auf Beschwerde an den König, versuchten aber gleichzeitig das zu deutscher Zeit so oft mit Erfolg angewandte Mittel, sich mit Gewalt in den Besitz

der in Anspruch genommenen Rechte zu setzen. Sie ersteigerte zwar 1696 zur Deckung ihres eigenen Brennholzbedarfs und desjenigen der Bürger das im Walde liegende Dürrholz, liess aber den Letzteren zur Deckung ihres Bauholzbedarfs durch ihre Förster, die sie immer noch unterhielt, Holz anweisen und verkaufte solches selbst an Bürger von Bischweiler.

Die vielgeschmähte Maîtrise begnügte sich «pour le bon plaisir du Roy et sans tirer à conséquence» die Stadt zu verurteilen, die Hälfte des Wertes des abgegebenen Holzes an den König herauszuzahlen.

Ueberhaupt kann den Beamten der Maîtrise in Hagenau die Anerkennung nicht versagt werden, dass sie, obwohl sie ihre Aemter, und zwar teilweise zu sehr hohem Preise, hatten kaufen müssen, die ungemein schwierige Aufgabe, in einem eben erst annexierten Lande uralte Missbräuche abzuschaffen, nicht nur mit dem grössten Eifer, sondern auch auf dem einzig richtigen Wege gelöst haben.

Sie liessen die ganze Strenge des Gesetzes nur da walten, wo eine mächtige Persönlichkeit, eine Stadt oder ein Grandseigneur gewissermassen aus Grundsatz die Bestimmungen der Ordonnanz verletzte; sie straften aber, von der ihnen persönlich eingeräumten Machtbefugnis Gebrauch machend, trotz der entgegenstehenden keine Strafmilderung zulassenden Bestimmungen der Ordonnanz «pour le bon plaisir de Sa Majesté et sans tirer à conséquence» bei unbedeutenden Freveln kleine Leute entweder gar nicht oder doch nur mit einer weit unter der gesetzlichen stehenden sehr gelinden Busse. Wo keine böse Absicht vorlag, oder wo der angerichtete Schaden gering war, sprachen sie wohl auch ganz frei, auch wenn der Buchstaben des Gesetzes verletzt war.

Ihnen kam es vor allem darauf an, einen soliden Rechtszustand zu schaffen, die Eigentums- und Berechtigungsverhältnisse festzustellen, die Grenzen des Staats- und Gemeindebesitzes zu sichern und den allenthalben eingerissenen Missbräuchen in der Ausnutzung des Waldes zu steuern.

Die Kriege der unmittelbar vorausgegangenen 80 Jahre hatten das Elsass in unerhörter Weise mitgenommen. Viel früher gerodetes Land war, weil es an Bebauern fehlte, durch die Ungunst der Zeiten wieder zu Wald geworden. Von den alten Waldungen standen auf langen Strecken die Grenzen nicht fest; in diesen hatte die Abwesenheit oder die Schwäche der Eigentümer unbefugte Eingriffe dritter gewissermassen zu ererbtem Gewohnheitsrechte gemacht; in jenem hatten die ursprünglich Nutzungsberechtigten ihr Recht durch Nichtgebrauch verfallen lassen, weil sie ihre gering gewordenen Bedürfnisse

in einem Teile des belasteten Waldes oder auch in ihren eigenen zu Wald gewordenen Feldern decken konnten.

Es ist wahr: die Beamten der Maîtrise suchten ihre Aufgabe in einer, wenn man die von ihnen erlassenen Verordnungen liest, sehr tyrannisch erscheinenden Weise zu lösen. Binnen 3 Monaten mussten die Besitztitel für Eigentum und Berechtigungen geliefert, binnen 6 Monaten die Waldungen von Privaten und Gemeinden versteint, binnen Jahresfrist zu Wald gewordene Aecker und Wiesen wieder gerodet, Privatwald vom Staatswald durch Gräben getrennt sein. In jedem nicht eingerichteten Walde durfte einfach gar Nichts gehauen werden. Sie liessen aber, wo sie guten Willen fanden, sehr mit sich reden und zeigten sich bei Absteckung der Grenzen, bei Prüfung der Eigentums- und Berechtigungsverhältnisse nichts weniger als kleinlich.

Trotzdem kamen sie im ganzen Elsass in den Geruch, die Gemeinden um ihre eigenen Waldungen und um ihre Berechtigungen in den Staatsforsten bringen zu wollen, ein Gedanke, der so verbreitet war, dass sich 1699 die Gemeinden der Hart und die der Umgegend von Hagenau gemeinsam an den König mit der Bitte um Abschaffung der Maîtrisen von Ensisheim und Hagenau wandten und sich erboten, den Beamten die Kaufpreise ihrer Aemter zurückzuzahlen.

Von allen gegen die Beamten erhobenen Beschuldigungen hat vielleicht nur eine einzige einige Berechtigung, diejenige einer sehr weit getriebenen Anrechnung von Tag- und Reisegeldern.

Sie ist indessen erklärlich, wenn man bedenkt, dass der Vorstand der Hagenauer Maîtrise, deren Bezirk von Schlettstadt bis nach Germersheim reichte, der maître particulier Perreaud, ein Gehalt von 300 livres tournois oder 231 M. in unserem Gelde bezog und nach einer Untersuchung von 1761 für sein Amt 60000 livres bezahlt hatte.

In den ersten Gesuchen an den König verlangte die Stadt das Recht auf Dürr- und Taubholz (boismorts et mortsbois), Abrechnung über die versteigerten Schläge, Ueberweisung der Hälfte der jährlichen Schläge in natura und die Naturalabgabe des Bedarfs der Bürger an Bauholz, wobei eine gleiche Holzmenge «au profit du Roy» verkauft werden solle.

Die Staatsratsbeschlüsse von 1698 und 1700 verwiesen sie mit diesen Forderungen an den Grandmaître Gallois und bestätigten im Uebrigen den Beschluss von 1696.

Wohl infolge des spanischen Erbfolgekriegs, welcher auch veranlasste, dass von 1703 bis 1713 im Forste kein Schlag versteigert wurde, ruhte der Streit bis 1715, in welchem Jahre die Stadt ihre früheren Forderungen wiederholte und weiter

verlangte, dass die Besoldungen wie vor 1702 von beiden Teilen je zur Hälfte bezahlt werden sollten.

Der Staatsrat verwarf auf Antrag des Grandmaître Gallois durch Beschluss vom 6. November 1717 die Beschwerde in letzterer Hinsicht und verordnete die Ausführung des Beschlusses von 1696 «suivant sa forme et teneur», gestand der Stadt aber gleichzeitig wieder die Abgabe des Bauholzbedarfs der Bürger in natura zu und erteilte ihr, «par grace et sans tirer à consequence» die Erlaubnis, «de prendre pour leur chauffage les bois morts gisants et hors d'état de servir à autre usage qu'à brûler» mit der Einschränkung, dass das Holz im Forste nicht zu Klafterholz aufgearbeitet werden dürfe. Das an die Bürger abgegebene Bauholz sollte von den Forstbeamten geschätzt und sein Wert der Stadt ebenso von ihrer Hälfte abgezogen werden, wie die Taggelder der dabei beschäftigten Beamten.

Auch dieser Beschluss bedeutete demnach eine Erweiterung der Aktiv-Rechte der Stadt, insofern er den Bürgern in dem gemeinschaftlichen Walde das Recht auf Dürrholz nach Bedarf und auf den Naturalbezug des benötigten Bauholzes einräumte und die Letzteren dadurch von der Notwendigkeit befreite, ihr Holz von den durch alle möglichen Mittel monopolisierten Holzhändlern zu kaufen; dagegen wurde durch die einfache Bestätigung der früheren Beschlüsse die von der Stadt angefochtene Interpretation des auf die persönlichen Verwaltungs- und Schutzkosten bezüglichen Satzes für richtig erklärt. Sie hatte diese Kosten und den Wert des an die Bürger abgegebenen Bauholzes von nun an allein zu zahlen.

In einer Eingabe von 1731 suchte die Stadt diese Last von sich abzuwälzen und verlangte nicht nur die Uebernahme der erwähnten Kosten, sondern auch der Bauholzabgaben auf gemeinsame Rechnung, obwohl sie 1698 ihre Zustimmung dazu erteilt hatte, dass eine den Holzabgaben gleiche Holzmenge zum Vorteil des Königs verkauft werden solle. Die Antwort liess nicht lange auf sich warten. Durch Beschluss vom 4. Dezember 1731 wies der Staatsrat die Stadt mit ihrer Beschwerde ab und begründete die Abweisung damit, dass die Stadt zu deutscher Zeit überhaupt nicht Miteigentümerin gewesen sei und das Miteigentumsrecht erst durch Ludwig XIV. erhalten habe. Die Zahlung der persönlichen Kosten der Verwaltung und des Schutzes sei eine billige Entschädigung für die ihr über ihren rechtlichen Anspruch hinaus bewilligten Rechte.

Die Höhe der der Stadt zukommenden Beträge wurde in der Folgezeit alljährlich durch Staatsratsbeschluss festgestellt. Die Abrechnungen sind aber so unvollständig, dass sich die Art wie dieselben thatsächlich berechnet wurden, nicht genau feststellen

lässt. Nur so viel steht fest, dass sie in der Praxis nicht mit den von dem Staatsrate festgesetzten Grundsätzen übereinstimmen und die Stadt manchmal wesentlich mehr bezahlen musste, als sie nach dem Staatsratsbeschlusse von 1696 hätte zahlen müssen. Die Einnahmen für Holz setzten sich nämlich zusammen

1. aus den von den Coupensteigerern bei den Versteigerungen für die Schläge wirklich gebotenen Prinzipalkaufspreisen,

2. dem «sol par livre», d. h. einem 5prozentigen Zuschlage dazu, welcher nach der Ordonnanz von 1669 über dieselben hinaus zur Besoldung der Beamten der Maîtrise von den Holzverkäufern direkt erhoben wurde,

3. den «14 deniers par livre», einem weiteren Zuschlage, welche auf Grund der Staatsbeschlüsse von 1704 und 1708 zur Erhebung kam, um daraus zuerst die controleurs généraux und die Inspecteurs des eaux et forêts und später diejenigen Beamten zu besolden, welche an ihre Stelle traten.

Diese Beamten waren Mitglieder der «chambres des eaux et forêts», welche in Verwaltungssachen Direktiv- und Aufsichtsbehörden, in Justizsachen Forstgerichte zweiter Instanz waren.

Von diesen Einnahmen nun figurieren die 14 Zuschlagdeniers entweder gar nicht in den Abrechnungen oder sie wurden in denselben vor der Teilung abgezogen. Der Staat bezog dieselben mit anderen Worten allein und besoldete dafür die genannten Beamten. Nimmt man an, dass diese 14 Zuschlagdeniers zur Zahlung dieser Besoldungen ausreichte — und da in den Staatsforsten auch nicht mehr erhoben wurde, ist diese Annahme sehr wahrscheinlich —, so folgt daraus, dass damals die Stadt thatsächlich die Hälfte der auf den Forst treffenden Ausgaben für die Direktiv- und Aufsichtsbehörden und die Forstgerichte 2. Instanz getragen hat. Wären die 14 Deniers nicht über den eigentlichen Kaufpreis hinaus bezahlt worden, so hätte der Käufer 14 Deniers par livre mehr für den betreffenden Schlag geboten, und die Stadt hätte für ihren Anteil eine um 7 Deniers auf das Pfund höhere Einnahmen gehabt.

Dagegen wurde der zur Zahlung der Beamten der Maîtrise bestimmte «sol par livre» bei der Gesamteinnahme in Rechnung gesetzt und ebenso wie der eigentliche Kaufpreis der Schläge zwischen Staat und Stadt gleichmässig geteilt, so dass die Stadt die Hälfte Beider erhielt.

Von dieser Hälfte wurde nun ein Posten «gages, journées et vacations des officiers et gardes de la Maîtrise» abgezogen, ohne dass derselbe jemals mit den wirklich verausgabten Beträgen übereinstimmte. Er war bald wesentlich — bis um das doppelte — höher, bald niedriger, als die wirkliche Ausgabe.

Dem Wortlaute des Beschlusses von 1696 nach, wornach die Stadt nur die Besoldungen u. s. w. der Beamten zu zahlen hatte, «qui seront préposés par Sa Majesté pour veiller à la garde, conservacion, régie et amenagement de la dite forêt», hätte sie immer weniger, als die wirklichen Ausgaben zahlen müssen. Denn der Wirkungskreis der eigentlichen Verwaltungs- und Gerichtsbeamten der Maîtrise erstreckte sich über das ganze Unterelsass bis hinab nach Landau und Germersheim; nur die eigentlichen Förster hatten auf Teile des Forstes beschränkte Bezirke.

Thatsächlich hat also die Stadt damals nicht nur durch Nichtanrechnung der 14 Deniers die Hälfte der Kosten der höheren Verwaltung und der Gerichte 2. Instanz, sondern auch in der Regel mehr als den vollen Betrag der Kosten der Lokalverwaltung und der Gerichte erster Instanz und den vollen Betrag der Schutzkosten bezahlt.

Ebenso wurde sie, wie es scheint, bei der Anrechnung des Berechtigungsbauholzes übervorteilt. Der Taxwert desselben figuriert nämlich in den mir zu Gesicht gekommenen Abrechnungen wohl in den Ausgaben auf Seiten der Stadt, nicht aber in der Gesamteinnahme, so dass, wenn er dort nicht nur mit seinem halben Betrage abgezogen ist, was ich bis jetzt nicht habe ermitteln können, die Stadt thatsächlich das $1^1/_2$fache dieses Taxwertes dafür hat bezahlen müssen.

Ausserdem geht aber auch aus diesen Abrechnungen hervor, dass der Staat, wenn er zu Kriegszwecken Holz im Forste fällen liess — und er that das 1720 und 1745 bis 1748 in grossem Umfange — trotz wiederholter Reklamationen der Stadt Nichts für dieselben bezahlte. Er requirierte also im eigenen Lande. So kam es, dass die Stadt

1719	von	einer	Gesamteinnahme	von	20233	℔	nur	7818	℔
1720	»	»	»	»	31712	»	»	5949	»
1721	»	»	»	»	25132	»	»	6139	»
1749	»	»	»	»	56624	»	»	18312	»
1751	»	»	»	»	33952	»	»	10835	»

herausbezahlt wurden, obwohl beispielsweise 1749 das Bauholz nur auf 217 ℔ geschätzt wurde.

Aehnlich lauten alle übrigen Abrechnungen; nur dass der Staatsrat der Stadt zeitweise noch weitere Abzüge meist von 10⁰/₀ machte, die bald als Steuer, bald als Ersatz für nicht bezahlte Forststrafen bezeichnet wurden.

Materielle Verwaltungskosten kamen damals nicht zur wirklichen Verausgabung; die Grenzsteine und Grenzgräben mussten die Angrenzer bezahlen; die Kultur- und Wegbau-

kosten aber figurierten, weil sie, wie noch jetzt vielfach in Frankreich, den Schlagsteigerern als «charge» auferlegt wurden, in den Mindererlösen aus dem Holz als versteckter Bedarf. Die Stadt partizipierte also daran zur Hälfte.

Dieses Verhältnis dauerte bis zum Erlass des Gesetzes vom 29. September 1791, «sur l'administration forestière», welches die Maîtrisen abschaffte und in seinem Artikel XIX des Absatzes XII Folgendes bestimmte:

«Toutes les opérations des préposés de la conservation générale dans les forêts des communautés, seront faites sans frais, sauf les vacations des arpenteurs qui seront employés; mais les adjudicataires des coupes tant ordinaires qu'extraordinaires seront tenus de payer entre les mains des préposés de la régie de l'enrégistrement, les deux sols pour livre du prix de leur adjudication, outre et pardessus icelui et moyennant ce, les 26 deniers pour livre ci-devant établis, sont et demeurent supprimés.»

Auf Grund dieses gar nicht auf ungeteilte, sondern auf reine Gemeindewaldungen bezüglichen Artikels besoldete der Staat während der Giltigkeitsdauer des Gesetzes von 1791 bis 1828 die sämtlichen Forstverwaltungsbeamten mit Einschluss der Oberförster (gardes généraux), erhob aber dafür die 10prozentige Zuschlagsgebühr direkt von den Coupensteigerern. Die Stadt bezahlte dagegen sämtliche Forstschutzbeamte auf Grund eines anderen gleichfalls nur für reine Gemeindeforsten geltenden Artikels dieses Gesetzes.

Unbegreiflicher Weise zahlte aber der Staat Anfang ein Viertel, später die Hälfte, zeitweise sogar den vollen Betrag der erhobenen Zuschlaggebühr und zwar als Anteil des Staates an den Förstergehältern wieder heraus, so dass die Stadt bis zum Jahre 1828 wiederholt zu den Besoldungen der Lokal-Verwaltungsbeamten überhaupt nichts beitrug und selbst die Förstergehälter mehr oder weniger vollständig ersetzt erhielt.

Zu den Besoldungen der an den Forstgerichten amtierenden Richter trug die Stadt seit Aufhebung der Maîtrisen unmittelbar Nichts mehr bei, nachdem durch die Gesetze vom 5. November und 25. Dezember 1790 zuerst die forstlichen Zivilprozesse und dann die Forststrafsachen den ordentlichen Richtern übertragen worden waren.

Vom 1. Juli 1829 an trat der Artikel 106 des Forstgesetzes von 1827 in Kraft, welcher lautete: «Pour indemniser le gouvernement des frais d'administration des bois des communes ou établissements publics, il sera ajouté annuellement à la contribution foncière établie sur ces bois une somme équivalente à ces frais. Le montant de cette somme sera réglée chaque année

par la loi de finance; elle sera répartie au marc le franc de la dite contribution et perçue de la même manière.»

Aus Anlass der Erhebungen, welche zur Feststellung der auf die Gemeinden auszuschlagenden Summen angestellt wurden, entdeckte die Forstverwaltung die Irrtümlichkeit ihres seit 1791 eingeschlagenen Verfahrens, und durch Beschluss des Ministers der Finanzen vom 31. Januar 1828 wurde bestimmt, «que les frais d'administration et de régie soient supportés exclusivement par la ville seule, indépendamment des frais de garde qui doivent en outre rester également à sa charge pour la totalité de la forêt».

Diesem grundsätzlichen Entscheide entsprechend wurde gleichzeitig die Aufstellung einer Nachweisung sämtlicher seit 1791 von der Stadt zu wenig bezahlten Beträge und die Rückforderung derselben angeordnet.

Die endgiltige Feststellung dieser Nachweisung, welche 1831 provisorisch mit einer Forderung an die Stadt von 485514 frcs. 53 c. abschloss, liess lange auf sich warten. Die Stadt zahlte aber thatsächlich von 1829 bis 1838 den vollen Betrag des auf die Grundsteuer geschlagenen zur Zahlung des persönlichen Verwaltungskosten bestimmten Zuschlags und ausserdem die Gehälter sämtlicher eigentlichen Förster, nicht aber diejenigen der damals sehr zahlreichen Hilfsförster (Gardes auxiliaires), obwohl die vorerwähnten Artikel des Forstgesetzes sich gleichfalls nicht auf ungeteilte Forsten beziehen.

Im Jahre 1839 machte man plötzlich die Entdeckung, dass die Stadt seit Einrichtung des Katasters irrtümlich mit der ganzen Grundsteuer für den Forst veranlagt war, während doch die Hälfte als dem Staate gehörig steuerfrei war. Sie hatte so in 10 Jahren 93973 frcs. 70 c. mehr an Grundsteuer bezahlt als sie schuldig war.

Am 1. Januar 1839 wurde dieser Irrtum beseitigt und die Grundsteuer auf die Hälfte herabgesetzt. Gleichzeitig wurde aber im Widerspruch mit dem Ministerialerlasse von 1828 der zur Zahlung der Verwaltungskosten bestimmte Zuschlag nur von der halben Grundsteuer erhoben, so dass die Stadt von da an wieder nur die halben Verwaltungskosten bezahlte.

Auch nach Erlass des Gesetzes vom 25. Juni 1841, welche wieder zu den Grundsätzen des Gesetzes von 1791 zurückkehrte und die Forstverwaltungskosten von den Gemeinden in Form eines dieses Mal 5prozentigen Zuschlags zu den Einnahmen aus den betreffenden Waldungen, des s. g. Zwanzigstels einzog, hat die Stadt bis 1845 als Beitrag zu den Verwaltungskosten nur das Zwanzigstel ihres Anteils an den Einnahmen bezahlt.

Inzwischen hatte die Forstverwaltung ihre Forderungen an die Stadt endgiltig festgestellt und ihr 1845 eine Rechnung

von nicht weniger als 593759 frcs. überreicht. Als die Stadt sich weigerte, dieselbe zu begleichen, klagte der Staat am 11. November 1846 auf Anerkennung dieser Forderung und der entsprechenden Ansprüche für die Zukunft.

Die Stadt bestritt Beides und machte eine lange Gegenrechnung, in welcher sie u. A. Ersatz für die Baukosten der Försterwohnungen und für die Holzabgaben zu Kriegszwecken verlangte und Anspruch auf alleinigen Bezug des Erlöses aus dem Verkaufe zu Bauholz untauglicher Windfälle erhob.

Das Landgericht Strassburg erkannte unterm 9. April 1850 im Prinzip, «que la ville de Haguenau est tenue d'acquitter seule la totalité des frais de garde de régie et d'administration de la forêt de Haguenau», und dass sie demgemäss das Zwanzigstel für sämtliche Erträge des Forstes zu zahlen habe, dass die zu Bauholz untauglichen Windfälle nicht der Stadt allein gehören, dass die aus den Holzverkäufen der Verbündeten in den Jahren 1813 bis 1815 entstandenen Verluste beide Teile gleichmässig zu tragen haben, dass der Staat die Stadt für die Holzabgaben zu Kriegs- und sonstigen Staatszwecken entschädigen und ihr die Hälfte der bei den Forststrafurtheilen ausgesprochenen Werts- und Schadensersätze, die Hälfte der Baukosten der Forsthäuser und die Hälfte der für die Unterhaltung der Vizinalwege für den Forst bezahlten Grundsteuerzuschläge herauszahlen solle und verwarf den Einwand der Stadt, dass ein Teil seiner Rückforderung verjährt sei.

Der Appellhof in Colmar bestätigte dieses Urteil unterm 31. Dezember 1851. Die Requêtekammer des Kassationshofes erkannte aber unterm 16. Februar 1853 auf Zulassung der Nichtigkeitsklage. Ein am 4. Februar 1854 von dem Gemeinderate angenommener Vergleich, in welchem sich die Stadt gegen Nachlass einiger Forderungen des Staates für die Zukunft zur Zahlung der Gehälter der Förster und des Zwanzigstels von sämtlichen Einnahmen aus dem Forste verpflichtete, machte dem Rechtsstreite ein Ende.

Schon vorher waren durch das Gesetz vom 19. Juli 1845 die Nebennutzungen und Jagderträge von der Zahlung des Zwanzigstel entbunden worden. Seitdem ist durch Gesetz vom 14. Juli 1856 festgestellt worden, dass die Verwaltungskostenbeiträge den Betrag von 1 fr. pro ha nicht überschreiten dürfen.

Der heutige Rechtszustand ist demgemäss der folgende:

1. Die Landesverwaltung von Elsass-Lothringen und die Stadt Hagenau sind je zur Hälfte Eigentümer des ungeteilten Hagenauer Forstes.

2. Die Bürger der Stadt besitzen in demselben ausserdem das Recht der Weide-, Mast- und Leseholznutzung nach Bedarf.

3. Als Miteigentümer bezieht jeder Teil die Hälfte aller Einnahmen mit Einschluss der Jagderträge, nachdem die Jagd seit der ersten Revolution aufgehört hat, Regal zu sein.

4. Von sämtlichen materiellen Betriebskosten, wie Holzwerbungs-, Kultur-, Wegbau-, Insektenvertilgungs-, Grenzsicherungs-, Forsteinrichtungskosten u. s. w. trägt jeder Teil die Hälfte.

5. Das Gleiche gilt von den Baukosten der Dienstwohnungen der Förster, obwohl die Benutzung dieser Wohnungen zum Diensteinkommen dieser Beamten gehört, deren Besoldungen die Stadt allein bezahlt.

6. Die Kosten der Gelderhebung werden im Prinzip von beiden Teilen gemeinsam getragen ; in praxi werden die Hebegebühren gegenseitig verrechnet, die Portoauslagen aber bei der Forstkasse Hagenau-Ost vom Staat, bei der Kasse Hagenau-West von der Stadt bezahlt; fixirte Besoldungen für die Rendanten kommen nicht zur Ausgabe, da die Kasse des Ostreviers von dem Enregistrementseinnehmer, die des Westreviers von dem städtischen Einnehmer im Nebenamte verwaltet werden.

7. Die Holzverkaufskosten mit Einschluss der Enregistrementskosten, welche im Forste nach wie vor erhoben werden, trägt jeder Teil zur Hälfte.

8. Die Besoldungen der Oberförster und ihren gesamten Dienstaufwand mit Einschluss ihrer Portoauslagen zahlt der Staat, welcher auch die Dienstwohnung des Oberförsters zu Hagenau-Ost, solange sie vorhanden war, unterhielt.

Die Stadt zahlt dazu einen jährlichen Beitrag von 0,80 M. pro ha der Gesamtwaldfläche, welcher jedoch seit deutscher Zeit zur Deckung sämtlicher Bezüge der Oberförster nicht mehr hinreicht.

9. Die Gehaltsbezüge sämtlicher etatsmässiger Förster trägt die Stadtkasse allein.

10. Die s. g. Revierförsterzulage und der Gehalt der den Revierförstern beigegebenen Forsthilfsaufseher fällt der Staatskasse zur Last.

11. Die zur zeitweisen Verstärkung des Forstschutzes commandierten Forsthilfsaufseher werden zum grösseren Teile von der Stadt besoldet.

12. Die Besoldungen der Beamten des Aufsichts- und Direktionsdienstes, sowie der Forst-Gerichte trägt der Staat allein.

13. Das Bauholzrecht übt die Stadt seit langer Zeit nicht mehr aus. Offenbar war die politische Gemeinde nicht mehr im Stande, den Taxwert desselben für die Bürger zu bezahlen ; sie hatte bereits 1734 einen Theil der Kosten auf die Bürger abgewälzt.



Der Reinertrag des Forstes beträgt, wenn man von den Summen der beiden Etats für 1884/89 die von der Stadtkasse in die Forstkasse einbezahlten Förstergehälter und die Vorschusszahlungen abzieht, jetzt rund . . . . 500 000 M.
davon bezieht der Staat rund . . . . 270 000 »
die Stadt . . . . 230 000 »

Der Anteil der Letzteren an dem Gesamtreinertrage, der vor 1648 höchstens 40 Prozente betragen hatte und infolge der illoyalen Durchführung der Beschlüsse des französischen Staatsrats im vorigen Jahrhunderte zwischen 25 und 36 % geschwankt hatte, ist jetzt auf 46 % gestiegen. Ausserdem besitzt aber die Stadt, die ursprünglich nur Berechtigungen nach Bedarf und später eingeschränkte Niessbrauchsrechte besessen hatte, heute in dem ungeteilten Walde noch die Rechte der Weide-, Mast- und Leseholznutzung nach Bedarf. Sie ist deshalb jetzt thatsächlich im Besitze des halben Forstes, und die Rechte der Stadt am Forste sind seit 1164, wenn auch vielleicht mit zeitweisen Rückschlägen, fortgesetzt gewachsen. Aus den Nutzungsrechten nach Bedarf sind Alleineigentumsrechte in allerdings kleinen Teilen des Forstes und Niessbrauchsrechte im Reste desselben und aus diesen Miteigentumsrechte geworden, und der Umfang der letzteren hat sich unter allen Regierungen fortwährend gehoben.

Die Stadt verdankt dieses günstige Ergebnis, welches sie zu einer der reichsten politischen Gemeinden Deutschlands macht, der merkwürdigen Zähigkeit, mit der sie von der «kaiserlosen der schrecklichen Zeit» an ihr Ziel, «dass der Forst nicht geschieden werden soll von der Stadt Hagenau», unter allem Wechsel der Zeiten unverrückt im Auge behielt, und der Geschicklichkeit, mit der sie bald aus der Schwäche, bald aus der Unbekanntschaft der Regierungen mit den thatsächlich bestehenden Rechtsverhältnissen Nutzen zu ziehen wusste.

Ich habe aber auch aus dem eingehenden Studium dieser Entwicklung und der sie begleitenden Umstände die Ueberzeugung geschöpft, dass es nur der Zähigkeit, mit der die Stadt allen Versuchen Dritter, sich Rechte im Forste anzumassen und seine Substanz durch Neurodungen zu vermindern, nötigenfalls mit Gewalt entgegentrat, zu verdanken ist, wenn der Forst in seinem heutigen Umfange noch vorhanden und nicht mit Berechtigungen aller Art überlastet ist.

Ob das ein grosser Vorteil für das gesamte Elsass ist, lasse ich dahin gestellt sein. Der Stadt selber und dem reichsländischen Fiskus gereicht es jedenfalls zum Segen.

III.

Ein Strassburger

Schullehrer und Geschichtsschreiber

vor hundert Jahren

von

Th. Schöll.

Als 1786 Johannes Müller, an den Kurmainzischen Hof berufen, die ersten Bände seiner «Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft» veröffentlichte, waren die grossen elsässischen Altertumsforscher des letzten Jahrhunderts bereits tot. Zwar hatte Grandidier noch ein Jahr zu leben, Silbermann aber war nicht mehr seit drei, Schöpflin seit fünfzehn Jahren, Laguille seit 1742. So wie beide letztgenannten keine geborenen Elsässer waren, so entschloss sich jetzt auch ein Ausländer, an ihrem Werke weiterzuarbeiten. Es war ein schlichter Lehrer an der evangelischen Schule zum Alten St. Peter, der sich durch dieses Beginnen die Ehre errang, 70 Jahre nach seinem Ableben einer Strasse der erweiterten Adoptivstadt den Namen zu geben.

Johannes Friese war den 4. September 1741 zu Kaufbeuren geboren, dem gewerbsamen Wertachstädtchen im bayrischen Schwaben. Als junger Leinewebergeselle kam er nach Strassburg, wo er seinen heissen Wissensdurst zu befriedigen Gelegenheit fand. Des Tages webend, des Nachts studierend, brachte er es so weit, dass er die Lehrerprüfung bestand und sich nun dem Jugendunterricht widmete. 1801, beim Erscheinen des 5. und letzten Bandes seiner «Strassburger Geschichte», finden wir ihn an der Neuen Kirche angestellt. Er wohnte in der Geist-

gasse, zunächst dem Bauerntanz am Graben Nr. 18. Maria Magdalena Erb, die er heiratete, starb nach kurzer Ehe, ihm eine Tochter hinterlassend, die 1811 Mutter ward des 1883 als Sundhofer Pfarrer verstorbenen Johann Ludwig Schöll. Seine zweite Gemahlin gab ihm Söhne und Töchter, deren Eine Frau Pfarrer Ehmann in Gerstheim wurde. Von den Söhnen pflanzte nur einer, Nathanael, den Namen fort. Er starb 1861 als Kunstschreiner in Strassburg. Dessen zwei Enkel leben unverheiratet, der ältere in Paris als Baumeister, der jüngere in Rennes, dem Berufe von Vater, Grossvater und Schwager (H. Ehrhardt in Strassburg) nachgehend. Ein weiterer Enkel Nathanaels ist Pfarrer Matthis zu Eyweiler, dessen Vater, Buchbinder in Strassburg, erst vor wenigen Jahren starb.

Friese hatte freundschaftliche Beziehungen zu manchem zeitgenössischen Gelehrten, z. B. zum fünf Jahre älteren Pfeffel, mit dem er schriftlichen und persönlichen Verkehr pflegte, der ihm gelegentlich sein Bildnis zusandte und eben zum Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Künste ernannt wurde, als Friese die Vorarbeiten zu seinem Geschichtswerk begann.[1] Dieses erschien von 1791—1801 bei Lorenz u. Schuler (Unter den Kleinen Gewerbslauben Nr. 5), nachdem der Verfasser bereits kleinere Proben seiner schriftstellerischen Thätigkeit dargelegt hatte. Sein Versuch einer leichten und fasslichen Darstellung des Laufs der Gestirne, 1790 geschrieben, ward bald ins Französische übersetzt. Später verfasste er: *Etwas über die Naturgüter der beiden rheinischen Departements, sammt ihrer Benutzung*, endlich einige Lesebüchlein.

Der erste Band seiner «Vaterländischen Geschichte der Stadt Strassburg», auf eigene Kosten gedruckt, enthält, mit dem Bildnis Silbermanns und, als Kupferstich, dem 1760 zu Wasselnheim gefundenen Dianaaltar, das Verzeichnis der Pränumeranten (souscripteurs), worunter wir folgende Namen hervorheben: Arnold; Prof. Braun; Bögner; Bösswillwalt in Illkirch; Christian, Graf von Wild; Christ, Handelsmann in Basel; Dahler; Ehrmann, Pf. zu Pfulgries; Ensfelder, Pf.; Gerold, Pf. zu Boofzheim; Herrenschneider, Pf. bei S. Aurelien; Haug, Lehrer zu S. Nikol.; Hærdter, Beck; Heitz, Holzleger; Oberlin, Pf. in Waltersbach; Schweighäuser, Notar; Stuber, Diac. S. Thomæ; Stahl, Holzhändler; Fritz, pædag. Coll. Wilh.; Böckel, Röhrich, Brenner, Erichson, Hüter, stud. theol.; Stöber, Amtsschreiber in Bischweiler; Riff in Bischheim; Erhart (sic) in Schiltigheim u. s. w.

---

[1] Friese's Name steht in Pfeffels Fremdenbuch den 13. Oktober 1790 (hrsg. von Dr. Pfannenschmid. Colmar 1892).

Im Vorbericht, geschrieben den 29. September 1790, verspricht Friese, innerhalb zweier Jahre die vier Hefte zu liefern, woraus das Werk ursprünglich bestehen sollte. Beim Quellenstudium wuchs aber der Stoff so gewaltig, dass aus den vier Heften zehn und aus den zwei Jahren, durch die Revolutionsstürme, elf wurden.

Das 1. Heft beginnt mit einer Anrede an die vaterländische Jugend, wie ja überhaupt das ganze Werk ein belehrendes, sittlich erhebendes, geistig aufklärendes Lesebuch für das heranwachsende Geschlecht sein soll. Durch das Vertrautwerden mit dem Wirken und Streben seiner Väter soll der jugendliche Leser sich selbst, die geheimen Wurzeln seines eigenen Wollens und Handelns besser kennen lernen und auf seine Pflichten als verantwortliches Mitglied des Volkes aufmerksam gemacht werden. Es soll das Abhängigkeitsgefühl, die Mutter der Aufopferung und Selbstverleugnung in ihm erwachen beim Betrachten der geistigen und materiellen Stammeserbschaft, die er ungeschmälert, ja vermehrt seinen Nachkommen zu überliefern hat. Das Studium der vaterländischen Geschichte darf also nicht bloss eine eitle Befriedigung der Wissbegierde, ein rein intellektueller Genuss sein; denn als Selbstzweck betrachtet, führt es nur zur Selbstvergötterung des Menschen; es muss einen sittlichen Hintergrund haben, durch Erleuchtung des Verstandes die Stärkung des Willens erstreben und, die reinsten Quellen der Vaterlandsliebe erschliessend, zur Selbstvergessenheit, also zum Glücke führen.

Das 1. Heft, im Lichte der angehenden, freudig begrüssten, noch unblutigen Revolution geschrieben, reicht bis zum Anschluss des Elsasses an das mittelalterliche deutsche Reich (870) und zerfällt in vier Abschnitte, welche von der vorrömischen Zeit, der römischen Eroberung, der Geschichte Argentoratums, der fränkischen Regierung handeln.

Das 2. Heft, dem die Erzählung der Schicksale Strassburgs während dessen Verbindung mit dem Deutschen Reich bestimmt war, geht nur bis 1400, beginnt mit dem erläuterten Bild der fünf Stadterweiterungen und zählt gleichfalls vier Abschnitte: die Zeit bis 1260; den Kampf mit Walter v. Geroldseck; die innerlichen Unruhen; die Vertilgung der Juden und dadurch veranlasste 3. Aenderung des Regiments. Es bietet in einem Kupferstich die Züge des Schaffhauser Uhrmachers, Isaak Habrecht, eines der drei Verfertiger des astronomischen Uhrwerks am Münster (1571—1573).

Diese zwei Hefte machen den ersten Band aus. Der 2., noch im selben Jahre erschienen und mit dem Bildnis des

Stättmeisters Jakob Sturm geschmückt, umfasst das 15. und 16. Jahrhundert und bringt uns im Vorwort folgendes Quellenverzeichnis: Königshofen, Herzog, Schadäus, Sleidan, Wenkers Traktat von den Usburgern und Strassburger Chronik, sowie die des Sebald Bühler, Schmidt's Geschichte der Reformation in Strassburg, Kirchenordnung, Schöpflin, Silbermann's Lokalgeschichte samt den zur Vollendung derselben bestimmten Manuskripten u. s. w.

Als Musterstelle in diesem 2. Band[1] bezeichnen wir die S. 57—63 beschriebene Erfindung der Buchdruckerkunst. Etwas weiter S. 70—72 wird Lavater's nicht ganz schwungloses Gedicht zur Verherrlichung der St. Jakobsschlacht mitgeteilt.

Der folgende, «im 4. Jahr der Freiheit»[2] abgefasste Band behandelt das 17. Jahrhundert. Sein Kupferstich zeigt uns den Ulmer Markus Otto, Rat und ältesten Advokat der Stadt und ihren bevollmächtigten Abgesandten beim Westfälischen Frieden, der zur Beförderung der Wissenschaften 1673 das Ottonianische Stipendium stiftete. Als Hauptabschnitt kann der S. 99—121 ausführlich erörterte Verlauf der Colmarer Belagerung im Dezember 1632 betrachtet werden.

Am 7. August 1793 schrieb der Verfasser, mit dessen Gesichtszügen das Titelblatt uns bekannt macht, das «an seine Mitbürger» gerichtete Vorwort des 4. Bandes, der die Begebenheiten des 18. Jahrhunderts entrollt bis zur Plünderung des Rathauses (21. Juli 1789) und dem Ende der 300jährigen reichsstädtischen Verfassung. Bemerkenswert darin ist die Geschichte des Verwalters der öffentlichen Einkünfte, Paul Bek (S. 132 ff.) und besonders die des bekannten königlichen Prätors Klinglin (S. 65 ff.). Beim Bericht über die einleitenden Vorgänge der Revolution verlässt Friese, vom Zeitgeist fortgerissen, den bis dahin treu eingehaltenen Standpunkt als Lokalchronist, um in das Gebiet der Pariser Geschichte abzuschweifen. So allgewaltig wirkten die politischen Erschütterungen auf alle Gemüter, so lieblich schien sich die Zukunft vor dem nüchternsten Blick gestalten zu wollen! Ein beredtes Zeugnis von dieser allgemeinen Stimmung im ersten Freiheitstaumel legen die Gedichte ab, welche am 14. Juli 1790 (dem Verbrüderungsfeste) und am 27. Januar 1791[3] von zwei in Strassburg anwesenden Deutschen verfasst, S. 71 und 107 des 5. Bandes wiedergegeben sind.

---

[1] Den Speckel's und Joh. Sturm's Bildnisse zieren.
[2] Der Vorbericht ist vom 23. Juni 1792.
[3] Bei der Ankunft der drei königlichen Kommissarien.

Dieser letze Band[1] giebt einen bald sehr eingehenden, bald höchst flüchtigen Ueberblick über die Ereignisse vom Aufstand der Besatzung (5. August 1789) bis zur grossen Ueberschwemmung des Neujahrs 1802. Es ist keine überlegte, künstlerische Darstellung mehr, sondern ein bruchstückartiger Abriss der Gegenwart. Der erzählende Zuschauer ist noch zu sehr von den Dingen ergriffen, um einem jeden seinen Platz anweisen zu können. Die Perspektive fehlt: Haupt- und Nebenumstände sind auf demselben Plan. So sind denn die verschiedenartigen Bilder, welche in diesem Bande aufeinander folgen, sehr ungleichen Wertes. Sehr gelungen ist die Schilderung der Plackereien, welche die Strassburger seitens der Schreckensmänner zu erdulden hatten. Machte doch einer dieser Wichte den ernsthaften Vorschlag, die ganze Bürgerschaft ins Innere des Landes zu deportieren und sie durch eine Kolonie Sansculotten zu ersetzen, während andere geflissentlich einen Aufstand zu erregen suchten, um einen erwünschten Vorwand zur Plünderung der Stadt zu bekommen. Soldaten frisch angekommener Regimenter erzählten sogar, diese Plünderung sei ihnen versprochen worden.

Als wenige Tage vor Robespierre's Sturz alle Geistlichen und Lehrer gefangen genommen wurden, sah sich der Verfasser selbst durch diese allgemeine Massregel auf kurze Zeit der Freiheit beraubt. Was aus ihm und seinen Schicksalsgenossen geworden wäre, wenn das jähe Ende der Schreckensherrschaft sie nicht im rechten Augenblicke erlöst hätte, zeigt ein S. 381 f. in die Erzählung eingeflochtener Auszug aus dem Tagebuche eines Benfelder Pfarrers, der mit 42 Leidensbrüdern nach Besançon geschleppt, in der dortigen Zitadelle, wo der Prinz von Hessen kommandierte, einen 17 tägigen abscheulichen Arrest bestand, obgleich die Pariser politische Umgestaltung bereits bekannt war.

Ebenso lesenswert ist endlich der Bericht über den 96er Feldzug, insofern er Strassburgs Umgebung berührte: Moreau's Rheinübergang und gleichzeitige Eroberung Kehls am 24. Juni; der blutig zurückgeschlagene Versuch der Philippsburger Besatzung, hinter dem Rücken der französischen Heere am 18. September diese Festung wiederzuerobern; deren Belagerung durch den Erzherzog Karl vom 4. Oktober an und schliessliche Uebergabe am 9. Januar, mehr als ausgeglichen durch Bonaparte's Siege in Italien, der in Mantua einzog am Tage (2. Februar), da Hüningens Brückenkopf fiel und Moreau's abermaligen Rheinübergang am 20. April ermöglichte.

[1] Dessen «Vorerinnerung» vom 1. Keimmonat im 9. Jahre der Republik datiert ist.

Am Schlusse seiner Erzählung hat Friese noch eine kurze, durch den dortigen Bürger Frid eingesandte Revolutionsgeschichte Landaus, sowie die «von menschenfreundlichen Gelehrten» mitgeteilten Lebensbeschreibungen Schöpflin's und Hermann's, des Strassburger Professors der Medizin und Naturwissenschaft, beigefügt.

Friese ist gelegentlich auch Dichter; Proben seines poetischen Vermögens hat er in seine Geschichte eingeflochten; so am Schluss des 1. Heftes ein Gedicht über die Sitten der alten Deutschen; ein anderes beschliesst das ganze Werk unter dem Titel: Te Deum der Franken. Beide tragen zu sehr den Stempel der Zeit, um einen anderen Wert beanspruchen zu können als den eines dokumentarischen Belegs für die damalige Geistesstimmung, mehr redliches Streben und sittlichen Ernst als dichterische Begabung bekundend. Von beiden Grundeigenschaften zeugt ja sein ganzes Geschichtswerk und die darin sich offenbarende Auffassung des Ziels und Nutzens der Geschichte überhaupt und der vaterländischen im besonderen.

Der Titel schon meldet es: er schreibt für die Jugend, sein Zweck ist ein belehrender. Aber das Studium der Geschichte soll nicht bloss eine eitle Befriedigung des Wissensdranges gewähren, eine eitle, weil dieser Drang, wie alle Naturtriebe, blind und unersättlich waltet und den verzehrt, der sich ihm als willenloses Werkzeug hingiebt. Der Geschichtsschreiber erweckt die vergangenen Geschlechter nicht zu unserer blossen sinnlichen Ergötzung, sondern zur Reinigung der Leidenschaften, wie es Aristoteles von jeder theatralischen Vorstellung verlangt.

Soweit Friese's Auffassung von der Aufgabe der Geschichte und den Pflichten des Geschichtsschreibers. Thut nun sein Werk dieser hohen Auffassung Genüge? Eine solche Frage beantwortet sich von selbst. Seine Auffassung ist ein Ideal; ein Ideal ist unerreichbar; ihm aber redlich nachzustreben ist verdienstlich und gewährt ein erhebendes, nachahmungswürdiges Schauspiel.

Was nun noch die Form seiner Darstellung betrifft, so ist letztere durchweg fliessend und klar, manchmal zu klar, d. h. zu breit; gedrängter wäre seine Rede kräftiger. Das Ergebnis seiner gewissenhaften Forschungen giebt er getreulich wieder; aber mit kritischerem Sinne hätte er manches Unerhebliche fallen lassen und das Wesentliche dadurch in helleres Licht gestellt.

IV.

Sechzehn Briefe Peter Schotts an Geiler von Kaysersberg.

Deutsch

von

Th. Vulpinus.

Peter Schott, geb. 1458 in Strassburg, der erste elsässische Humanist, † 1492 als Kanonikus an Jung St. Peter. Sein Vater hiess auch Peter und war viermal Ammeister. Auf dessen Betreiben ist Geiler, der schon für Würzburg gewonnen war, nach Strassburg gekommen; er hatte ihn in Baden-Baden predigen hören.

Der Sohn Peter hat in Bologna studiert und wurde dort auf den Wunsch des Vaters Dr. utriusque; seine Lieblingsbeschäftigung waren aber theologische Studien. (Näheres über ihn siehe bei Ch. Schmidt, hist. littéraire de l'Alsace, und bei Ristelhuber «Strasbourg et Bologne» S. 109 ff.)

Die hier übersetzten Briefe stehen in «Petri Schotti Argentin: Patricii, Juris utriusque Doctoris consultissimi, Oratoris et Poetae elegantissimi, graecaeque linguae probe eruditi *Lucubratiunculae ornatissimae*», die 1498 Wimpfeling herausgegeben hat. Das Buch ist gut gedruckt, aber der vielen Abkürzungen wegen nicht leicht zu lesen.

Ueber Geiler von Kaysersberg wäre gleichfalls der betr. Abschnitt bei Schmidt zu vergleichen, ausserdem u. A. Dacheux «un réformateur catholique à la fin du XV. siècle» (Paris 1876) sowie «die ältesten Schriften G. v. Kaysersberg» (Freiburg i. B. 1882) und Ammon «G. v. K. Leben, Lehren und Predigten» (Erlangen 1826).

I.

Von Bologna nach Strassburg.

Peter Schott dem berühmten Doktor der Gottesgelehrsamkeit, seinem hochverehrten Herrn und Meister Heil und Frieden im Herrn! — Die Vorschriften, die du mir geschickt hast, sind eines so vortrefflichen und berühmten Kanzelredners würdig und auch höchst notwendig für mich. Ich ersehe daraus, wie sehr dir aller Menschen und besonders auch mein Heil am Herzen liegt. Eine Fülle von Arbeit lastet auf mir, so dass ich nicht recht weiss, was antworten. Aber du sollst nicht glauben, ich könnte die Sache leicht nehmen. Von gewissen «Bienen» sprichst du, die mich umfliegen, und rätst mir, ihnen auf der Stelle Widerstand zu leisten. Wahrlich, dichter, als du glauben kannst, umsummen sie mich und lassen mir kaum einen Weg frei zum Widerstand! Hat man sie fortgejagt, sind sie flugs wieder in Haufen da, wie Hornissen, und je eifriger man sie abweist, desto ungestümer und aufgeregter kommen sie wieder! Ich verzweifle am Sieg und suche mein Heil allein in der Flucht! Bin ich ihrer so los geworden, dann will ich die Fenster schliessen, um sie vom Schlafzimmer abzuhalten, und den Honig verschmähen aus Furcht vor den Stacheln! Das Klügste, was ich dabei thun könne, sei, mahnst du, die Liebe zu bewahren. Und wahrlich ohne sie ist alles Andere unnütz! Sie allein lässt uns in Gott bleiben und Gott in uns. O des Jammers, dass wir Armen uns selbst eines so grossen und ewigen Gutes leichtfertig berauben und, was uns gehört, wenn wir nur wollen, um ein Billiges gegen kleine Ergötzlichkeit eintauschen! Wahrlich fest muss mein Fuss auftreten, fest, wie du mahnst, auf dem rechten Weg; denn der Pfad der Tugend ist steil; das weiss ich schon lange, aber er ist hier auch unbeständig, und darum halte an in deinem Gebet, du gottgeliebter Mann, dass ich den passenden wähle. Denn ich wanke hier ganz wie der Fels von Marpesus.[1] Gehab dich wohl!

Geschrieben zu Bologna an dem Tag, da ich deinen Brief erhielt, 1479.

II.

Von Ferrara nach Strassburg.

. . . Ich sage dir Dank, du herrlicher Mann, dass du mich so hoch achtest, dein und mein Glück ohne weiteres als gleich gelten

[1] Cautes Marpesia vgl. Aen. 6, 471.

zu lassen! Schreibst du mir doch, du freutest dich darüber mehr, als du mich beglückwünschen könnest! Komme ich einmal in die Lage, dir meinen Dank zurückzustatten, so werde ich allen Fleiss anwenden, um nicht als undankbar und deiner Gesinnung gegen mich uneingedenk zu scheinen! Der Vater hat an mich einige Zeilen geschrieben, die (dess bin ich gewiss) du veranlasst hast. Wahrlich, es war mir bei Weitem angenehmer, ihnen zu gehorchen, als Euch zu befehlen! Ja, mit grösster Bereitwilligkeit werde ich Euer beider Wunsch genugthun, mich den göttlichen Wissenschaften widmen, denen meine Natur mehr zugeneigt, und somit meinem Herzen folgen, das Ihr nun mit der Kraft Eures Ansehens gestärkt habt. Und dich möchte ich gebeten haben, wie du dieser Sache den hoffentlich glückbringenden Anstoss gabst, so auch die Leitung und Lenkung meiner weiteren Laufbahn gütigst auf dich zu nehmen. In den Dingen, die du mir für Rom aufgetragen hast, ist bisher nichts geschehen, weil ich, um die Pest zu vermeiden, nicht hingekommen bin. Komme ich hin, so werde ich mich bemühen, die Sache mit der gleichen Sorgfalt zu Ende zu bringen, mit der sie meine lieben Eltern eingeleitet haben.

Ferrara, den 20. Dezember 1480. [1]

III.

Von Bologna nach Strassburg.

. . . Ich wusste wohl, dass dieser Brief in Tagen schwerer Predigtarbeit an dich gelangen werde. Aber ebendeshalb habe ich es gewagt, in ganz freiem Ton an dich zu schreiben. Mein Brief soll thatsächlich nur das Verdienst haben, deinen vielbeschäftigten Geist, der sich in ernsten Dingen nicht die nötige Ruhe zu gönnen weiss, durch sein Geplauder ein wenig hinzuhalten! Denn zuweilen muss man die Seele sich ausruhen, die Sorgen fahren lassen. So haben es von jeher alle Liebhaber der Weisheit gemacht, und Sokrates, der Weiseste der Weisen, ist ein gültiger, gewichtiger Zeuge dafür, wie nützlich das sei! Soll er doch eines Tages (wie Valerius Maximus erzählt) mit kleinen Knaben spielend auf einem Steckenpferd geritten sein, und liess sich lieber von seinem Schüler Alcibiades auslachen, als durch stete Sorge und unermüdliches Nachdenken einem bittern Tod vorzuarbeiten. Er wusste eben, dass wir uns durch

---

[1] S. Schmidt II, 9, 19; nach Ristelhuber S. 116 aus dem Jahr 1479, was richtig sein dürfte.

rechtzeitige Unterbrechung der Arbeit nur frischer zur Arbeit machen. Dem solltest auch du Rechnung tragen; das ist mein heissester Wunsch. Du musst der Arbeit gebieten und dir nicht von ihr gebieten lassen! Ich möchte so gerne, dass deine Thätigkeit in den Fasten[1] diesmal etwas weniger anstrengend wäre, als in den früheren Jahren! Milch und Butter sind jetzt ja gestattet; da könntest du recht wohl für deinen schwächlichen Körper sorgen. Du müsstest denn in starrem Stoizismus der Meinung sein, auch Gestattetes sei für dich nicht gestattet und wohlgemeinte Fastenerleichterungen kämen dir nicht zu gute! Bei solcher Meinung würdest du mehr auf die Abmagerung des Leibes bedacht sein als darauf, dich der Arbeit zu erhalten! Thätest du das, so zögest du, fürchte ich, gegen die Mahnung des Hieronymus ein geringes Gut einem grösseren vor! Ihr Fleisch züchtigen können auch gewöhnliche Leute, aber täglich das Volk erbauen nur solche, die dir ähnlich sind, und diese bedürfen dann auch voller körperlicher Kraft! Nun sehe ich zwar ein, dass ein so überaus weiser Mann wie du das selbst am besten erwägen wird; aber trotzdem schreibe ich diese Worte, weil ich eben in meiner Verehrung für dich die Dauer deiner Gesundheit wünsche, und weil es sich um den gemeinen Nutzen unserer Vaterstadt handelt, um so herrliche Früchte, wie sie von dir unserem ganzen Volke geboten werden. O wie oft preise ich sein Loos, dass Gott ihm einen Lehrer wie dich gegeben hat, wenn ich mir hier die Prediger ansehe, deren sich Italien zu rühmen pflegt! Beredt sind sie ja sehr und übersprudelnd von Gelehrsamkeit; all ihr Fleiss, all ihre Kunst zielen aber nur darauf, gekannt, geliebt, berühmt zu werden durch Geist und Gedächtnis! Deshalb stützen sie auch ihre Lehren weniger auf das Evangelium und die Kirchenväter, als auf die Sätze weltlicher Philosophen u. Dichter, die sie in langen Reihen vorführen! Und um ihrem Schauspielerbedürfnis Genüge zu leisten, reizen sie sich nicht selten untereinander durch Schmähworte, laden mit Namennennung den Gegner zu geistlichen Wettkämpfen ein, schelten sich Ketzer, warnen das Volk, der eine vor dem andern, und decken sich (was sie durch ihre Frömmigkeit nicht können!) durch Anhang unter den Bürgern! Du übertriffst diese Leute bei weitem, oder richtiger gesagt: sie wären dir ein Greuel; denn du bist ein wahrer Säemann des Evangeliums, der auf Schaustellung nichts hält, und nur die Frucht

---

[1] Der Münsterprediger musste in den Fasten täglich predigen. (Schmidt I, 342.)

im Auge hat. Sei nun (das ist meine Bitte) auch darauf bedacht, dass wir, was Gott uns in dir geschenkt hat, so spät als möglich verlieren! Gehab dich wohl und nimm all dies so auf, wie es gemeint ist! Und du, der Gott näher steht, als andere Menschen, (denn Gott spricht durch dich zu ihnen) vergiss meiner nicht! Nochmals lebe wohl, du Säule der Weisheit und Gottesfurcht!

Bologna, den 30. Januar 1480.[1]

IV.

Von Ferrara nach Strassburg.

(Gekürzt.)

. . . Du stellst in Abrede, veranlasst zu haben, was mein Vater letzter Tage an mich geschrieben hat,[2] weil du eben dich lieber um mich verdient machen willst, als dafür gepriesen werden. Wahrlich, du erreichst damit nur, dass das Lob, dem du so sehr ausweichst, dir noch reichlicher und beständig zuteil wird! Verhält sich aber die Sache so, wie du schreibst, dann verzeih, bitte, meine Unklugheit; denn nicht um etwas zu verlangen, sondern um gleich zu danken, habe ich in der Sache an dich geschrieben. Ich musste mich ja wohl freuen, und zwar sehr, als ich sah, dass mir für meines Herzens Neigung nun die schönste Gelegenheit, so zu sagen, eine Handhabe geboten sei zu einem ruhigen, stillen Leben. In welchem Stande schliesslich ein solches Leben leichter zu erwerben ist, das, hoffe ich, wird mir Gott noch offenbaren. Ich will nicht der Wissenschaft das Leben, sondern dem Leben die Wissenschaft anpassen. Das ist vielleicht etwas frei, aber offen und von Herzen gesprochen; denn ich schätze dich zu hoch, um mich dir gegenüber gewählt und gewunden auszudrücken. Alles Weitere mündlich. Was ich in Rom in deinem Auftrag thun soll, werde ich, wenn ich hinkomme, nach Kräften pünktlich besorgen. Bis jetzt bin ich noch nicht hingereist, weil zu Anfang des Winters dort die Pest herrschte. Auch wollte ich die Faschingsverlockungen lieber in Ferrara, als ohne Nutzen und mit grossen Kosten in Rom über mich ergehen lassen. In den Fasten werde ich mich hinbegeben, damit ich Rom noch sehe,

---

[1] Schmidt II, 9, 18; Ristelhuber 116.

[2] Dass er sich nämlich theologischen Studien widmen dürfe.

ehe es von den — Türken erobert wird! Denke meiner in deinem Gebet. Leb wohl!

Ferrara, den 6. März 1481.[1]

V.

Von Strassburg nach Baden-Baden.

... Dass dir Alles nach Wunsch zur Hand ist, mich und den — Wein ausgenommen, kann mich nur freuen! Möchtest du dich immer so vortrefflich befinden, ohne dabei unser und der Unserigen zu vergessen! Fändest du einen Ort, wo dir gar nichts fehlte, so fürchte ich, du würdest die Strassburger, bei denen dir ja viel fehlt, dahinten lassen und nie mehr zu uns zurückkehren. Freilich, mit meiner Gegenwart kann ich dich jetzt nicht beglücken, weil ich, wie du weisst, die Eltern in ein anderes Bad begleiten werde. Was den «milderen Wein»[2] betrifft, von dem du schreibst, so möchte ich wohl, dass er nach unserem Wunsch und Begehr aus unserem Keller zu dir geschafft werden könnte. Aber die Hitze lässt die Versendung zu Wagen nicht zu. Eins aber muss mich wundern, nämlich, wie es zuging, dass du auf die Erforschung eines Wassers, deinen Leib darinnen zu baden, so grosse Sorgfalt verwendet hast und dabei nicht vor allem auch, noch sorgfältiger, auf einen angenehmen Wein bedacht warst, der dem Herzen wohlthut, zumal da du doch einen Begleiter bei dir hast, dem der Wein immer mehr galt als das Wasser! Doch genug davon! — Was du weiter schriebst, ist wieder von der Art, dass ich immer erst recht ich selbst zu sein scheine, wenn ich lese, was du schreibst, so meiner Lage und meinem Wohl angemessen schreibst du. Mein Eignes und was mir frommt, scheinst du viel klarer zu kennen, als ich selbst. Ich weiss nicht recht, warum wir eigentlich im Schreiben vertraulicher und offener sind, als im Gespräch; vielleicht ist Gottes Wille dabei, dass sich uns Gelesenes, wiederholt Gelesenes fester einpräge. Ach, ich bin dabei doch auch recht kleinmütig; es kommt mir vor, als fürchtete ich nicht nur meinen Vater, sondern jeden Menschen. Aber wozu schreibe ich das? Nun, ein Brief wird nicht rot, sagt Isokrates! Ich werde dir in aller Einfalt gehorchen. Möchte doch Gott deine und unsere Rückkehr beschleunigen! Alles

---

1 Schmidt II, 9, 19; Ristelhuber 116.

2 Vgl. Schmidt I, 372.

nämlich will ich nur unter deiner Führung und Leitung thun. Bitte Gott, dass er mein Vorhaben segne! —

Vetterklaus rät Euch, nicht unnütz Geld zu vergeuden! — Eure Elisabeth[1] bittet, auf den Hund gut Acht zu haben; sie ist einigermassen in Angst, er sei nicht in, sondern neben dem Schiff über den Rhein gekommen! Lebe wohl und grüsse den Freiburger[2] Herrn Rektor von mir aufs angelegentlichste. Sorge für deine Gesundheit! Ich möchte dich ermahnen, auf dich zu sehen, nachdem nun die Herrin gesund ist. Pflegen doch die Astrologen zu sagen, dass das Glück der Glieder vom Schicksal des Hauptes abhänge. Aber du stehst, meine ich, über dem Schicksal; wer, wie du, andere zur Weisheit führt, wird kaum von irgend welcher Thorheit berührt werden. Lebe wohl!

Strassburg, am 22. Juli 1481.

VI.

Von Wildbad nach Baden-Baden.

... Es wäre vielleicht angemessener, du weitgeschätzter Doktor, wenn ich, da du mir gegenüber im Schreiben immer wortkarger wirst, auch meinerseits nicht einmal mehr zu stammeln wagte, zumal da Jüngeren Hören besser ansteht als Sprechen. Aber deine Lässigkeit (wenn man deinem Nikolaus glauben darf) soll nicht unser Vergnügen schmälern, das hauptsächlich darin besteht, dass wir hören, es gehe dir gut im Bad, und dass wir dir das Gleiche von unserem Leben hier mitteilen können. Freilich den Hauptteil unseres Vergnügens verdanken wir dir oder vielmehr dem Herrn Doktor von Freiburg, den ihr zu uns geschickt habt. Mit seinen Einfällen und Schnurren hat er uns die Mahlzeit in einer Weise gewürzt, dass wir alle vor Lachen schier umkamen, namentlich unsere Mägde, deren Gelächter mit — Wasser endigte![3] Im Uebrigen ergötzen wir uns an den Bergen, selbst bei Regenwetter, soweit es die Badezeit zulässt. Dabei wünschen wir sehr, dass ihr hier wäret, und klagen die Götter an, uns diese Gunst versagt zu haben! Inzwischen bittet meine Mutter, ihr möchtet es, wenn's

---

[1] Geilers Schwester Elisabeth? (Schmidt I, 355, oder die alte Haushälterin? (I, 373.)

[2] Johann Kerer, Professor des Kirchenrechts und später Suffraganbischof von Augsburg. (Schmidt II, 32.)

[3] Quibus risus in urinationem cessit.

eure Gesundheit zulässt, so einrichten, dass du am Fest der gebenedeiten Mutter Gottes, d. h. an Mariä Himmelfahrt, den Strassburgern wieder Gottes Wort verkündigst. Das würde ihre Liebe zu dir noch vermehren; hernach stünde es dir ja noch immer frei, deine Vaterstadt zu besuchen, wenn du Lust dazu hast. Ich weiss nicht, was weiter schreiben. Wir sind eben Alle, wie man zu sein pflegt, wenn man nur ans Baden denkt! Gott verzeih's uns! Wir wünschen dir und den deinigen aus vollstem Herzen bestes Wohlergehen! Dem Freiburger Doktor[1] empfiehl mich sehr! Wären wir nicht so ganz von Wäldern und Felsen umschlossen, würden wir euch etwas Feines zum Geschenk schicken! Lebt wohl!

Wildbad, den 7. August 1481.

VII.

Von Strassburg nach Lyon[2] oder Einsiedeln.[3]

Wo du bist und wie es dir und den deinen geht, verlangt mich zu wissen. Denn da du schon lange fort bist und keinerlei Nachricht gibst, erweckst du bei vielen die Befürchtung, es sei dir ein Unglück zugestossen oder du verbärgest unter dem Vorwand einer Reise den Gedanken, von hier wegzugehen. Ich für meine Person vertrete hartnäckig die entgegengesetzte Ansicht, bitte und beschwöre dich nun aber auch, so bald als möglich zurückzukehren oder uns wenigstens durch einige Zeilen von der Ungewissheit zu befreien! Das ganze Volk, das du mit so göttlicher Redegabe bezauberst, sehnt sich nach dir, vor allen aber deine Dienerin, die das lange Alleinsein schier nicht mehr aushält und über schlaflose Nächte klagt, weil sie fürchtet, es stehe anders mit dir, als wir alle wünschen! Neuerdings kam nämlich das Gerücht von dem Umsichgreifen der Pest zu uns (hier ist sie am Auswüten), und deshalb fürchten wir mehr und mehr für dich! Auch über das Befinden deiner Mutter sind wir in Unruhe; gib uns doch auch über sie durch den vortrefflichen Ueberbringer dieses Briefes Nachricht! Bitte den lieben Gott für mich, dass er meine Wege

[1] Kerer hatte also von Baden-Baden aus nur einen Ausflug nach Wildbad gemacht.

[2] Schmidt I, 352.

[3] Schmidt 353; letzteres ist wahrscheinlicher, da die Mutter schwerlich mit in Frankreich war.

leite, und wenn es dir irgend passt, so denke daran, bald zurückzukehren! Du kannst dir nicht vorstellen, was für Wirrnis im Volke entsteht. Sie sind wie Schafe, die keinen Hirten haben, schweifen in der Irre auf der Weide und gehen Mietlingen nach! Lebe wohl!

Strassburg, den 8. November 1484.

VIII.

Von Strassburg nach Kaysersberg.[1]

... Bester Vater, geehrtester Doktor! Alles steht mit Gottes Hilfe günstig für uns. Nur deine Abwesenheit und die Sehnsucht nach dir quält uns. Um es kurz zu sagen, mir ist zu Mute, als bewohnte ich eine menschenleere Stadt; ich höre an den Festtagen nicht mehr den gewohnten Glockenklang, sehe nicht mehr das Volk in Menge zusammenströmen, muss nicht nur deine lehrreiche, eindrucksvolle Predigt entbehren, sondern auch unsern angenehmen persönlichen Verkehr. Aber so sehr das jedermann an seinem Teil schmerzlich empfindet, es ist nicht die Hauptsache. Von grösserer Wichtigkeit ist der Umstand, dass die ganze Bevölkerung klagt, sie leide förmlich unter dem Mangel der Belehrung durch dich! Ich weiss, du willst es nicht glauben, dass das Verlangen nach dir so tief und allgemein sei. Und doch werde ich auf Schritt und Tritt von den Leuten angehalten und ausgefragt, wo du seist, wann du zurückkehrtest, so dass ich kaum auszugehen wage! Wenn ich dann nach deinem Geheiss antworte, ich wüsste es nicht, finde ich keinen Glauben; so sehr scheinen Alle von deiner Liebe zu mir durchdrungen zu sein! Das ist schon an sich lästig und wird durch meine Sehnsucht nach dir noch lästiger, ja unerträglich, da du mich doch so liebst und alle das glauben! Deshalb, mein Vater, kehre entweder heim oder rufe mich zu dir. Ich hoffte, innerhalb der von dir festgesetzten Frist einen Brief zu bekommen. Nun das nicht geschah, fange ich an zu hoffen, dass du nicht schriftlich, sondern persönlich Antwort bringen willst. Während ich diese Zeilen hinwarf, kam plötzlich unser gemeinsamer Freund, Herr Joh. Roth[2] (er hat mir auch den Priester empfohlen, der diesen Brief überbringen soll) und teilte mir mit, es sei heute Abend durch Johannes, den

[1] Vgl. Schmidt I, 355.

[2] Münsterpfarrer (später Karthäuser), s. Schmidt I, 17 u. 345.

Boten des Domkapitels, ein Schreiben von unserem Herrn in Augsburg[1] an dich eingelaufen, das er nur dir persönlich übergeben wolle. Mein bekümmertes Herz möchte gerne noch viel an dich schreiben, aber Mangel an Zeit und Schmerz, der mich beunruhigt, zwingen mich den Faden abzubrechen. Halte nur dies Eine in Gedächtnis, dass ein Schiff um so mehr des Steuermanns bedarf, je heftiger es von den Fluten geschüttelt wird, und dass der Steuermann die Pflicht hat, die Hoffnung zu beleben, er werde das Schiff weiter lenken, je mehr er von der Schifffahrt versteht und die Gefahren verborgener Klippen und die Windrichtungen, die im Meer herrschen, sowie alle sonstigen Umstände kennt aus reifer Erfahrung! Bitte Gott für mich und uns Alle! Den Bruder Sebastian[2] grüsse von mir und lade ihn ein, das Gleiche zu thun! Gott lenke dir Herz und Füsse auf den Weg des Friedens! Alle grüssen dich, oder richtiger, sehnen sich, dich gesund wieder hier zu haben; sie aufzuzählen, würde zu lange währen! Lebe wohl in unserem Herrn Jesus Christus!

Strassburg, am Sonntag Exaudi[3] 1487.

IX.

Von Strassburg nach Baden-Baden.

... Wunderbar, wie den anderen, wäre auch mir das Verschwinden des beredten Herrn Doktors, wenn ich dich nicht schon ein wenig kennte. Dass ich nicht bereits vorher etwas davon erfuhr, daran ist eine Unpässlichkeit schuld, die mich ans Haus fesselte, weshalb ich dich auch nicht, wie gewöhnlich, am Sonntag besuchen konnte. Aber ich bin jetzt wieder so weit hergestellt, dass ich nur noch etwas zum Abführen einnehmen muss und dann hoffen darf, Tags darauf, d. h. am Mittwoch oder Donnerstag, mit Magister Joh. Roth bei dir speisen zu können. Ich glaube mehr an den Donnerstag, weil ich nach der mir nötigen Abführkur mich nicht gerne sogleich den Gefahren der Hitze aussetzen möchte. Wo wir zusammenkommen wollen, werden wir noch beraten. Bist du abgereist, nur um

---

[1] Friedrich von Zollern, seit 31. März 1486 Bischof von Augsburg, vorher Dekan des Münsterkapitels in Strassburg.

[2] Sebastian, Einsiedler im Rohrthal, bei Ammerschweier, der «Erzieher» Geilers.

[3] 27. Mai, nach Schmidt I, 355. 52.

den vortrefflichen Doktor Johannes Kerer[1] zu besuchen oder des Bades wegen? Willst du dir lieber im Bad oder in den Kellern gütlich thun? Sobald es dir übrigens genehm ist, kehren wir entweder in die Vaterstadt zurück und nehmen den Doktor Kerer mit, zufrieden mit solcher uns hochwillkommenen geistigen Auffrischung, oder füllen mit Gottes Hilfe die vorgeschriebene Badezeit mit Ausflügen aus. Inzwischen wirst du leicht erkunden können, welches Gasthaus für uns das billigste und gesündeste ist. Eines, das (soll man sagen: ganz unzutreffend oder als böse Vorbedeutung?) den Namen «Zum Ungemach» führt, ist mir von Vielen, namentlich auch von meinen Eltern, gelobt worden. Wenn es noch Platz hat und du damit einverstanden bist, könntest du dort anfragen, ohne jedoch unserthalben irgend etwas auszumachen, wenn es dir nicht ganz gelegen ist. Denn uns ist es ebenso lieb, hierher zurückzukehren, als dort zu bleiben. Weisst du eine bessere Unterkunft, so hast du vollständig freie Wahl, zumal da du vor uns abgereist bist und dadurch gewissermassen die Pflicht, dich umzusehen, übernommen hast. Ich scherze mit dir, wenn ich dich so als eine Art von Kundschafter ansehe; aber nach den Umständen ist das ganz am Platze. Lebe wohl!

Strassburg, eiligst am 31. Juli 1487.[2]

Der schon geschlossene Brief musste noch einmal entsiegelt werden, um dem Herrn Doktor Kerer unseren verbindlichsten Gruss zu entbieten. Nicht als ob ich, so lange der Brief noch offen war, seiner vergessen gehabt hätte (dachte ich doch, ihn nächster Tage persönlich zu begrüssen!), sondern weil ich weiss, er lässt keine Entschuldigung gelten!

X.

Von Strassburg nach Baden-Baden.

. . . Ich möchte dich diesmal nicht ohne ein Weihegeschenk im Bade besuchen und habe deshalb beschlossen, den Fuhrmann mit diesem Korb Gemüse zu belasten! Ich weiss ja, dass du Kostbares und was die Küche strotzen macht, bei deinen Umständen nicht begehrst. Vielleicht wird dir die Gabe um ihrer Seltenheit willen angenehm sein. Im Uebrigen erfülle pünktlich deine Badepflichten, damit du nicht, wie's im

[1] S. o. Brief V.
[2] Schmidt II, 31.

Sprichwort heisst, zum dritten Mal wiederholen musst, was du zweimal gethan hast! Erfülle sie aber nicht bloss der Zeit nach, sondern auch in guter Gemütsstimmung. Obgleich du ja einen Mahner bei dir hast, erregt doch eine solche Kur Unmut und bringt auch den Tapferen ins Wanken. Zudem hüte dich, dass sie dich nicht zu sehr angreife; denn Erschöpfung bedroht den Körper mit nicht geringerer Gefahr, als Ueberfluss an Säften. Halte mir das zu gut; nur die Unermesslichkeit meiner Liebe zu dir ist daran schuld, dass ich selbst einen klugen Mann belehren möchte! Meine Eltern und alle die Unsrigen sind wohl und lassen dich grüssen. Ich schicke dir auch zwei Büchlein mit; gib das eine, bitte, in meinem Namen dem Arzte, Hrn. Doktor Hieronymus, und das andere dem Pater Jakob. Sie haben mich gebeten, sie für sie zu besorgen, aber ich will sie damit beschenken, da ich ihnen zu Dank verpflichtet bin. Lebe wohl und grüsse Nikolaus, auch die Gastfreunde, besonders meinen Lehrer Hr. Doktor Joh. Müller,[1] wenn er schon aus dem Bade heimgekehrt ist, sowie deinen Busenfreund, den gelehrten Licentiaten Doktor Anthonius und den Magister Georius. Nochmals, lebe wohl!

Strassburg, den 19. Juni 1488.

XI.

Von Strassburg nach Augsburg.

(Etwas gekürzt.)

. . Deiner oder vielmehr der Bitte des hochwürdigen Herrn (Bischofs) von Augsburg[2] hat das Strassburger Kapitel entsprochen. Obwohl ja die Herren von selbst dir sehr wohl zu wollen scheinen, sind dennoch Magister Joh. Symler[3] wie ich bei ihnen dafür eingetreten. Man hat uns gerne angehört, aber auch gebeten, dich zu ersuchen, nicht noch ein drittes Mal Aufschub zu begehren, da unser oder richtiger dein Volk dich mit Ungeduld zurückerwartet. Ich würde dich also im Sinne dieses Geheisses bitten und beschwören, wenn ich nicht aus deinem Briefe wüsste, dass du schon selbst dazu entschlossen bist. Ich wünsche dir und dem Volke Augsburgs

---

[1] Mit J. Müller von Rastatt war P. Schott in Bologna gewesen. Er war zuerst Pfarrer in Dambach (Schlettstadt), zuletzt Dekan des Kapitels in Baden. (Vgl. Ristelhuber 109 ff.)

[2] Friedrich von Zollern s. o.

[3] Dekan von St. Thomas, damals Offizial des Bischofs. (Schmidt 357.)

Glück, ihm, weil es die gesunde Lehre so begierig aufnimmt, und dir, weil ihm ja nicht ohne dein Verdienst die Frucht davon heranwächst. Wir Armen sind hier wie Erde ohne Wasser, aber trotzdem dürsten wir nicht, sondern schlummern, muss ich gestehen, schlafen wie betäubt in unsern Sünden! Und wer mag uns aufwecken, wenn nicht der Herr durch dich, unsern Lehrer? Wegen deines Hauses und Hausrates brauchst du dich nicht zu sorgen. Herr Christian und dein Famulus[1] geben gewissenhaft Acht auf Alles. Herr Christian beauftragt mich aber, dir mitzuteilen, er und der Famulus lebten auf eigne Kosten, abgesehen vom Brot, das dir bisher alles vom Bäcker geliefert wird.[2] Vier Goldstücke, die er von der Kirchenkasse einnahm, habe er deiner Mutter geschickt, die sich wohl befindet. Er wird ihr auch gerne, wie du bittest, deine Ankunft melden. Ausserdem möchte er, sofern es dir nicht beschwerlich ist, baldigst durch einen Boten von dir benachrichtigt werden, ob du etwa eine Magd zu dingen Willens seist. Es sind nämlich gerade einige zur Hand, die, wie er meint, für dich gut passen würden. Ich sehe im Geist, wie du die Stirn runzelst, wenn du das Wörtlein Magd liest. Aber nur frisch daran, und gib deine Meinung kund! — Dem Magister Joh. Roth habe ich zugeredet, an deine Stelle[3] zu treten. Obgleich er nicht einsieht, was für Nutzen er schaffen könne, hat dein eindringlicher Rat doch Eindruck auf ihn gemacht und er spricht jetzt davon, ihm folgen zu wollen, wenn der Herr (Bischof) von Augsburg wirklich seiner Hilfe in etwas bedürfe. So ist es denn beschlossene Sache, dass er auf dem Pferde, das du zur Heimreise benützen willst, zu dem Herrn Bischof nach Augsburg eilen soll. Keinesfalls wird er vor deiner Rückkehr abreisen. Denn wer sollte dich inzwischen hier vertreten? Namentlich der Herr von Hennenberg[4] bittet dich, ja nicht zu begehren, dass er vor deiner Ankunft weggehe. Es grüssen dich alle, die erfahren haben, dass ich dir schreiben wolle, besonders meine Eltern, Magister Joh. Roth und Herr Christian. Lebe wohl und bitte Gott für uns; wir bedürfen dessen sehr!

Strassburg, am Tag Mariä Opferung.[5]

---

[1] Er hiess Gangolf. (Schmidt I, 337.) Wer ist Christian?

[2] Kammer und Bäckerei des Domkapitels war im Bruderhof (Schmidt I, 358.)

[3] In Augsburg.

[4] Heinrich von Henneberg Scholastikus und Vicedekan. (Schmidt 357, 358 u. 360.)

[5] 21. Nov., aber erst seit Karl V. Vorher muss der Tag früher gefallen sein.

XII.

Von Strassburg nach Augsburg.

... Der Brief des Herrn Bischofs von Augsburg und dein eigner, worin du die Heilsbegierde des dortigen Volkes beschreibst, haben mich, der bisher deine Abwesenheit so schmerzlich empfand, dermassen gerührt, dass ich schon anfange, ihr Fürsprecher und Verteidiger zu werden und fast gegen alle deine Freunde zu behaupten, es sei nicht ohne Vorteil, dem Eifer eines so bedeutenden Kirchenfürsten Rechnung zu tragen! Aber trotzdem war es mir lieb, die Denkart und Gesinnung des Strassburger Domkapitels und besonders des Herrn Heinrich von Hennenberg wahrzunehmen. Die Herren haben ein wachsameres Auge auf ihr Volk, als ich dachte, und sagten, sie würden nicht wenig in der allgemeinen Achtung einbüssen, wenn sie dem Volke das ihnen anvertraut sei, den Hirten wegnähmen, und einer fremden Herde überliessen. Zudem wäre die hiesige, inzwischen, wie sie sagen, den Bissen der Wölfe ausgesetzt, und es gewänne den Anschein, als wenn sie einen Lehrer wie dich gering schätzten, was doch ohne Zweifel dir selbst missfallen müsste. Darum dürften sie nicht dulden, dass Du ohne Weiteres eine so lange, nützliche und unersetzliche Zeit abwesend seist. Denn, hätten sie dich nicht, so müssten sie ja die ganze Welt durchsuchen nach solch einem Mann! Schliesslich hätten sie auch eine geheime Furcht vor der Klugheit der Augsburger, die nun den Segen genössen, dich und deinen Reichtum kennen zu lernen (wodurch dein Ansehen zu wachsen pflegt, obgleich du das Gegenteil behaupten möchtest) und in ihrer Freude darüber gewiss auf Mittel und Wege sännen, um dich uns, die ihnen so gleichgültig scheinen müssen, abspenstig zu machen. All das trugen sie mit grösster Bestimmtheit vor, so dass ich nicht den Mut fand, ihnen zu widerstehen. Nimm es also von der besten Seite, dass die deinen so sehr nach dir verlangen! Wer weiss auch, ob die Kalten unter uns, die dir die heilsame Lehren wie geekelt wieder von sich zu geben scheinen, Gott nicht erwärmen will, und ob sich nicht hoffen lässt, dass gerade durch deine Abwesenheit warme Liebe zu dir neu erstehe. Schon jetzt lässt sich sagen, dass diese Zeit dazu genügt habe. Doch soviel hiervon. — Der Famulus wird dich erwarten. — Was unsre Meinung über die Bestellung des Predigeramtes anlangt, so schicke ich dir hier einen Entwurf von der Hand des Magisters Joh. Simler[1] mit

[1] Schmidt 357.

den Gedanken, die ihm inzwischen gekommen sind. Auch die früheren Anschauungen über die Macht, die der Obrigkeit zu überlassen sei u. s. w. dürfen übrigens nicht unbeachtet bleiben. Weil wir aber auf deine baldige Rückkehr hoffen, werden wir nichts anfangen, bevor du hier bist. Das Geld ist schon bereit, d. h. teils haben wir es nach Rom geschickt zur Genehmigung, teils ist es bei mir hinterlegt, so dass also eine Verschleppung der Sache nicht zu befürchten steht. Die Predigt des h. Bernhard, von der du schreibst, besitzt Mag. Joh. Roth nicht. Er bittet dich deshalb, ihm eine Abschrift zu besorgen. Deiner Mutter und Herrn Christian werde ich, wie du verlangst, Nachricht geben. Er ist übrigens augenblicklich von hier abwesend wegen der Weinlese mit Erlaubnis der Herren vom Kapitel, was dir hoffentlich recht und lieb ist. Betreffs der Heftchen, die noch an dich zu schicken wären, schien es mir nach dem Rat der Magister Joh. Simler u. Joh. Roth zweckmässig, den Boten und deine eigne Heimreise nicht mit allen zu belasten, die du geschickt haben wolltest, zumal da wir aus deinem Briefe schlossen, sie sollten nach deiner Meinung dir nur gesandt werden, falls du nach dem Willen des Herrn Bischofs von Augsburg noch länger dort bliebest. Etliche aber schicke ich doch mit; aus dem Blatt, in das du deinen Brief einschlugst, konnte ich ja ersehen, welche du besonders zu haben wünscht. Ebenso das Kärtchen, mit der Unterschrift des bekannten Theologen Gabriel Biel[1] aus Urach, von dessen Anwesenheit ich dir unlängst geschrieben habe, wenn du den Brief erhalten hast. — Meine Eltern grüssen dich, auch Magister Joh. Roth, sowie alle, die nach deiner Gegenwart grosses Verlangen tragen. Doktor Johannes Kauffmann, der Jurist, ersucht mich brieflich, ihn dir zu empfehlen. Das sei hiemit gethan und ich bitte dich dringend, es als ernst gemeint anzunehmen. Lebe wohl und habe keine Angst, dass wir mittlerweile in der Hut deines Hauses lässig werden. Bitte Gott und die heiligen Märtyrerinnen für uns, sowie den h. Ulrich. Lebe wohl!

Strassburg, den 20. Oktober 1488.

XIII.

Von Strassburg nach Basel.

. . Ich habe gehört, allverehrtester Hr. Doktor, dass du wieder einmal von jener Unruhe geplagt wirst, die du früher

---

[1] Schmidt I, 30 u. 32.

so oft siegreich bezwungen hast. Fröhlichen Herzens und Angesichts pflegtest du uns dann zu verkünden, du habest sie gleich in den ersten Tagen zurückgedrängt und ihr schliesslich vollends die Thüre gewiesen. Nun bin ich freilich nicht der Mann, der, wie es im Sprichwort heisst, ein Schwein die Minerva[1] belehren möchte, ein Schüler den Lehrer, aber doch müsste ich ernstlich fürchten, gegen die Pflicht, ja gegen die Frömmigkeit zu handeln, wenn ich nicht in einer Gefahr, die sowohl dich, den meine lieben Eltern so verehren, als unsre ganze Vaterstadt bedroht, nach dem Mass meiner Kräfte Hilfe und Rat schaffte. Freilich, du weisst dir selbst Rat; daran zweifelt niemand, und ich habe es selbst des Oefteren erfahren. Aber da diese Sache, wenn auch uns alle, so doch in erster Linie dich persönlich angeht, habe ich die Befürchtung, es möchte die Sorge deine Seelenruhe bis in den letzten Winkel des Herzens aufstören, und diese Unruhe einen klaren Einblick in die Dinge, den dir sonst Gelehrsamkeit und Erfahrung verbürgen, nicht zulassen. Höre darum, du liebster Lehrer, auf das, was dein Schüler und Sohn dir vorhält aus den Schreinen, die ihm du hauptsächlich mit Lehren der Weisheit zu füllen bemüht warst, und lass dir, was ich schreibe, um so mehr wohlgefallen, als es nicht von einem Fremden, sondern von dir selbst stammt, und auch nicht deshalb angeführt wird, weil es dir verborgen wäre, sondern nur, weil es dir vielleicht in dem Für und Wider des entscheidenden Augenblicks nicht ganz klar gegenwärtig sein mag! Es gibt Leute, die sich bemühen, dich von uns wegzurufen; sie versprechen eine glänzende Versorgung und machen das Angenehmere zur Hauptsache. Wärest du nicht dem Strassburger Volk, das deiner so sehr bedarf, von Gott als Prediger geschickt worden, hättest du schon mit der Hacke des Worts das mannigfache Unkraut der Sünde ausgerottet, wüchse es nicht leicht wieder auf, wenn du die Hacke zurückziehst, und wäre dann schliesslich nicht noch mehr Böses auszureissen und Gutes einzupflanzen, müsste man nicht, wenn du den Rücken kehrst, einen Zustand des Ackers befürchten, der seiner gänzlichen Vernachlässigung gleich käme, wäre dies Alles nicht der Fall, dann wollte ich es für meine Person in brüderlicher Liebe den Baslern gönnen, dich als Prediger zu bekommen, und dir in kindlicher Ehrfurcht von Herzen Glück wünschen, eine Stellung, die deiner würdig ist, erlangt zu haben! Aber weil die Liebe zu Gott und den Nächsten bei einem Christenmenschen mehr gelten soll, als ein

---

[1] Sus Minervam docet Ci. Acad. 1, 4.

heftiger und darum stets verdächtiger Trieb des Herzens oder als zeitlicher Vorteil, so muss, meine ich, mit voller Sorgfalt erwogen werden, wozu mehr Liebe gehört, in Strassburg zu bleiben oder nach Basel zu gehen! Nun bekenne ich ja unumwunden, dass es Liebe sein wird, wenn du die Basler lehrst und ihnen den Weg der Wahrheit zeigst. Aber die Strassburger lehren ist doch grössere Liebe, grösser in demselben Mass, als das Volk zahlreicher, zügelloser ist und deshalb Lehrer nötig hat der Wahrheit und nicht der Irrtümer! Du weisst, was ich meine, aber sagst vielleicht: «In Strassburg haben mich die Leute lange genug, schier täglich gehört, mein Predigen ist ihnen etwas Gewöhnliches geworden, da gibt es nichts mehr zum Bewundern, das Herz wird nicht gerührt; in Basel dagegen bin ich ein Neuer; mein Wort wird mit brünstigerem Gemüt aufgenommen werden und fester haften.» — Was dort geschehen wird, weisst du nicht, obgleich ich ja nicht zweifle, dass bei deiner unglaublichen Beredtsamkeit die Leute dich bewundern und, wenn Gott Gnade gibt, dir auch gehorchen werden. Wie die Dinge hier stehen, habe ich nicht nötig dir zu sagen; du siehst es selbst. Klagst du über Mangel an Zuhörern? Sie sind zahlreicher, als man es hier je für möglich gehalten! Oder über ihren Gehorsam? Und doch haben dir (abgesehen von den geheimen Erfolgen, die nur Gott kennt) in den öffentlichen Gewohnheiten, die nach deiner Lehre dem göttlichen Gesetz widerstritten, wenn auch Mächtige und Uebelwollende zuweilen Widerstand leisteten, sogar die Obrigkeiten der Stadt mehr gehorcht, als jemals erhört war und man irgendwie hoffen konnte. Soll ich von den Entweihungen zahlreicher Gotteshäuser und geheiligter Plätze reden, die durch dich abgeschafft wurden?[1] Oder von dem grossen, aber siegreich durchgefochtenen Streit für die Zulassung zum Tod Verurteilter zur heiligen Kommunion?[2] Soll ich auf unzählige andere Dinge zurückkommen, z. B. auf die Züchtigung, die du erst unlängst dem kirchenschänderischen Mummereiunfug zu Teil werden liessest? O, die heilsamen Erfolge deiner Predigt unter uns sind gross, und Gott wird noch grössere geben, als du glauben magst! Du wirst mir entgegnen: «Habe ich hier genützt, so werde ich auch in Basel nützen.» Aber, mein Lehrer, man darf den einen Altar nicht entkleiden, um den andern zu bekleiden, besonders wenn dieser andere leichter bekleidet

---

[1] Der Roraff, vgl. Schmidt I, 350 und L. Schneegans in der Alsatia von 1852.

[2] Schmidt I, 351.

werden kann, als jener. Wenn die Basler mit ihrem so gut und festgegründeten Predigeramt, und obgleich sie eine theologische Hochschule in ihren Mauern besitzen, gezwungen sind, auswärts zu betteln, und bis jetzt keinen gefunden haben, der ihnen das Brot breche, glaubst du dann, dass deine Strassburger, wenn du sie verlässt, einen Prediger würden bekommen können, der das hier kaum oder noch gar nicht recht ins Leben getretene Predigeramt auf sich nähme? Und das, nachdem du, der so wenig nach Ehren geizt, damit nicht zufrieden warst? Gewiss, ich fürchte, es wird sich niemand finden! Und was wird, was muss die Folge sein? Bei der Nachlässigkeit gewisser Leute, die du kennst, wird Alles wieder werden, wie es war, wird man das schöne mit vielen Unkosten guter Männer begonnene Werk: die Predigt, die dem ganzen Volk Segen brachte, gleichgiltig zu Grunde gehen lassen! Und während in Basel das dort ohnehin schon festgegründete Predigeramt, auch wenn du nicht hingehst, fortbestehen würde, muss es hier, wenn du weggehst, Not leiden! Aber was hilft meine Unruhe? Die sollen zusehen, in deren Händen die Verwaltung des Werkes liegt! Oft genug habe ich gemahnt, auf seine Festigung bedacht zu sein, oft genug sie aufmerksam gemacht, dass das Einkommen nicht ausreiche! O mein Vater, je erbärmlicher die Sache steht, um so mehr bedarf sie eines barmherzigen Mannes. Das Zeitliche liegt uns am Herzen, das Ewige setzen wir hintan! Du willst für Christus leben; das ist mir nicht zweifelhaft. Nun, nirgends wirst du reichere Gelegenheit finden zur Ausübung brüderlicher Liebe, als wenn du trotz deines Mangels nicht duldest, dass zu Grunde gehe, was dem ganzen Volk zum Heile gereicht, für dessen Heil ja viele sogar ihr Leben liessen! O welch ein Trost muss es für dein Gewissen sein, wenn du dich so grosse Mühen tragen siehst, nicht um die Gunst der Menschen, Gewinn oder ein bequemeres Dasein zu erlangen, sondern allein, einzig und allein, weil du Gott vor Augen hast! Freilich hoffe ich, doch nächstens die Sache so weit zu bringen, dass du nicht zwar in Ueberfluss, aber wenigstens standesgemäss leben kannst. Was soll ich zuletzt von der Verwirrung der Gemüter sagen, wenn du fortgehst, von dem Aergernis, das viele, fürchte ich, nehmen werden, besonders die, welche erfahren, dass du mit reifer Ueberlegung und bestimmtem Vorsatz deinen Entschluss gefasst hast, schon als du noch hier warst? Was das geben wird, o, ich möchte, du bedächtest es selbst; denn ich kann es vor Kummer nicht niederschreiben. O, du trefflicher, hochverehrter Lehrer, lass dich doch den Schaden rühren, der uns sicher bedroht, wenn du weggehst, Schaden

für das Predigeramt, Schaden für die Lehre, deren Eindruck abgeschwächt würde, Schaden durch das Aergernis! Dabei ist ungewiss, welchen Nutzen du den Baslern bringen wirst. Ausserdem wird jeder sagen: «er hat Gott gefolgt», wenn du hier bleibst; gehst du aber, so weiss ich nicht, was für einen andern Anziehungspunkt sie herausfinden werden! So hält dich also nicht nur die Liebe zum Nächsten, sondern auch zu Gott hier zurück, wo du dich um uns verdient gemacht hast! Wenn ich nicht irre, ist das auch die Meinung vieler guter Männer, die dich lieben u. die du selbst oft schon um Rat gefragt hast, z. B. um von den übrigen zu schweigen, des Herrn Rektors von Freiburg und des Magisters Thomas Lamparter.[1] Diese zwei Namen mögen genügen.

Strassburg, (Tag fehlt) 1488.

XIV.

Von Wildbad nach Strassburg.

. . . Ich hoffe, du bist wohl; wir haben keinen sehnlicheren Wunsch. Wir selbst sind, Gott sei Dank, gesund, ganz so gesund wie die, welche, wie du weisst, unsere Reise eine Verkehrtheit schelten. Auf dein und deiner Geistesverwandten Gebet vertrauend, leben wir unsere Tage sorglos hin oder, richtiger gesagt, lassen wir uns forttreiben von der Annehmlichkeit des Lebens. Deshalb erfülle auch für den kleinen Rest der Zeit dein Versprechen, uns alle Gott zu empfehlen. Viele Grüsse von uns.

Wildbad, den 27. Mai 1489.

Einige Augsburger sind hier bei uns, darunter die Schwester von Georius Gansers Frau. Alle bitten dich um dein Gebet und beten selbst für dein Wohlsein.

XV.

Von Strassburg nach Kaysersberg. (?)

. . . Heute kam mein Schwager Florenz Müg[2] zu mir. Ich fragte ihn, ob er wisse, in welchen Handelsschlichen unsere

[1] Dominikaner s. Schmidt I, 359.

[2] Vermählt mit Marie Schott. (Schmidt II, 4.) Der Vater war Peter Müg † 1488? vgl. den Stammbaum der Müg im Jahrbuch IV. Jahrgang, S. 70.



Vaterstadt besonders bewandert sei. Er antwortete mir, nach seiner Meinung (und er habe doch in vielen Gegenden Handel getrieben) werde man nicht leicht einen Ort finden, wo die Kaufleute ehrlicher verführen. Die Engländer, Norddeutschen,[1] Franzosen, Italiener, ja selbst die Schwaben seien verschlagener als die Unsrigen und hüteten sich weniger vor dem Abgrund der Wucherei. Die Punkte aber, worin sich die Unsrigen vergehen, seien, wie ihm scheine, von dir fast alle berührt worden. Eigentlich bleibe nur ein verabscheuungswürdiger Fehler übrig, dem die Unsrigen wegen der Fruchtbarkeit an Getreide oft ergeben seien, wovon gestern mein anderer Schwager schon mit dir gesprochen hat. Sie geben Getreide ab oder auch Anweisungen auf Getreide[2] gleichsam aus Barmherzigkeit, warten dann längere Zeit und pressen zuletzt, sobald unvermutet der Kornpreis sehr hoch steht, hartherzig Alles den Schuldnern ab. Wer kein Getreide mehr hat, dem wird der Wert desselben angerechnet, und der arme Bauer mit jährlichen Zinsen geplagt, nicht ohne Schaden und häufig zum völligen Verderben des Armen! Wegen dieses Uebelstandes hat, wenn du dich erinnerst, Magister Joh. Roth Herrn Mag. Johann Symler und mich um Rat gefragt; er besitzt unsre Meinungsäusserung darüber schriftlich. Ein anderer verbreiteter Fehler der Kaufleute und Langfinger, den er erwähnte, besteht in der Zurückhaltung des Geldes. Kommt ihnen irgendwo ein Gulden von grösserem Gewicht oder höherem Wert, als man ihn jetzt schlägt, in die Hand, so halten sie ihn Gewinnes halber plötzlich zurück und verkaufen ihn an fürstliche Münzmeister, d. h. zu ihrem Nutzen, aber zum öffentlichen Schaden für die Allgemeinheit, weil auf diese Weise, was werthvoll ist, der Vaterstadt entzogen und dank ihrer Beihilfe durch Minderwertiges ersetzt wird. Und wahrlich, wenn (was ja zu fürchten ist) Fürsten durch Ausprägung minderwertiger Münzen sündigen, so leisten ihnen dabei, wie mir scheint, diese Leute nicht ohne Versündigung Vorschub! — Ich wollte dir drei Worte schreiben, sieh' nun, wie weit ich ausgeschweift bin!

(Ohne Tages- und Jahresangabe.)

XVI.

Von Strassburg nach Baden-Baden.

... In Erwägung, mein gefeierter Doktor, dass es bei uns eine alteingewurzelte Sitte ist, durch Verdienst oder ver-

---

[1] Cymbri.

[2] Census frumentarii?

trauten Umgang Nahestehende, die man auf Badereisen weiss, entweder noch im Bade selbst durch Gaben als Zeichen der Freundschaft zu ergötzen, oder bei der Rückkehr mit Gastgeschenken zu empfangen, habe auch ich es für angebracht gehalten, gerade im gegenwärtigen Augenblick dir zu widmen, was ich (es geschah auf dein Geheiss) in nächtlicher Arbeit fertig brachte! Denn jetzt, dachte ich, bist du durch den Einfluss des Bades weicher gestimmt und, wie das so geht, zugänglicher für allerlei Ergötzung, statt wie sonst nur an ernste Dinge und hohen Flug des Geistes gewöhnt zu sein, und wirst deshalb deinen Sinn unter solchen Umständen noch am ersten auch auf nur halb Gelungenes richten. So musst du denn wertlose Verse von mir, ein Gedicht in mangelhafter Hülle, in Augenschein nehmen, wenn du die Zeit dazu hast. Aber ich habe mich frommen Sinnes daran gemacht, und dies, sowie die Erhabenheit des Stoffes, der die Kräfte meines kleinen Geistes bei Weitem übersteigt, mag den schmucklosen Versen zur Entschuldigung dienen. Wahrlich, ich hätte meinen Schultern eine so grosse Last nicht auferlegt, wenn mich nicht dein ausdrückliches Geheiss, dem ich mich nur als Undankbarer entziehen konnte, dazu genötigt hätte! Mit voller Sorgfalt war ich darauf bedacht, auch nicht das Geringste einzuflechten, was mit der heiligen Lehre Christi vertraute Ohren als dichterische Erfindung verletzen oder von irgend jemand als nicht zur Sache gehörig verurteilt werden könnte. Und das hat vielleicht den Gedichten etwas den Schmuck geraubt. Aber wie sie auch sein mögen, ich erwarte deinen Richterspruch; nur fälle ihn nicht mit allzu strengen Brauen! Darf ich mir deines Beifalls bewusst sein, so habe ich Ruhm in Fülle erworben, und das nicht etwa, weil ich mir einreden werde, etwas Gescheidtes zustande gebracht zu haben, sondern lediglich, weil es in deinem Sinn gelungen ist. Lebe wohl, du Säule der Lehre und Gottesfurcht!

Ein Lied Peter Schotts zur Anrufung der Patrone Johannis des Täufers, Johannis des Evangelisten und Johannis Chrysostomi im Namen des Doktors Johannes von Kaysersberg.

Oberster Meister der Dinge, gefallener Menschheit Erlöser,
Unsers gesammten Geschlechts einziges, ewiges Heil,
Unsere Hoffnung und Furcht, der zu winken nur braucht, und was hoch war,
Sinkt, und das Niedere steigt, ledig des Druckes, empor!
Zitternd und zagend gedacht ich, zu nahen dem Stuhle des Richters,

Wollte mich, flehend im Staub, werfen zu Füssen vor Dir!
Aber es bebt mir das Herz, und es stockt in der Kehle die Stimme,
So sehr scheu ich den Blick, Aermster ich, deines Gesichts!
Was jetzt thun? Geh fort ich, besiegt? Nein, bitte nur brünstig;
Wenn dir die Stimme versagt, Andere reden für dich!
Eines Patrones bedarf ich, der lieb dir ist und getreu mich,
Mächtig des Wortes, vor dir stets zu vertreten vermag,
Der es versteht, zu vereiteln des Feind's scharfsinnige Ränke
Und den verlorenen Sohn weiss zu versöhnen mit Dir!
Aber ach, siehe, zunächst muss zweifeln ich, wen ich erwähle;
Tausend erblick' ich und mehr droben auf himmlischem Thron!
Lorbeer blutigen Kampfes umwindet die Stirnen der Einen,
Andre, der Keuschheit Preis, tragen die Myrten im Haar,
Etliche wieder umkränzt als Säulen der Lehre der Epheu
Und mit des Palmzweigs Schmuck glänzet die übrige Schaar,
Alle, die ganze Versammlung, geschickt, Fürsprecher zu werden,
Alle dem Richter genehm, seine Getreusten vor ihm!
Aber, umjauchzt von dem himmlischen Chor, drei Männer mit gleichem
Namen erblick ich, und gleich auch in der Heiligen Lob.
Nicht drei weitere gibt es in allen den Tausenden droben,
Die gleichkämen den Drei'n, wenn nach der Ehre du fragst:
Myrtenumdufteten Leibs, in den Händen die Zierde des Oelzweigs,
Epheugekrönt um die Stirn, stehen sie siegesgeschmückt!
Drei Johannesse: Stimme des Predigers, Adler und Goldmund,
Wünsche, begehre, ja wähl' ich als Patrone mir aus!

St. Johannes der Täufer.

Dich, o Täufer Johannes, zuerst will preisen der Sänger;
Nimm ihn in Hut; sein Dienst finde Gefallen vor dir!
Als dich der Leib noch der Mutter umfing und Maria, die Jungfrau,
(Jungfrau preisen wir dich, Gottes erlesenen Schrein!)
Heim sie suchte, die schwangre, da warst des verheiss'nen Erlösers
Freund und Prophet du bereits, hüpfend im heimlichen Schoss.
O welch' einzige Huld, welch' Gnade des himmlischen Vaters,
Dass du so künden gedurft Gottes Erscheinung im Fleisch!
Weil du mit Worten voraus nicht sagen es konntest, im Keim noch,
Hast du mit Zeichen gejauchzt deine Verehrung für ihn!
Später sodann, noch zart von Gestalt, ein Heil'ger geworden,
Höherer Lüfte gewohnt, gingst in die Wüste du weg,
Scheuend der lockenden Welt schöngleissende Sündengefahren,
Fliehend vor Lüsten, darnach nie doch Verlangen du trugst!
Bald auch, über die Pflichten der alten Propheten dich schwingend,
Hast du geweissagt nur Ihn, dem voraus du geschickt!
Deiner begehrend sodann liess Gott, der gekommen, zu heil'gen
Irdisches Wasser, von dir taufen im Jordan sich gern,
Also dich ehrend, damit, wie er selbst sagt, grösser als du sei
Keiner von allen, die je weibliche Brüste gesäugt![1] —
Drum sollst, mächtig und gut, du wirken für mich und das Meine,
Der dein dankbarer Knecht, was du und wo du befiehlst!
Flehend zu dir ausstreck' ich die Hand, ein brünstiger Beter,
Gnadenbegierigen Munds will ich nicht weichen von dir!
Rede für mich, auf die Kniee gebeugt, mit dem himmlischen König,
Bring mir die Kunde zurück, dass mir Erhörung gewährt!

[1] Matth. 11, 11.

Bitt' ihn vor Allem, in Gnaden von mir sich lieben zu lassen
Und mit des heiligen Geist's Glut mir zu läutern das Herz,
Dass ich in seiner Gemeinschaft allein froh werde, verachtend
Alles Vergängliche, weil's tödtet die Liebe zu ihm!
Dann erst bin ich im Stande, das Wort, durch Werke bekräftigt,
Seinem Namen zum Preis, fromm zu verkünden der Welt!

St. Johannes der Evangelist.

Jetzt, du Geliebter des Herrn, ja mehr als geliebter Johannes,
Himmelsgeheimnisse schau'nd, die du verkündet der Welt,
Jetzt wirft dir sich zu Füssen die Seele mit gläubigen Bitten,
Dass du gewärtig und hold führest die Sache für sie!
Du (so war es beschlossen von Gott zum Heile der Menschen)
Durftet verschwistert[1] ihm sein, als er auf Erden erschien;
Denn aus dem nämlichen Stamme wie du ward Jesus geboren,
Wenn auch sicher du selbst kamest aus sterblichem Blut! —
Muss nicht heisseste Liebe mir füllen das Herz zu dem Manne,
Den vor anderen einst Jesus so zärtlich geliebt?
Soll ich getrosten Gemütes berühren nicht dürfen die Schläfen,
Die sich, an Christi Brust ruhend, des Schlummers erwehrt,
Als du, das Haupt an den Herrn beim Abschiedsmahle gelehnet,
Traurig ihn fragtest: «Wer ist's, Rabbi, der schnöd dich verrät?»
Alle Genossen verstummten im Kreis, selbst Petrus verzagte;
Du nur, an Christi Brust schmiegend auf's Neue das Haupt,
Nahmst in dich auf, was weiter er sprach,[2] trankst Honig der Weisheit,
Gottes Geheimnisse fromm hegend und hütend seitdem!
Doch wie mag ich mich mühen damit, im Gesang sie zu zeigen?
Blieb dir doch grösseres Lob bis auf den heutigen Tag!
Oder wer hat sich bewährt gleich dir in beständiger Liebe,
Wen mag zärteres Band knüpfen an Christus, als dich,
Dem er im Sterben vertrauen gewollt die verzweifelnde Mutter,
Dass sie, des Sohnes beraubt, finde vertrauten Ersatz?
Du, kein anderer, wurdest erlesen, erlauchter Johannes,
Dir nur wurde geschenkt Liebe wie diese vom Herrn!
«Siehe, das ist dein Sohn!» sprach sterbend er noch zu Marien,
Und zu dem Jünger vom Kreuz: «Lasse sie Mutter dir sein!»
O welch süsse Vertauschung der Herzen in brennender Liebe:
Siehe, so liebte der Herr, siehe, so ward er geliebt! —
Mächtige Liebe des Herrn! Wie Feuer ergreifst du Johannem,
Dass er nur Jesum liebt, lieben ihn muss mit Gewalt!
Drum auch (nur weil du liebst und geliebt wirst) ward dir verliehen,
Auf dich zu schwingen, ein Aar, über der Sterne Gewölb!
Könnte sich Jesus verbergen vor dir, dein liebender Heiland?
Dürftest Du, liebend ihn, nicht Alles begehren von ihm?
Aufwärts stiegst du die Strasse des Sehers: zum ewigen Worte,
Das du geschauet im Fleisch, andere Wege verschmäh'nd!
Während der Mensch, an die Erde gebannt, gleich Löwen und Stieren,
Irdisch Verstandenes nur, schwächliche Lehren, erforscht,
Drangst, wie ein Aar, du stark hoch über der menschlichen Nebel
Düsteres Dunkel empor, sicheren Fluges gewiss,

---

[1] «Te patruele»: Salome, die Mutter Johannis, gilt als die Schwester der Jungfrau Maria.

[2] Die letzten Reden Jesu im 4. Evangelium.

Und in die blitzenden Strahlen der ewigen Sonne, die fernsten
Tiefen des Lichtes hinein schaust du nun offenen Augs! —
Drum, du leuchtender Fürst, nimm meiner dich an und den Namen
Deines Verehrers empfiehl Jesu, dess Arm dich umschlingt!
Bitte die göttliche Liebe für mich um den himmlischen Balsam,
Der mein tödtlich Gebrest banne mit ewigem Heil,
Der mir die Jahre der Jugend und Unschuld wieder erneue,
Mich zu verjüngen im Flug, wie es dem Adler [1] vergönnt!
Lass das wahrhaftige Licht [2] das alle Menschen erleuchtet,
Das du verkündet uns, hell machen, was dunkel in mir,
Dass ich, erkennend den Willen des Höchsten, Gehorsam beweise
Und ihn, selber getreu, andern zu zeigen vermag!

St. Johannes Chrysostomus.[3]

Als mein dritter Patron seist du mit dem goldenen Namen,
Edler Chrysostomus, jetzt gläubigen Herzens gewählt!
Nimm den Verlangenden auf, Huldreicher, in deine Behütung,
Wasche von Sünden und Fehl schützend die Seele mir rein!
Wer hat reicher als du mit den herrlichsten Früchten die weiten
Scheunen der Kirche gefüllt, treulich sich mühend im Feld?
Wer in so liebliche Form das Geheimnis des heiligen Glaubens,
Was wir zu lehren und thun haben, zu kleiden gewusst?
Warst du doch Bischof und Heil'ger zugleich, durch Wissen und Willen
Also zu fördern geschickt Lehre und Wandel des Volks!
Attische Weisheit hat dich genährt in den Jahren der Jugend,[4]
Aber hernach war Gott einzig des Forschenden Ziel.
Presbyter[5] wolltest du werden; da galt es, in Keuschheit und Strenge
Ueben den Leib, und du bliebst immer in heiliger Glut!
Scheuend die Sitten der Schmeichler, und selbst nie schmeichelnd erschienst du
Wohl hoffärtigen Sinns Manchem, der nicht dich gekannt;
Aber du wolltest vor Allem dem Volk durch Predigen nützen,
Und auf den Bischofsstuhl wurdest du, Weiser, erhöht![6]
Dann, als irrenden Priestern die Bibel vor Augen du hieltest,
Regten sich gegen dich auf Aller Gemüter in Hass.
Denn die verderblichen Sitten der Grossen auch hast du zu tadeln
Fromm dich erkühnt; so sehr war dir Gerechtigkeit lieb,
So sehr warst du verbunden dem Herrn in des Guten Bewusstsein,
Dass kein Schelten und Droh'n etwas vermochte bei dir!
Zweimal wardst du verbannt und der Predigtstuhl dir verschlossen,
Weil du getadelt des Volks Lust vor der Kaiserin Bild.[7]

---

[1] Psalm 103.

[2] Ev. Joh. Kap. 1.

[3] Joh. Chr. («Goldmund») geb. 347 in Antiochien, der berühmteste Kanzelredner der ersten Kirche, und als solcher ein rechtes Vorbild Geilers.

[4] Sein erster Lehrer war der heidnische Rhetor Libanius.

[5] Er war 12 Jahre Presbyter in Antiochien und Gehilfe des Bischofs im Predigen (wie Geiler in Strassburg).

[6] Von Konstantinopel (398).

[7] Vor der Sophienkirche war eine Bildsäule der Kaiserin Eudoxia unter grosser Ausgelassenheit des hauptstädtischen Volkes aufgerichtet worden.

Aber du trugst in Geduld dies Alles, bis endlich die Seele,
Frei von den Banden des Leibs, schwang zu den Engeln sich auf!
O, man empfing dich als Heiligen dort mit gebührender Ehre,
Weil, was gesäet du hier, reichliche Ernte gebracht!
Jetzt stehst froh du am Ziele, wonach dein Leben gerungen,
Jetzt darfst schauen du klar, was du hinieden geglaubt!
Irdisches Hoffen verging, und die Liebe nur, ohne die Keiner
Gott zu gefallen vermag, blieb und erwarb dir das Heil!
Reiche die Hand mir herab, ein gnädiger Schützer, und komme,
Den ich schon anrief oft, komme zur Hilfe mir schnell!
Lasse verschwinden in Nichts die den Geist trüb machenden Nebel,
Lehr' ihn erkennen, was wahr, lehr ihn verwerfen, was falsch,
Was der allmächtige Gott heimsucht mit schrecklichem Grimme,
Was uns vonnöthen, um doch Gnade zu finden vor ihm!
Dann will gern ich betreten den Pfad nur der Tugend und alles
Böse verabscheu'n fromm, ärger als Schlangengezücht!
Fest will steh'n ich im Guten, vom Platz soll bringen mich können
Selbst kein kretischer Stier![1] Gott nur regiere das Herz!
All' mein Reden und Thun, Er soll es mir leiten, und keine
Heimliche feindliche List lassen noch herrschen darin!
So mein Leben gestaltend, auf mächtigen Schutz mich verlassend,
Wandelnd behutsam die Bahn, die das Gesetz mir beschränkt,
Hoff' ich, zu schliessen den irdischen Lauf mit seligem Ende
Und zu erstatten dem Herrn droben in Ewigkeit Dank!

---

[1] . . . Siculus non ipse juvencus Me moveat . . . Gemeint ist wohl der kretische Stier, den Herkules bändigte.

V.

Zur Geschichte von Ingweiler.

Mitteilungen von

Karl Letz in Brumath.

1. Küferlied des herrschaftlichen hanau-lichtenbergischen Hofküfers von Ingweiler.

(Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.)

Hier ist das Trott- und Keller-Recht,
in dem gemeinsherrschaft Keller,
Ehrsame Meister und Kiefer Knecht,
die sämtlich nachbeschriebene Fehler
sollt strafen, eh' man den Wein gekost,
und hat versucht den süsen Most:
darinnen ist gänzlich verbotten,
fluchen, schwören, lachen, pfeifen und sonst sotten [1]
die wie obiges einerlei.
Überdiess wer sich erkühnet,
mit den Stiefeln, Stok und Sporen,
anhero komt und auch anlehnet,
dem ist nicht nur dis verloren,
sondern man wird denen zeigen
die der Ehr vergessen seyn,

---

[1] bedeutet wahrscheinlich sottises (Dummheiten).

auch durch Bosheit wollen beugen,
dieses Recht bei Most und Wein,
dass mit Straf dis wird belohnet,
und ganz kein Verbrechen schonet,
willst du aber hereinkommen,
muss es seyn in Acht genommen,
dass kein Tobak wird gerauchet,
und kein Fehler nicht gebrauchet
ohn' ein Fass zu klopfen an,
wornach man sich richten kan.

(Aus dem Ingweiler Stadtarchiv.)

2. Im Jahre 1345 erhob Kaiser Ludwig der Baier auf Bitten des Grafen Symon von Hanau-Lichtenberg das Dorf Ingweiler zur Stadt, erteilte ihr dieselben Rechte, welche Hagenau genoss und erlaubte ihr einen Markt auf den Dienstag. Im folgenden Jahre begann der Bau der Stadtmauer und im nächstfolgenden Jahre erneuerte Kaiser Karl IV. den Akt seines Vorgängers. Seine dem Grafen Symon erteilte Urkunde hat folgenden Wortlaut:

«Wir Karl von Gots Gnaden rhomischer Chunig ze allen «Zeiten Merer des Reichs Vnd Chunig ze Beheym (Böhmen) «Versichern Vnd tun khunt ofenlich mit disem Briefe allen «den di in sehnt hörent oder lesn, das Wir angesehn «Haben willigen getrewen Vnd steten Dinst, den Vnser «liber getrewer Simon Von Lichtenberg Vns Vnd dem «Reich oft VnVerdrozzenlich getan hat, Vnd noch tun sol «Vnd mack in ckunftigen Zeiten Vnd uf die Red, das er «Vnd seyn Erben Vns Vnd Vnsern nachcomen an dem «Reiche dest pas gedienen mügen, do vor erlauben wir im «Vnd den Vorgenannten seynen Erben, Vnd geben in die «Macht Von Vnseren Chuniglichen Gewalt, das si Vs irem «Dorfe Ingweiler genant in Strassburger Bischthum eine «Stat ufrichten, machen vnd bawen sullen vnd mugen Vnd «di Mauren vnd beuesten mit Stein, Holtz Vnd anderer «Vestenunge so sie baste mugen vnd aynen Marckt darinne «haben aynes in der Woche an dem Dinstag Vnd wellen «auch Von besundern Vnsern Chuniglichen Gnaden, das «diselbe Stat Vnd alle die dorinnen gesessen seyn Vnd «noch wonHaft werden, aller der Rechte Vreiheit vnd Ge«wohnheit sich Vrawen sullen di Vnser Stat ze Hagenow «behalten hat, Vnd dobei ymmer ewicklichen bleiben on

«alles Hindernus Vnd widersprechen, Mit Urkund ditz «Briefs Versigelt mit Vnserm Chuniglichen Insiegel geben «ze Hagenow nach Christus Geburt dreutzehn Hundert in «dem sieben Viertzigsten Jar an Santh Lucian Tag in dem «andern Jar Vnserer Reiche.»

(Bezirksarchiv. Akten der Stadt Ingweiler, E 1907, Nr. 15.)

(L. S.)

VI.

Das elsässische Wirtshauswesen während des Mittelalters.

von

Dr. A. Hertzog.

I.

Im Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens, 1892, habe ich das Elsässische Weinsticherwesen während des Mittelalters, den Engros-Weinhandel, wie er vom Produzenten zum Konsumenten stattfand und zum Teil auf den Weinmärkten vermittelt ward, darzustellen versucht In der Organisation des Weinhandels spielen aber die Wirts- und Gasthäuser keine unbedeutende Rolle, sind sie doch von jeher die Hauptkunden des Weinlandes, das durch die Weinsticher verkaufte, gewesen und bis heute noch geblieben. In der Reglementierung des Wirtshauswesens tritt aber der Regalitätscharakter des Weinhandels, als eines Handels mit Nahrungsmitteln noch deutlicher hervor als dies bei der Organisation des mittelalterlichen Weinsticherwesens der Fall ist. In gleicher Weise wie die Grundherrschaft, in den Städten die Obrigkeit, die Fleischbänke an die Metzger verlieh, und ihnen gewisse Verpflichtungen zur Verproviantierung der Städte und Ortschaften auferlegte, so verlieh sie auch das Recht, Wirts- und Gasthäuser zu halten. Denn ihr gehörte der Bann, und zur Banngewalt gehörte das alleinige Recht des Nahrungsmittels-Verkaufes, das sie natürlich nicht selbst ausübte, son-

dern durch Andere ausüben liess. Im Rechte des Weinbannes liegt ein Stück Regalität, das früher dem Staatsoberhaupte zuständig, mit dem Aufkommen der Grundherrschaft an dieselbe überging.

Die Wirtshäuser sind aber immer das Bedürfnis und der Beweis eines vorgeschrittenen und regen Verkehrs. Es gab eine Zeit, wo die Deutschen keine Wirtshäuser besassen; an der Grenze ihrer Gaue und des weiten römischen Reiches hatten sie Gelegenheit genug, römische Tabernen, Wirtshäuser, kennen zu lernen. Und sicher ist anzunehmen, dass die trinkfesten Germanen nicht die schlechtesten Kunden der römischen an der Hauptstrasse liegenden Wirtshäuser gewesen sind. Schon sehr früh müssen die Wirtshäuser dem Staate als vorzügliche Einkommensquellen erschienen sein, daher auch die Ausbildung des Weinbannes und des Konzessionswesens.

Die gesetzlichen Erwähnungen der Wirtshäuser und des Herbergswesens in den karolingischen Kapitularien, sind wohl die ältesten Vorschriften über diesen Gegenstand. Sie sind recht dürftig, noch gehen sie nicht so kasuistisch auf jedes Einzelne des Betriebes ein, wie die späteren Wirtshausordnungen, von denen wir übrigens nur diejenigen inbetracht ziehen werden, welche ausschliesslich vom Weinverkaufe handeln. Wirtschaftspolizeiordnungen, so interessant und kulturgeschichtlich wichtig sie auch sind, lassen wir für unsern Zweck der Darstellung ganz ausser Acht. Nur allgemeine Vorschriften über die Ehrlichkeit im Verkaufe, die wir ausserdem später oft wörtlich in den hofrechtlichen Urkunden des Elsasses wiederfinden, wurden durch die karolingischen Gesetze den Gewerbetreibenden erteilt.

Aus den Vorschriften vieler hofrechtlichen Urkunden, sowie aus denen des ältesten Strassburger Stadtrechtes geht klar und deutlich der hofrechtliche Charakter der Handel- und Gewerbetreibenden hervor; wenn wir nun auch mit Eberhard Gothein anerkennen wollen, dass nicht alle Abgaben der Handwerker an den Bischof, sowie deren Unterstellung unter den Burggrafen gerade hofrechtlichen, vielmehr militärischen Ursprungs waren, so glauben wir doch, dass für einzelne Gewerbe der hofrechtliche Zusammenhang mit dem Bischofshofe in Strassburg sich nicht leugnen lässt, ganz besonders nicht derjenige der Wirtsleute. Viele Gewerbe, beinahe der gesamte Handel, wurden anfänglich auf Rechnung und Vorteil des Grundherrn betrieben. Ausnahmen gab es natürlich immer; freie, fremde Handelsleute, die keinem Grundherrn zugethan waren, reichsfreie Leute, sowie viele Juden trieben wohl in den meisten Fällen den Handel auf eigene Faust. Aber diesen speziell hof-

rechtlichen Charakter glauben wir bestimmt dem Wirtshausgewerbe zuschreiben dürfen zu können. Denn in den Wirtsabgaben können wir unmöglich eine militärische Leistung erblicken. So hat sich besonders in den Mauersmünsterschen Hofrecht-Urkunden der hofrechtliche Charakter über Gewerbe, speziell des Wirtsgewerbes, bis in sehr späte Zeiten hinunter klar und deutlich erhalten.

II.

Nach dem ersten Stadtrechte von Strassburg haben alle Handwerker gewisse Abgaben und Verrichtungen an den bischöflichen Hof zu leisten. Die Gastwirte haben darnach von allen die anscheinend gemeinste Verpflichtung, sie reinigen des Bischofs Speicher und Abtritt. Dies findet seine Erklärung wohl darin, dass die Gastwirte früher, als die Gastwirtschaft noch innerhalb des Hofes stand, wahre Hausbedienten waren, und zudem noch Bediente aus dem unfreien Stande; denn nur solchen konnten solche gemeinen Arbeiten aufgetragen werden. Als mit dem grössern Verkehr die Gasthäuser aus dem Burg- oder Klosterhofe hinausverlegt wurden, da sehr belebte Gasthäuser die Burg- oder Klosterruhe, ja sogar oft den Burg- oder Klosterfrieden gefährden mussten, blieben diese früheren wahren Hausdienste der ehemaligen Gasthausverweser, nachmaligen Gasthausbesitzer, noch eine Zeit lang bestehen. Der Ertrag der Wirtschaft wurde denselben als Gehalt und Nahrung überwiesen. Nirgends deutlicher also wie bei den Wirten liegt für Strassburg die frühere enge Zugehörigkeit des Mannes an den bischöflichen Burghof auf der Hand. Dies erste Stadtrecht stammt aus den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts; schon das zweite von 1200 kennt diese hofrechtlichen Abgaben der Handwerker nicht mehr. Waren sie verschwunden? Schwerlich waren sie es schon; da aber die nachfolgenden Stadtrechte schon autonome Rechtsaufzeichnungen der Stadt Strassburg waren, ist es erklärlich, warum diese Hofrechtsabgaben nicht mehr in der neuen Fassung Aufnahme fanden. Diese Frohnden und Abgaben verschwanden jedoch sehr bald auch, sicher bestanden sie nicht länger als bis zur grossen Revolution von 1332, durch welche die Handwerke rechtsfähig wurden. Wurden sie abgelöst oder für ab und nichtig erklärt, kraft Beschlusses der neuen Verwaltungsbehörden? darüber kann man keine bestimmte Antwort erteilen, da die Urkunden schweigen. Wir erwähnten, dass Mauersmünsterer Urkunden den Beweis lieferten, dass die Wirte einen hofrechtlichen Ursprung in der Mark gehabt haben. Um dies zu erhärten sei hier nur erwähnt, dass ein Jahrgeding — das heisst

diejenige Urkunde des Hofrechtes, die jährlich einmal den versammelten Markgenossen vorgelesen wurde, damit sie ihre Rechte und Pflichten nie vergässen — von 1471 die Wirte immer «des Probstes Wirte» nennt. Die betreffende Urkunde stammt von St. Quirin, einer Probstei im Saargebiete, die zur Abtei Mauersmünster gehörte. Der Probst von St. Quirin erlaubte demnach einem Hintersassen des Gotteshauses die Ausübung einer Wirtschaft und gab ihm Vorschriften über die Art und Weise der Ausübung seines Rechts, setzte die Preise fest und den Vorteil, den der Wirt dabei nehmen durfte, und legte ihm gewisse Leistungen auf, zur Anerkennung seines Unterthanenverhältnisses. Dasselbe geschah auch für die Bäcker, Metzger und andere Handelsleute.

Der Wirt durfte niemals ohne Wein sein — die Bäcker nie ohne Brot und die Metzger nie ohne Fleisch — «undt solches zwar umb der frembden und bülger (Pilger) wegen».

So oft die Wirte gegen obige Anordnungen verstiessen, und es angemeldet wurde, so waren sie dem Probste mit fünf Franken (Währung von 1471) verfallen; dasselbe Jahr hindurch durfte der Säumige das Gewerbe nicht mehr betreiben, es sei denn, dass sein Wagen oder seine Leute auf Reise sich eben befunden hätten, um Waren zu holen.

Die Wirte wurden immer auf ein Jahr konzessioniert, um mit der Verwaltungssprache des 19. Jahrhunderts zu reden, und waren verpflichtet, das Jahr auszuhalten; während des Jahres durften sie nicht aufhören das Geschäft zu betreiben. Diese Massregel finden wir überall in Geltung und zwar durch die Jahrhunderte hindurch bis zur gänzlichen Hinwegräumung des alten Regimes. In unseren Zeiten der freien Konkurrenz, wo nur zu viel Wirtschaften über das Bedürfnis hinaus konzessioniert werden, wäre gewiss solch eine Vorschrift unnötig. Sie hatte den Zweck, das Publikum vor Mangel an notwendigen Waren und Subsistenzmitteln, sowie vor Verteuerung einer Ware durch einzelne Wenige, die über einem Male ohne Konkurrenten sein könnten, zu schützen. In einer Zeit, wo die vorhandenen Wirtschaften einem verhältnismässig nur geringen Bedürfnisse abzuhelfen hatten, durfte man desto weniger das Publikum einer möglichen Ausbeutung ausgesetzt lassen. Da bei der Erlaubniserteilung, wie immer in alten Zeiten, darauf gesehen ward, dass der betreffende Mann sein ehrliches Auskommen beim Gewerbe finde, so konnten die Wirtschaften nie derart zahlreich werden, dass ein plötzliches Einhalten von Seiten einiger Wirte, oder in kleineren Ortschaften des einzigen dort vorhandenen Wirtes, nicht nachteilig geworden wäre. Denselben Rücksichten verdankt wohl das Jahrgeding von

1471 folgende Vorschrift, dass an gewissen Festtagen, wo der Fremdenzudrang sehr gross wurde, auch Nichtwirte vom Prior die Erlaubnis erhalten konnten, Weine auszuschenken, ein Schild auszuhängen, jedoch nur auf die Dauer von 24 Stunden. Nach Verlauf dieser Zeit durften sie nicht weiter im Detail verkaufen, es sei denn, dass sie dem Herrn gegenüber den Wunsch erklärten und sich dann ebenfalls verpflichteten, das ganze Jahr hindurch Wein zu verzapfen.

Am St. Quirinstag musste jeder Wirt, der Wein oder Bier zum Verkaufe darbot, eine Abgabe von 2 Mass Wein und Brot im Werte von einem halben Batzen dem Probste, sowie dem Vogte ein Mass des zu verkaufenden Getränkes entrichten; dafür erhielt er dann an diesem Tag grossen Fremdenzudranges die Erlaubnis, seinen Wein oder sein Bier etwas teurer zu verkaufen. Auf der einen Seite sehen wir also billige Berücksichtigung eines ehrlichen Gewinnes für die mehr in Anspruch genommenen Wirtsleute, auf der andern aber die Sorge, dass allzu rücksichtsloses Fordern die Fremden künftighin fernhalten möchte, was der Grundherrschaft von grösstem Schaden gewesen wäre.

Weiter behielt sich der Probst zu St. Quirin seinen Wirten gegenüber noch ein gewiss nicht unbedeutendes Vorrecht des billigen Einkaufes vor, wenn er bei gewissen Anlässen Wein oder Bier zu kaufen genötigt war. Der Vogt des Klosters, der jeweilige Burgherr von Türckelstein sowie auch die Wöchnerinnen geniessen dieses Rechts ebenfalls. Zu Gunsten dieser letztern findet man öfters in den Bauernweistümern rücksichtsvolle, ja zartfühlende Verordnungen. Des Oeftern wird dem deutschen Bauern Rohheit vorgeworfen, hier in diesem Falle legt er gerade die gegenteiligen Eigenschaften an den Tag. Man suche im römischen Rechte z. B. solche Vorschriften wie die obige, oder wie die, wonach in einem Hause, wo ein Kranker lag, keine Pfändungen vorgenommen werden kann, man suche ähnliche Satzungen in unsern Gesetzessammlungen, wo man doch heutigen Tages so gerne den humanitären Gedanken herauskehrt und zur Schau trägt. Es ist dies ein schönes Erbstück germanischer Volkssitte.

Aber auch nach seiner lebensfrohen Seite hin lernen wir den altdeutschen Bauern in unsern Weistümern kennen, nämlich in seiner Liebe zu gemeinschaftlichem Essen und Trinken; mit Gelagen endeten die wichtigsten Rechtshandlungen des germanischen Volkes. Diesem Bedürfnisse entsprach die Vorschrift, die Wirte seien ferner verpflichtet, den Probst, die Geschworenen «einmal im Jahre zu gastieren». Schade nur, dass wir diesmal den Speisezettel nicht auffinden konnten, wie ihn manche unsrer Weistümer in geschwätziger Weise verraten.

«Darumb», heisst es in der uns vorliegenden Urkunde, «dass er (der Probst) ihre Obrigkeit und Herr ist, und ihnen die Wirtschaft zu treiben erlauben kann oder nicht, die geschworne aber mit ihnen ein gantz Jahr lang des schetzens wegen beschäftigt sein.» Diese Begründung lässt wahrlich an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Als Grundherr, als Herr über seine Wirte gibt der Probst seine Erlaubnis oder verweigert sie; und die Geschworenen hatten den Imbis wohl verdient, indem sie das ganze Jahr hindurch mit den Weinschätzen bei den Wirten des öftern eine gerade nicht unangenehme Beschäftigung erhielten. Auch noch einen andern Einblick gewinnen wir in die damaligen Gebräuche, denen sich ein ehrwürdiger Geistlicher, wie der Probst, nicht entziehen konnte. Er war mit beim Imbis zugegen. Welcher Stolz für diese gemeinen Bauern, ihren Grundherrn an der Spitze des Tisches in ihrer Mitte zu haben! Dass ein solcher Imbis eine würdige Handlung sein und werden musste, liegt auf der Hand.

Die Geschworenen, welche beim Anstiche jedes neuen Fasses zum Schätzen des Weines zugegen sein mussten, verzeichneten genau, wie viel Wein die Wirte zum Verkaufe brachten. Von einer jeden Mass war der Wirt schuldig eine Steuer im Betrage eines halben oder ganzen Blanken (Albus), nach des Probstes Belieben und Festsetzung, zu entrichten. Diese Steuer hiess das Ungelt und wurde vom Probst zur Hälfte an das Chor, zur Hälfte durch die Bürgerschaft an die Kirche oder zur Unterhaltung des Beinhauses verwendet.

Mehr als einen halben Blanken durften die Wirte von St. Quirin an ihrer Ware nicht profitieren.

III.

Aus den Herrschaftsbefugnissen des Grundherrn auf seinem Territorium entspringt der Weinbann und damit in Zusammenhang die Besteuerung des Weinhandels in Gestalt eines Eingangszolles und Ungeltes. Wie sich diese Rechte entwickelten, können wir uns ganz natürlich auf folgende Art und Weise erklären. Die Klöster und andere grosse Grundherren waren im Elsass die ersten Rebenpflanzer nach der Völkerwanderung und der Zerstörung der römischen Kultur in unserem Lande. Die Reben bilden einen grossen Teil der Salländereien, d. h. des eigentlichen Herrschaftsgutes. Später wurden viele Reben, wie dies heute noch daraus erhellt, dass ganze Gewanne Rebgeländes den Namen eines Klosters tragen, zu Lehen gegen Weinzinsen ausgegeben, und zwar mit dem Vererbungsrecht in

der Familie der Rebleute; da war dann das Kloster nicht mehr der alleinige Rebbesitzer und Weinverkäufer in der Mark. Dies gilt natürlich von allen Grundherrschaften: kirchlichen wie weltlichen, selbstverständlich gilt es auch von den königlichen Gütern. Daraus entspringt das Recht des Weinbannes für den Grundherrn, das ihm gestattete, in seinem Gebiete nur seinen eigenen Wein zum Verkaufe zu bringen oder anderen zum Verkaufe zuzulassen.

Doch der blose Besitz von Reben begründete kein Recht, eine Taberna zu halten oder zu verleihen, man musste auch die Immunität eines Grundherrn erhalten haben; das beweist eine Schenkungsurkunde Bischof Adalbero's von Metz für das Kloster St. Arnulf in dieser Stadt. Der Graf allein hat das Recht, irgend einen Bann zu verleihen, weil er ihn vom Könige erhalten hat; so giebt denn genannter Bischof von Metz dem obenerwähnten Kloster das Recht, in dessen Villa, nahe dem Kloster gelegen, eine «bannalis taberna», eine gebannte Wirtsstube zu halten, d. h. eine solche mit dem alleinigen Verkaufsrechte innerhalb des Hofgebietes. Dieser Bann, welcher jedem Immunitätsherrn zustand, begründete das Konzessionsrecht desselben. Nur wem es der Bannherr gestattete, der konnte eine Wirtschaft betreiben. Die Immunität begründete das Recht des Bannes, und der Bannherr konnte den Bann auch weiter verleihen, wie dies mit allen feudalen Rechten der Fall war. Der Bann war somit ein Regal, sowohl der Gerichtsbann als auch der Weinbann. Jeder Bann schloss die Thätigkeit von Beamten der öffentlichen Gewalt auf der betreffenden Immunität aus, er war ein Bestandteil des Immunitätsrechtes, welches allein nur der König oder der Graf verleihen kann. Darum ist es Bischof Adalbero I. (949), welcher dem Kloster St. Arnulf zu Metz den Bann verleiht und nicht direkt Kaiser Otto I., weil Adalbero vom Kaiser bereits die Grafenrechte erhalten hatte. Ebenso verlieh Bischof Poppo im Jahre 1094 dem Abte von St. Vincenz das Recht, zu jeder Zeit, auch dann, wenn der Weinverkauf zu Gunsten eines anderen beschränkt ist, in dem Hofe seines Klosters Wein zu verkaufen. Der Abt von Gorze hat nach einer Urkunde desselben Bischofs von 1095 in Amella den Alleinverkauf, den Weinbann, zwei Monate lang. Und so besassen alle unsere elsässischen und lothringischen Klöster Weinbannrechte, die ihnen durch den König direkt oder durch den Bischof oder auch sonst durch einen Grossen verliehen wurden. Aus diesem Bannrechte heraus entwickelte sich dann das Besteuerungsrecht des Weines durch den Immunitätsbesitzer.

Von der Zeit an aber, wo der Grundherr an seine hinter-

sässigen Bauern Reben verlieh, mussten diese Bauern ihren Wein auch verkaufen können. Dies musste notwendig zur Beschränkung des Weinbannes führen. Dazu wirkte der Umstand mit, dass das Kloster mit seinen nun kleiner gewordenen Rebbesitzungen des ausschliesslichen Weinverkaufsrechtes nicht mehr bedurfte. Dieses Recht war durch eine Urkunde für Mauersmünster von 1144 bereits als althergebrachtes auf einen Monat des Jahres festgesetzt worden. Dies gab aber jetzt für den Grundherrn eine Ursache, vom Weinverkaufe eine Steuer zu erheben. Diese Steuer musste jeder zahlen, der Wein zum Verkaufe ausbot. In der Mark Mauersmünster dauerte dies Recht der Weinsteuererhebung von Martini an bis zur Weinlese nächsten Jahres. Während der Weinlese war der Weinverkauf steuerfrei; dies gestattete dann den kleineren Bauern, ihren Wein besser zu verkaufen und im Verzapf in kleineren Quantitäten oder auch im Grossen leichter in Geld zu verwandeln. Das Alleinverkaufsrecht ward in eine Steuer umgewandelt. Der Weinbann des Abtes ist nun auf einen Monat, den August in Mauersmünster, festgesetzt; während dieser Zeit darf kein Wirt anderes Gewächs als das des Klosters verzapfen. Mit Erlaubnis bekommt jeder Bauer das Recht, seinen Wein zu verzapfen; welcher Bauer während der Lese neuen Most zum Verzapfen bringen will, muss in der Mark Mauersmünster beim Schultheissen die Erklärung abgeben und entrichtet an diesen eine Abgabe von 4 Mass Wein, weil der Schultheiss mit ihm des Schätzens wegen zu schaffen bekommt. Will er dann mit dem Weinpreise aufschlagen, so muss er dies wiederum dem Schultheissen kundthun, und ihm abermals 4 Mass Wein verehren. Welcher Wirt zu Mauersmünster und in der Mark schlechte, gefälschte Ware feilbot, besserte 30 Schilling.

In einer Urkunde des Kaisers Heinrich V. von 1119, aus Strassburg datiert, wird der Weinbann als ein Gewohnheitsrecht, als ein nicht gesetzlich bestätigtes und bestehendes Recht, dem bürgerlichen Rechte geradezu entgegengehalten. Dies Gewohnheitsrecht (jus consuetudinarium, non autem legitimum) ist aber kein anderes als das Recht des Grundherrn. Wir sehen in dieser wichtigen Urkunde, dass der Kaiser dies Recht als ein sehr verwerfliches, ja sogar als ein zu Unrecht bestehendes ansieht, dass dies seiner Ansicht nach während vieler Jahre aus fluchwürdiger Gewinnsucht den Strassburgern auferlegt ward; auf flehentliches Bitten und aus mitleidiger Bewegung stellt der Kaiser das gemeine Recht wieder her; das Gewohnheitsrecht bezeichnet der Kaiser als eine Beeinträchtigung der Bürger (dampnum), als ein Joch, eine Bürde (jugum), den Strassburgern ungerechterweise und gleichsam als aus nicht

geringer Tyrannei auferlegt (inique et quasi quadam tyrannide aliquando impositum). Dieser Weinbann war zwar vor einiger Zeit durch den Bischof Otto seligen Angedenkens in etwas erleichtert worden (aliquantulum levigatum), so dass von da an der Weinverkauf in der ganzen Stadt von Ostern an bis Mariä Geburt an den bischöflichen Fiskus vom Fuder einen Ohm abgeben musste. Kaiser Heinrich beschränkt nun in genannter Urkunde die Abgabe des Bannweines auf die Dauer von sechs Wochen. Von dem eigentlichen Weinbanne des Bischofs, vom alleinigen Verkaufsrecht erfahren wir gar nichts mehr aus Strassburg; der Weinbann war mit der Zeit ganz zu einer gewöhnlichen Steuer geworden, und hier sollte das Besteuerungsrecht eben nur so lange dauern, als wahrscheinlich früher das Alleinverkaufsrecht des Bischofs dauerte.

Also sehen wir hier für Strassburg drei Entwicklungsstufen, zuerst wohl Verkaufsfreiheit nur während der Lese und einiger nachfolgenden Wochen; dann durch Bischof Otto (1082—1100) dies Recht ausgedehnt auf die Zeit von Mariä Geburt (8. September) bis künftige Ostern (also den Herbst und den ganzen Winter hindurch); endlich noch länger, so dass der Weinbann des Bischofs nur mehr sechs Wochen dauern sollte. Wenn wir jetzt berücksichtigen, dass der fassweise Weinverkauf nur auf dem Weinmarkte oder in den Bürger- und Klosterkellern, in den Stifts- und Adelskellern gestattet war, so ist unter diesem Weinverkaufe in der Stadt nur der Detailverkauf der Wirte gemeint und zwar der Gastwirte, wie auch der gewöhnlichen Zapfer. Dies wird auch durch eine spätere Urkunde unzweifelhaft dargethan. Im Jahre 1242 beurkundet Bischof Heinrich von Strassburg, dass die Stadt von der Familie der Beger den Bannwein, welchen sie von den Herren von Lichtenberg und diese von der Strassburger Kirche zu Lehen hatten, um 400 Mark Silber abgelöst habe. Hier heisst es ganz deutlich, dass dieser Bannwein durch die Wirte während sechs Wochen nach Ostern entrichtet wurde (de qualibet carrata vini una ama — ein Ohmen von jedem Fuder — que a cauponibus vendebatur). Von jetzt an ist die Stadt Strassburg von dieser hofrechtlichen Abgabe an den Bischof befreit. Bald aber wurde das Ungelt oder der Bannwein eine städtische Abgabe, wie es das Manifest Bischof Walters von Geroldseck an die Bürgerschaft erweist, worin dem Stadtrate vorgeworfen wird, dass ohne des Bischofs und des Kapitels Einwilligung «uffen Malen Ungelt gesezzet ohne das alte Ungelt von dem Wine, daz men doch wider Gott mit Unrechte nimmt, mit grosseme Schaden des Volkes von Strassburc unde der Lantliute richer und armer» (1261). Das Stadtrecht von 1279 erwähnt schon dasselbe als städtische Abgabe. Wie

viele andere Handwerker, waren auch die Wirte der bischöflich-grundherrlichen Gerichtsbarkeit unterworfen. Es bestand lange Zeit ein bischöfliches Amt der Wirte, an dessen Spitze ein bischöflicher Beamter, der «Magister cauponum», der Wirtmeister stand. Die Ernennung des Wirtmeisters stand dem Burggrafen zu (Art. 44. Erstes Stadtrecht, Urkundenbuch der Stadt Strassburg I, 470, 13). Nach Artikel 56 stand es dem Zöllner zu, die Masse für Wein, Oel, Körner, welche der Wirtmeister herstellte, mit glühendem Eisen zu bezeichnen. Unter den Abgaben an den bischöflichen Hof finden wir eine solche von 1 Solidus zum Brotankaufe während der Ernte, die der Wirtmeister leisten musste.

Dessenungeachtet bildeten die Wirte bei der zünftigen neuen Stadtverfassung von 1332 kein Handwerk, sie waren teils bei den Weinleuten, unter den Freiburgern, teils auch in anderen Handwerken, als Küfer, Weinsticher zünftig.

IV.

Im Sulzmatter Thalbuch haben wir ebenfalls einen ausschlaggebenden Beweis für den Beamtencharakter der Wirte, also für die Regalität des Weinverkaufs; diese wurden nämlich alljährlich durch die Gemeinde an Fastnacht erwählt.

In ihrem Eide schworen die Wirte von Sulzmatt «ein Jahr lang genug zu thun und wein ohn underlass zu schenkhen». Welcher Wirt dies zu thun während dreier Tage versäumte, besserte 2 Gulden. Also hier wiederum dieselbe Vorschrift, wie wir sie für St. Quirin und Mauersmünster erwähnten, wie wir sie auch in der Strassburger Wirteordnung vorfinden.

Sie sollen, heisst es in der Sulzmatter Urkunde, keinen Wein einlegen, sie hätten ihn zuvor dem Bürgermeister, Schultheissen und, in deren Abwesenheit, einem Geschworenen zum Versuchen gebracht, und beim Einlassen in den Keller am Kerbholz, zum Zweck der Besteuerung, anschneiden lassen. Die Wirte sollen auch «in khein schwenckfass kein Wasser schütten». Unter Schwenckfass ist hier wohl ein ausgewaschenes Fass zu verstehen, das erst nach einiger Zeit mit Wein angefüllt werden sollte. Sie sollten kein Wasser hineinschütten, damit dies Wasser nicht etwa beim Anfüllen mit Wein darinbliebe. Wie immer und überall sollten die Wirte nur geaichte Gefässe beim Verzapfe verwenden. Ferner schwuren die Thalwirte, keinem Menschen über 10 Schillinge zu borgen. Durch diese Massregel wollte man besonders bei den kleineren, ärmeren Leuten dahin wirken, dass sie nicht zu leichtfertig Zechschulden machten.

Vor dem hohen Amte an Sonn- uud Feiertagen sollten sie auch niemandem zu essen geben; die Wirtschaften sollten nicht Anlass dazu sein, dass die Sonntagsruhe gestört worden wäre.

Das Massgeschirr sollten die Wirte auch immer recht sauber halten und den Wein richtig zumessen. Von Bier und Schnaps ist in dieser Ordnung noch keine Rede. Bier war damals schon nur ein städtisches Getränke, die Brauerei ein städtisches Gewerbe, und den Schnaps verkaufte man damals noch in den Apotheken. Sie sollten «die Irten (Rechnung) gleich recht zurechnen und ankreiden»; sie sollten sich nicht irren; denn Irren, besonders zu seinen Gunsten, ist für jedermann immer schädlich, da es den Betreffenden leicht in Verdacht bringt, mit Absicht es gethan zu haben. Besonders musste dies damals der Fall sein, wo alle Preise für jede Ware obrigkeitlich festgesetzt und von jedem Gaste oder Kunden gekannt waren.

«Sie sollendt auch über die 10 Uhren niemandt zu essen geben» bei Strafe von 10 Pfund Basler Geldes. Fremden konnten sie jedoch an einem Sonn- und Feiertag um ihr Geld wohl zu essen geben. In dieser Vorschrift sehen wir eine schwache Andeutung, dass wohl in jener Zeit an den Werktagen zu Sulzmatt kein recht grosser Verkehr sein musste, sonst wäre diese Vorschrift auch auf diese Tage ausgedehnt worden. Dies war aber nicht notwendig. Zur Beherbergung der Fremden waren sie eidlich verpflichtet, sie konnten somit niemanden abweisen, es sei denn, dass alle ihre Schlafstellen besetzt gewesen seien. Damals, wie jetzt noch, kamen zur Hackenszeit viele fremde Häcker nach Sulzmatt, das «Heckher Volk» nennt sie unsere Urkunde, «Häcker» nennt sie der Sultzmatter Rebbesitzer heute noch. Diese Häcker (Rebenhacker) waren die Wirte verpflichtet, gegen Bezahlung zu beherbergen und ihnen Essen zu geben. Wer heute noch viel mit Rebleuten verkehrt, wird Gelegenheit haben zu sehen, dass dies «Heckher Volk» nicht immer von seiten der Rebleute gerade sehr geachtet ist; immer ist es fremdes, unbekanntes Volk, das man in den Wirtschaften gewiss damals so wie heute nicht immer gerne aufnahm, es bedurfte einer gesetzlichen Verpflichtung hierzu. Es sollen die Wirte zu Zeiten, als es begehrt wird, «Kilchen- oder Pfrundtwein» zu schenken verpflichtet sein. Es erheischt diese Bestimmung eine eingehendere Betrachtung. Sie wirft nämlich ein kleines, nicht unwichtiges Licht auf die mittelalterliche Armenpflege. Am Grundherrn, resp. an der Kirche stand die Pflege der Armen. Diese Armenpflege ward durch Vermittlung des Gemeindeverbandes geübt. Damals gab es also zur Unterstützung der Dorfarmen Pfründen. In diesem Pfründebezuge befand sich auch eine gewisse Menge Weins. Diesen Wein mussten nun auf Be-

gehren der Gemeinde die Wirte liefern; aber sie mussten ihn billiger ablassen. Der Betrag wurde ihnen durch die Gemeinde, die Kirche oder, so eines im Dorfe war, durch das Spital bezahlt. Aber möglich ist es auch, dass der hier erwähnte «Kilchen-Wein» kein Wein für die Armen, sondern ein solcher zu kirchlichen Diensten, ein Konsekrationswein war. Als solcher ist er dem Pfründwein gegenübergestellt, er ist nicht dasselbe, kein Almosenwein; aber wie dieser soll er auch zu ermässigten Preisen abgegeben werden. Die Weine sollten ferner nie zu viel eingebrannt, geschwefelt werden. Nie sollte es im Wirtshause am Brote mangeln.

Wie wir sehen, kennt diese Wirtsordnung die blosse Schankwirtschaft nicht. Eine solche hätte auch in einem Weindorfe keinen Zweck gehabt, hat ihn auch jetzt noch nicht, wo alle Leute den Wein im Hause haben.

Wenn der Wirt den Eid ablegt, soll seine Frau daneben stehen. Zwar braucht sie nicht den Eid mit ihm zu sprechen, sie soll dadurch nur bedeutet werden, dass der Eid ihres gestrengen Eheherrn sie selbst auch bindet.

Alles, was wir bis jetzt von der Organisation des Wirtshauswesens kennen gelernt haben, zielt darauf, aus dem Gewerbe einen ehrbaren Stand zu machen, der dem Wirte ein ehrliches Auskommen verschaffen sollte.

V.

Wenden wir uns nun zur Wirteordnung in der Stadt Strassburg, so treffen wir dem städtischen Wesen entsprechend schon verwickeltere Verhältnisse an Hier in der grossen Stadt mit starkem Fremdenverkehr bleibt es nicht bei einer einmaligen Ordnung der Sache von Seiten des Magistrates. Die wenigen Vorschriften über den Weinhandel, welche die verschiedenen Stadtrechtsaufzeichnungen enthielten, und die wir in unsrer Arbeit über den Weinsticher mitgeteilt haben, genügten sehr bald nicht mehr. Immer und immer entdeckte der Stadtrat, seine Polizeiagenten, im Verborgenen neue Missbräuche, wodurch die Fremden ausgebeutet und der gute Ruf der schönen Stadt Strassburg beschädigt werden konnte, die immer Anlass dazu gaben, entweder alle vergessenen Vorschriften wieder einzuschärfen oder ganz neue Gesetze über die Ausübung dieses so wichtigen Gewerbes zu erlassen. Ein bleibendes, schönes Denkmal für die kluge Vorsorglichkeit der Stadtväter des 14. und 15. Jahrhunderts, aus Strassburgs wirtschaftlicher Blütezeit!

Wie weit in dieser Beziehung die ordnende Thätigkeit des Stadtrats zu Strassburg sich erstreckte, zeigt schon ein Blick

in die kürzlich erschienene Sammlung von Zunft- und Polizeiverordnungen, herausgegeben vom verstorbenen Archivar der Stadt, J. Brucker. Da finden wir allein aus dem 15. Jahrhundert sechsunddreissig Ratsverordnungen, den Detailverkauf des Weines betreffend. Und die folgenden Jahrhunderte sind nach unsrer eigenen Beobachtung nicht minder reich an solchen gesetzgeberischen Dokumenten über diesen hochwichtigen Gegenstand. Natürlich konnten die wenigen Bestimmungen aus den Stadtrechten in nachfolgenden Jahrhunderten mit reicherem Verkehr nicht mehr genügen, und die zünftlerische Thätigkeit selbst sorgte schon dafür durch strenge Bewachung, sowohl von Seiten eigener Beamten als von Seiten der Beteiligten selbst, alle Missbräuche sehr bald an den Tag zu bringen. Unmöglich konnte ein Handwerker einem andern etwas widerrechtliches zu thun gestatten ohne es anzuzeigen, da er dadurch selbst in seinen Lebensinteressen gefährdet war. So sehen wir denn beinahe in allen von uns durchgelesenen Urkunden einige typische Bestimmungen immer wiederkehren, während die neuen nur durch den vorgekommenen Fall der Zuwiderhandlung, auch durch veränderte Markt- und Erntekonjunkturen auf dem Lande hervorgerufen werden. Wir können somit in diesem Aufsatze unmöglich eine kasuistische Darstellung und Angaben aller dieser zahlreichen Zapfer-, Wirteordnungen den Lesern vorführen. Wir werden hier nur dasjenige herausgreifen, was einen eigentlichen Gesetzescharakter hat, weil es durch die Jahrhunderte hindurch gehalten werden musste und auch nachweislich gehalten wurde. Ziehen wir die Begründung der meisten dieser Stadtordnungen in Betracht, so finden wir zwei Hauptveranlassungen: einerseits das Interesse des städtischen Fiskus, anderseits dasjenige des Publikums, sowie der einzelnen Gewerbe. Wir werden dabei sehen, in welchen engen Fesseln dieser Teil des Handels gehalten war. Dass trotz der äusserst strengen Ueberwachung von Seiten der städtischen und zünftlerischen Organe so oft Missbräuche sich einschlichen, scheint uns gerade den Beweis zu erbringen, dass diese Leute doch nicht wenig durch ihre Satzungen beengt waren. Das Interesse des Einzelnen war durch die öfteren Preisfeststellungen — man kann sagen, dass für jedes verkaufte Fass die Preise anders gestellt werden mussten — so sehr zurückgedrängt, die erlaubten Profite waren dabei so ausserordentlich gering, dass es einem fast unmöglich erscheint, dass diese Leute bedeutende Ersparnisse haben machen können. Eins ist jedenfalls sicher, dass bei solcher Organisation die Wirte sich gewiss nicht zu einer kapitalistischen Macht aufschwingen konnten. Hiergegen richten sich sogar alle zünftlerischen Mass-

regeln. Gerade deshalb musste auch der Reiz zu Uebertretungen ein sehr grosser sein. Dass die Missbräuche oft sehr gross waren und trotz alledem sich lange erhalten konnten, scheinen die Motive zu einer Erneuerung der Zapfer- und Wirteordnung darzuthun. Lassen wir die Urkunde selbst reden: «Als man bisher lange Zeit in Strassburg schlechte und kranke Weine zum Zapfen geschenkt hat, und auch die Wirte und Zapfner nicht in so guter Ordnung und Wesen gehalten worden seind als Not wäre, dass nicht allein der Stadt ein Unehre, sondern dem gemeinen Mann fremde und heimisch verdrossentlich und schwere gewesen ist, mit dem dass einer nicht wohl hat ein gute Mass Weins mögen bekommen, sondern es ist auch der gemeinen Stadt an ihren Zöllen und Gefällen ein merklicher Abbruch und Schade gewesen»; darum wurden nun — diese Erneuerung ist aus dem 16. Jahrhundert — die alten Ordnungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert wieder erneut eingeschärft. Jeder Zapfer und Wirt, jeder Bürger, der Wein zum Zapfen verkaufen wollte, musste sich beim Rate melden, um auf die Einhaltung des Stadtrechts und der Polizeivorschriften beeidigt zu werden.

In Strassburg konnte jeder Bürger, der Wein im Keller hatte, sei es dass er denselben gekauft oder aus eigenen Rebstücken gezogen hatte, Wein verzapfen, d. h. Wein in Krügen oder Flaschen über die Gasse im Kleinen verkaufen. Der Verkauf ins Kleine konnte oft einträglicher sein als derjenige im Grossen: So aber ein Bürger Wein zum Zapfen verkaufen wollte, musste er sich dafür bei dem Stadtrate anmelden, wurde er auf die Zapfnerordnung vereidigt und musste dann den zu verkaufenden Wein verungelten. Er war während dieser Zeit so gehalten wie ein handwerksmässiger Weinzapfer, nur dass er nicht bei der Zunft der Weinleute unter den Freyburgern zu dienen brauchte, er behielt seine eigene Zunft bei und war nur zur Zahlung eines Beitrages in die Büchse der Weinleute angehalten, nach Marzahl der von ihm verkauften Weinmenge, wobei immer das Fuder als Berechnungseinheit galt. Eine Urkunde von 1457 bestimmt, dass ein Fremder, der in der Stadt Wein zu verzapfen kam, den Wirten für alle Male in ihre Büchse 10 Schill. Pfennig geben solle, wobei er je nach seinem Belieben einem andern Handwerk dienen könne; ferner besagt auch noch dieselbe Urkunde, dass von Alters her Gebrauch ist, dass von jedem Fuder, welches ein Bürger vom Zapfen verschenkte, ein Pfennig in die Büchse der Wirte entrichtet wurde, wobei es auch fürderhin bleiben solle.

Diejenigen, welche das Weinverzapfen «voll trieben», also handwerksmässig oder vielmehr berufsmässig trieben, die

«mussten dann ganz bei den ‚Winluten' in der Freyburgerzunft dienen und zünftig werden».

Ausser den Zapfnern erwähnen die Weinverkaufsordnungen von Strassburg noch die Weinschenken, die Wirte, welche Trinkstuben hielten ohne sonst die Leute zu beköstigen und die «Huswürte», die Hauswirte, welche neben dem Trunke den Gästen auch Essen darreichten, aber nicht zum Zapfen über die Gasse verkauften, dann noch die Kochwirte, welche nur allein zu essen gaben, vielleicht auch beherbergten, den Wein aber, dessen sie bedurften, bei einem Zapfner holen mussten.

Mit Erlaubnis des Rats konnten aber auch Wirte zum Zapfen schenken; jedoch, so führt eine Wirtordnung weiter aus, auf dass man desto ehrlichere Leute bekäme, die den Zapfen führten, so sollte man fürbass nicht alle Wirte lassen zum Zapfen verkaufen, sondern deren eine Zahl bestimmen, die an besten gelegensten Enden gesessen wären und dies Nahrungs halber zu allerbest zu thun vermögen; die übrigen Wirte sollen Kochwirte sein und keinen Wein einlegen, sondern ihren Gästen den Wein auswendig zum Zapfen holen, je nach dem Preise, um den ihn diese zu haben wünschten.

Das Handwerk der Zapfner, bei den natürlich kein andres Betriebskapital als das Kaufgeld nötig war, da der Zapfner keines eigenen Hauses, eigener Fässer und keines eigenen Kellers bedurfte, wurde folgendermassen betrieben. Kaufte der Zapfner in einem Bürgerkeller, so wurde der Wein nicht aus dem Fass gezogen, sondern an Ort und Stelle aus dem Keller heraus verzapft; kaufte er den Wein auf den Weinmärkten, so konnte er das Fuder an irgend einen Stand oder vor sein Haus führen lassen und dann zum Verkaufe anbieten. Wenn er einen eigenen Keller besass, durfte er den Wein unter besondern Formalitäten einlegen und verzapfen. Es ist dies wohl die einfachste Form des Weinhandels, die man sich nur denken kann. Dabei waren die obrigkeitlichen Weintaxen derart festgesetzt, dass sie sich von den auf den Märkten gezahlten Weinpreisen nie merklich entfernten, ja in gewissen Wirteordnungen wird geradezu bestimmt, dass der Wein nur zum Marktpreise verzapft werden könne. Wir werden dann noch sehen, wie bei diesem Verfahren die Obrigkeit den Profit der Wirte oder Zapfner berechnete.

Diese Satzung war ganz besonders dazu geeignet zu verhindern, dass die kleinern Leute, die keinen Wein am Markte in grösseren Mengen kaufen konnten, ihren Bedarf an Wein nicht zu teuer bezahlen mussten. Man bediente sich hier des Zwischenhandels, gerade um die Weinverteuerung und die Ausbeutung des kleinen Mannes zu verhindern. Dies zu er-

reichen war aber nur möglich mit den strengsten Vorschriften und der aufmerksamsten Ueberwachung der Einkäufe.

Diesen Zweck erreichte man dadurch, dass jeder Kauf, er geschehe durch einen Bürger, Zapfner, Schenker oder Hauswirt, nur in Gegenwart eines Weinstichers geschehen konnte; dieser musste dann selbst an's Ungelt gehen, den Kauf und seinen Preis anzeigen, wonach dann der Wein verungeltet wurde. Bei jedem weiteren Verkauf musste der Wein immer wieder verungeltet werden.

Beim Beginne einer Weinwirtschaft oder des Verkaufs zum Zapfen, wurden alle Weine bei demjenigen, der sich auf dem Ungeltamte und beim Stadtrate dazu gemeldet hatte, durch die Ungeltbeamten, es sei in seinem eigenen oder in gelehntem Keller, sie seien ihm gewachsen oder er habe sie gekauft, aufgenommen, überschlagen — nach ihrer Menge abgeschätzt — und in ein besonderes Kontobuch eingeschrieben. Ebenso sollte kein Wirt oder Zapfner Wein ins Haus oder in Keller legen lassen, der Keller sei eigen oder gemietet, er sei denn zuvor durch einen Ungelter oder Visierer gesehen, überschlagen und aufgezeichnet worden, nach Zahl und Inhalt der Fässer, worüber der Wirt vom Beamten eine Bescheinigung erhielt; erst dann durften die «Vasszieher» den Wein in den Keller ablassen.

Bevor nun ein Wein verkauft werden konnte, so musste er durch eine Kommission von drei ehrbaren Leuten gekieset, d. h. auf seinen Wert und auf seine Güte geprüft werden. Alle Jahre wurden «zwei fromme, redliche, verständige Männer», einer aus den Weinstichern, der andre aus den Küfern, zu Schätzern gewählt, doch mussten es unparteiische Männer sein, sie sollten also z. Z. selbst keine ähnlichen Geschäfte treiben, sollten mit keinem Wirt, Zapfner oder Weinverkäufer «Teil und Gemein haben» oder deren Verleger sein. Ihnen wurde noch ein dritter aus den Ungeltbeamten zugesellt; diese drei ehrbaren Männer mussten nun von 5 Uhr morgens bereit sein, mit den sich dann von 5—6 Uhr meldenden Weinverkäufern zu Keller zu gehen, um ihnen ihre «aufzuthuende» Weine abzuschätzen. In Abwesenheit des Wirts und seines Weinmessers mussten die Schätzer die bezeichneten Fässer aufthun, des Weines daraus gewinnen und verkosten und je nach den laufenden Marktpreisen und der ihnen dünkenden Qualität desselben «niemandt zu Leide noch zu Liebe», wie sie meinen, dass er in Stadt und Land zur Zeit wert sein könnte, dessen Verkaufspreis feststellen. Die Schätzer sollten die Verkaufspreise nach den landläufigen Preisen, nicht am niedrigsten, aber auch nicht am höchsten ansetzen, sondern einen mittleren Satz dafür aufstellen, und zwar sollten die schlechten, gemeinen Landweine als überrheinische, zorn- und

dergleichen Weine, sowie die guten Landweine immer nur untereinander, jede dieser Kategorieen für sich, abgeschätzt werden, damit sowohl das Ungeltamt als auch der Konsument «seines fuoges desto bass bekomme, und man auch desto bessere Wein zum Zapfen feyl fünden mag». Höher als den Weinschlag durften die Wirte und Zapfner ihren Wein nicht verkaufen, sie mögen gekauft haben um welchen Preis es auch gewesen sei. Billiger durften sie ihn wohl abgeben. Wir sehen also, es wird beim Weinschlage der etwa bezahlte Preis gar nicht berücksichtigt, so dass es unter Umständen möglich sein konnte, dass ein Weinverkäufer bei einer bestimmten Ware Geld darauflegen musste.

Man kann nicht leugnen, dass diese Bestimmungen hart gewesen seien. Damals aber war das Auskommen des kleinen Mannes so ausschlaggebend, dass sie gewiss niemand als zu hart gefunden hat. Ganz blieb auch der Profit des Verkäufers nicht unbeachtet.

Damit die Wirte desto besser bestehen mochten, aber auch desto besser dem Preise entsprechend guten Wein verkaufen konnten, so wurde einem jeden, der Wein verungeltete, ein gewisser Nachlass gewährt. Vom neuen Weine, der noch auf der Hefe (Truhsen) lag, sollten sie aufs Fuder zwei Ohmen «für Truhsen, Trubwein, Röhrenwein und Ehrenwein — Wein, der verehrt wurde — von lauterem Weine nur einen Ohmen weniger verungelten», und zwar wurden für das Fuder neuen noch nicht abgesetzten Weines 26 Ohmen und für das Fuder lauteren Weines 25 Ohmen berechnet. Hier muss man gestehen, dass nicht gekargt wurde; denn so viel Abgang bekommt man auf das Fuder nicht. Der Ehrenwein ist derjenige Wein, der an die Schätzer bei der Schätzung verabreicht werden durfte.

Nun konnte sichs aber ereignen, dass während des Jahres die Weine auf dem Lande plötzlich aufschlugen, und man dabei nicht vorhersehen konnte, ob dieser Aufschlag von Dauer oder nicht sein wurde. In diesem Falle mussten sich die Schätzer an die Herren XV wenden, um ihre wohlweise Meinung darüber einzuholen, damit eine Verordnung erlassen werden möge, welche verbieten sollte die vorhandenen Vorräte alle auf den höheren Preis zu schätzen, damit die Konsumenten nicht zu sehr in Mitleidenschaft gezogen würden, und die Verkäufer nicht allzu leichten Profit machen könnten. Dagegen bei plötzlichem Abschlage der Weine auf dem Lande oder dem Markte, wodurch den Wirten ihre Vorräte, die sie hinter sich haben konnten, zur Zeit allzusehr gemindert werden möchten (darin lag entschieden ein mächtiges Hindernis der Spekulationskäufe), sollten sich die Schätzer «ziemblich und gebührlich halten», damit Zapfner und

Konsumenten bei den Preisen bestehen möchten. Denn trotz des Aufschlages musste der bereits geschätzte und in Angriff genommene Wein zum reellen Preise verkauft werden, da diese vorerwähnte Bestimmung nur für neu zu schätzende Weine galt und nicht auch für die bereits geschätzten und verungelteten Weine. Es lag somit im Interesse der Wirte und Zapfner, nicht allzuviel einzukaufen und auch nicht allzuviel des auf Lager befindlichen Weines über einem Male schätzen zu lassen.

Zapfner und Wirte mussten ihren Weinbedarf in der Stadt kaufen und durften nicht aufs Land zum Weinkauf laufen oder fahren. Nur ausnahmsweise in schlechten Jahren, wo geringe Mengen Weines in die Bürgerkeller geführt wurden, erliess dann der Stadtrat eine Verordnung, welche erlaubte für eine gewisse Zeit nach Herbst oder während des Herbstes Wein auf dem Lande zu holen. So im Jahre 1453. Dann mussten die Zapfner den Wein um den Pfennig geben, wie sie ihn gekauft hatten, zum Preise durften sie nur «ein bescheiden fuorlon», doch von einem Fuder nicht über 6 Schillg. zuschlagen; dies sollte nach Besag der Ordnung währen, so lange die Herren Meister und Räte es für gut hielten und es nicht zu ändern gedächten.

Das Jahr vorher, 1452, war verordnet worden, dass die Zapfner den Wein, den sie in der Stadt kaufen mussten und kauften, verschenken mögen «uff einen Pfennig unverdünget, wie dann jeglicher truwet den Wein zu vertriben». Es scheint dies ein blosser Versuch gewesen zu sein, man glaubte, wenn man die Zapfner, Schenken und Wirte, die zum Zapfen verkauften, frei liesse, ihre Verkaufspreise selbst festzusetzen, wie ein jeder glaubte ihn am besten verkaufen zu können, Sie immer gutes Getränke verzapfen, «guot und auch gemeine pfennwerth», jeglichen Wein nach seinen Gebühren geben würden, «damit so der Menge, beiden Arm und Reich die Wein zum Zapfen holete, desto rehter geschee»; aber man hatte sich in ihnen getäuscht. Denn «so haben die Zapfner — wie eine Verordnung von 1453 anführt — durch solich neue Ordenunge die Menge me beschweret und vester übernossen — übernommen — wann vormals und besonders durch folgenden Kniff: Sie kauften ein gutes Fuder Wein und verschenkten es z. B. um 3 Pfennig das Mass, dann kauften sie aber ein oder zwei Fuder kranken Wein und verkauften ihn auch um 3 Pfennig. Darum wurde diese wohl nur versuchsweise eingeführte Ordnung wieder aufgehoben, und die gute alte wieder in Kraft gesetzt, nach welcher Zapfner und Wirte den Wein verschenken sollten auf den Pfennig als sie denselben kauften; und nun kommt ein Beispiel, das ich meinen Lesern nicht

vorenthalten kann: «was Wein sie kaufent ein Fuder umb ein Pfunt fünf Schilling oder um ein Pfunt oder bitz an 30 Schilling — so viel wie ein Pfunt 10 Schilling — da sülent sie ein Moss um ein Heilbeling geben und nit höher, usgenommen, dass sie den Heilbeling Zoll daruff schlahen mögent, dass ist die Mosse umb 1 Pfenning.» Der Ohmen war 24 Mass. — Dieselbe Ordnung zeigt dann ausführlich wie die Herren alle Kosten, die ein Wirt auf ein Fuder Wein hat, ausgerechnet haben. Auch diese Rechnung ist wichtig, weil wir daraus ersehen, wie die städtischen Gesetzgeber auf die Profite der Weinwirte Rücksicht genommen haben, sie haben diese Kosten derart berechnet, dass der Zapfer an jedem Fuder guten Gewinn habe: «so hat er ouch zuo gewinne» was er das Fuder Wein näher kauft als die Summe Gelds, so auf jedes Fuder zum Verkauf gesetzt ist; denn wir sahen ja, dass die Schätzer wissen sollten, was die Weine von der versuchten Qualität auf dem Markte galten; ferner gewinnt er am Fuder 4 Schilling am Hälbeling - Zoll, «dann er verheilbelingzollet» nur 24 Ohmen für ein Fuder, dem alten Geseige = Masse nach, wo hingegen die neue Aich des Fuders 28 Ohmen beträgt; dazu giebt er zur Zeit dem Weinrufer, Weinmesser und Vorlegler — der letztere war ein Mann, der für den Zapfer das Geld einstrich — nur 5 Schilling Pfenning zu Lohn, wo man vorher 7 Schilling gegeben hat, dafür habe er auch die erübrigten 2 Schilling Profit an jedem Fuder, ferner kann derjenige «welcher sin gelt selber entpfohet» den Vorlegler entbehren; dann hat er auch noch zu Gewinne den Preis der Fässer, die damals immer mit dem Wein gekauft und bei dessen Verkauf im Weinpreise mitgerechnet wurden.

So meinen die Strassburger Herren, dass zu gleicher Zeit die Menge, sowie die Zapfner und die Wirte bei der Handhabung dieser neu eingeschärften alten Ordnung bestehen mögen. Auf diese Weise erzwang man die Versöhnung zweier Interessen, die sonst wohl schwerlich zu stande gekommen wäre; denn hätten die Wirte so billig verkaufen wollen als es ihnen eine freie Konkurrenz notwendig gemacht hätte, so hätten sie eben müssen machen, was damals viele trotzdem zu machen versuchten, und was jetzt beinahe jeder machen muss, wenn er bei seinem Handwerk bestehen will, wir meinen Weinverschnitte herstellen, die immer mehr oder weniger betrügerisch sein können, zum mindesten nicht immer leicht anzumelden sind. Nach der Weinschau durch die Schätzer wurden die Fässer versiegelt und dann erst den Wirten und Zapfnern gemeldet, zu welchem Preise ihnen die Weine geschätzt worden seien, worauf sie dann aufs Ungeltamt gehen

mussten, um nach der Ausweisung der genannten Beamten die Ware zu verungelten.

Zum mindesten alle Monate ein Mal sollten die Weine in den Zapfner- und Wirtskellern durch die Steuerbeamten aufgenommen werden. Der Weinbestand wurde dann mit dem vom beeidigten Weinmesser aufgekerbten oder angekreideten Weine verglichen, um so festzustellen, ob der Verkäufer so viel Wein noch im Keller habe als er nach Nachweis der Verungeltung darin haben sollte und durfte, um zu sehen ob kein Wein versteckterweise unversteuert verkauft worden sei, wobei die inzwischen eingelegten Weine natürlich unangetastet da liegen sollten. Wo ein Fehlbetrag entdeckt wurde, da mussten die Wirte und Zapfner nicht unbedeutende Strafzahlungen leisten; beim Fehlen eines ganzen Fuders betrug die Strafe ein Pfund, 10 Schilling für ein halbes und 5 für ein Vierling, es sei denn, dass der Beschuldigte beweisen konnte, dass ihm Wein unglücklicher Weise ausgelaufen sei. Zur Ueberwachung des Ausschankes und als Zeuge in solchen Fällen war der Weinmesser da; denn die Wirte oder irgend jemand von ihren Leuten durften nicht am Hahne stehen um Wein auszulassen.

Die Schätzer konnten den Wirten so viel Fässer Weins schätzen und siegeln, als diese begehrten geschätzt zu haben, doch nur auf ein Geld und kein Fass, das unter 12 Ohmen hält, ausgenommen bei den Wirten in den Vorstädten, denen es erlaubt war Vierlinge anzustechen. Dabei durften die Wirte aber nur eines der geschätzten und versiegelten Fässer anstechen, nicht zwei Hähne durften sie in einem Keller haben. Aus einem Keller sollte auch kein Wein am selben Tage zu verschiedenen Preisen verkauft werden, und ehe ein angestochenes Fass bis auf den Trubwein geleert war, durfte kein neues angestochen werden. Wo ein Fass am dritten Tag nach dem Anstich nicht ausverkauft war, mussten die Wirte mit dem Preise herunter, das nannte man damals den Faller geben; denn Wein von frischem Anstich war immer besser als schon lange offener und sollte darum auch teurer verkauft werden als letzterer. Es schien dem alten Strassburger nicht gerecht, dass ein Rest so teuer bezahlt werden müsse als etwa der gute Anstich der Nachbarn. Von den nicht angestochenen Fässern gab man natürlich keinen Faller, diese mussten aber nach der Hand verkauft werden, kein Wirt durfte damit einhalten, und die Ungelter durften keine neuen Fässer zu neuem Preise schätzen und versiegeln, es sei denn der vorher verungeltete ganz und gar verzapft. Um jeden Preis wollte man die Spekulation auf die Preisschwankungen der Weine verhüten, immer und überall soll das Interesse des gemeinen

Mannes gewahrt werden. So lange ein Wirt oder Zapfner oder ein Bürger, der seinen eigenen Wein zum Zapfen verkaufte, noch Weine im Keller hatte, die gut zum Verschenken waren, durfte er mit dem Zapfen nicht aufhören.

Zwischen St. Michel und Weihnachten durfte ein Wirt neuen und alten Wein zugleich und nach Ostern bis Michaeli Rot- und Weisswein zugleich verkaufen.

Kein Wirt oder Zapfner durfte in mehr als einem Keller Wein verzapfen, es sei denn er habe den andern oder die andern Keller mit Wein ganz ausgekauft, so dass kein anderer Wein als der seinige darin liege.

Falls ein Zapfner in einem Keller, Haus oder Hof nicht allen Wein gekauft hatte, so durfte er keinen andern dort kaufen, ausser er habe den zuvor gekauften gänzlich ausverkauft; die Weine sollten in denjenigen Kellern zum Zapfen verkauft werden, wo sie gekauft wurden, es sei in Kellern der Priesterschaft, der Edelknechte, der Bürger oder Handwerker; doch konnte jeder Zapfner einen Einlegekeller haben, für den Fall, wo er Weine in den Vorstädten, in Klöstern oder an anderen Orten kaufte, welche zum Verzapfen ungelegen waren, und sollte er nie mehr als ein Fuder oder zwei halbe einlegen; der Wein musste auch aus einem Fasse sein; dasselbe galt für den Wein, welchen der Zapfner auf dem Weinmarkte kaufte. Wo die Wirte in Halben kauften, sollten sie darin nie zweierlei Wein in ihre Keller legen, ferner sollten sie auch kein Geld auf den Kaufpreis schlagen, als Kellerlohn, Miethe, Fuhrlohn, Fasszieherlohn noch Ablasslohn, ausgenommen den Hälbelingszoll, denn sie sollen den Wein geben auf den Pfenning als der Kauf «zum ersten zugangen ist und nit höher». Dies ist so zu verstehen, dass sie am Ungelt den Wein nicht höher anmeldeten, und dass die Schätzer keinen anderen Preis als Schätzungsunterlage gebrauchen sollten als der reine Marktpreis, daraus ist aber mit nichten zu schliessen, dass den Wirten und Zapfnern kein Profit zu nehmen erlaubt war, wir wissen doch, dass die Herren der Stadt bei der Kostenberechnung für die Zapfner selber zugegeben haben, dass der Schätzerpreis immer etwas höher sei als der Marktpreis. Durch ähnliche Massregeln wollte man nun verhüten, dass unkontrollierbare Preisfaktoren zur Preisbildung missbraucht würden, so z. B. das Mietgeld, das soviel heisst als das heutige Trinkgeld, den Fuhrlohn, Kellerlohn, welche von der Stadt wegen nicht im Voraus bestimmt und kontrolliert werden konnten. Uebrigens befand sich der Fuhrlohn schon im Marktpreise einbegriffen, so dass durch diese Massregeln nur der Missbrauch mit dem Fuhrlohn sollte vermieden werden, z. B. bei Weineinkäufen

in Privatkellern oder auf dem Weinmarkte. Was die Einen nicht haben sollen, sollen die Andern auch nicht bekommen. Wer wollte auch nachforschen ob wirklich ein Mietgeld oder ein Fuhrlohn bezahlt worden war?

Die Wirt- und Zapfnerordnungen geben thatsächliche Beispiele dafür, dass solche Kniffe zur Anwendung gelangten, um den Wein dadurch teuer zu machen und höhere Verkaufspreise im Einzelnen zu erhalten, zur Genüge an.

Die Zapfner und Wirte sollten keine Käufe auf Mehrschatz abschliessen, was soviel sagen will als Spekulationskäufe, nur die Privatleute durften dies thun, in der Absicht die Weine mit Profit beim nächsten Weinaufschlage zu verkaufen. Sie durften sie aber nicht zu diesem Zweck auf den Weinmarkt führen und vor vierzehn Tagen Lagers auf ihren Lägeringen durften sie diese Weine auch nicht wieder verkaufen; damit wollte man das zeitweilige Ueberangebot verhindern, damit die Preise nicht allzusehr und nicht allzuschnell schwankten. Wein, welchen ein Zapfner kaufte und nach der erwähnten Erlaubnis in seinen Keller einlegte, durfte derselbe nicht «vermenkeln» und abziehen, sondern musste ihn verkaufen, wie er ihm in den Keller kam und konnte ihn nicht länger als einen Monat liegen lassen; mit dem Tag ein Monat musste er mit dem Verkaufen beginnen. Das Verschneiden der Weine war also damals eine nicht geduldete Manipulation, es war noch nicht wie heute zu einer Notwendigkeit, noch keine Kunst geworden. Die Gaumen der mittelalterlichen Weintrinker von Strassburg waren damals noch nicht so verwöhnt, sie hielten sogar daran, den Wein so zu trinken wie er eben gewachsen war, sollte er auch ein wahrer «Dreimännerwein» gewesen sein. Reckenhaft haben sie geschlagen und getrunken. Mag jeder über den Weinverschnitt denken wie er wolle, Eins bleibt sicher, der heutige Weinhandel mit unserm heutigen Geschmacke, wo wir eben die Sauren nicht mehr lieben, und es vorziehen allezeit denselben gleichmässigen Wein zu trinken, wäre mit solchen altstrassburgischen Gesetzen gar nicht mehr möglich. — Niemanden sollen die Wirte und Zapfner Wein zu verkosten geben, bevor er verungeltet, und die Kostbecher an Ort und Stelle des Verkaufes gebracht worden seien. Wo vor einem Keller, Hof oder Hause oder auf öffentlichem Marktplatze Weine verzapft wurden, stellte man einen Stuhl mit den Kostbechern vor die Thüre; daneben stand der Weinrufer, der den Vorübergehenden den Preis zurief, ihnen aber nicht mit Wein im Glase entgegengehen durfte. Man sollte das Angebot nicht zu aufdringlich machen; die Leute sollten nicht durch allzu überschwengliche Anpreisungen eines Weines verleitet

werden, denselben zu kaufen, da gewöhnlich dasjenige, was am lautesten angepriesen wird nicht gerade immer am besten ist. Die Wirte, welche nach besonderer Erlaubnis Weine in halben Fudern oder in kleineren Gebinden an den Käufer abgaben, durften jedoch Weine zu verkosten geben, bevor er geschätzt und verungeltet war; es war dann dies schon mehr ein Engros-Geschäft, das nicht denselben Förmlichkeiten unterworfen war. Hier musste das Ungelt dann erst nach und nicht wie beim Verzapfen vor dem Abschluss des Kaufgeschäftes erlegt werden.

Kein Wirt oder Zapfner durfte fremde Weine in seinen Keller einlegen lassen, da so allzuleicht die Weinsteuer hätte können unterschlagen werden, und der Wein ohne Weinsticher hätte verkauft werden können. Indem hier das Interesse der Stadtkasse verwahrt wurde, so war aber dies zugleich eine Massregel, die den Weinstichern einen Teil ihrer Einkünfte sichern sollte. Wie wir sehen, war das Recht auf Arbeit vollauf anerkannt und auch wirksam geschützt. Eigentümlich und denselben Zwecken dienend war noch die Vorschrift, dass, wofern ein Wirt oder Zapfner in einem Tage ein Fuder Weines abgesetzt hatte, er keinen Wein mehr verkaufen durfte. Dadurch sollten alle andern Gewerbetreibende des Wirtehandwerkes geschützt werden; es schien den Leuten eben damals ungerecht, dass ein blosser Zufall, der einem Wirte eine bessere Qualität in die Hände gespielt hatte, diesem vor seinen Mitzünftigen allzugrosse Vorteile verschaffen möchte. Solch ein geschäftliches Feingefühl in Bezug auf die Zulässigkeit eines Gewinnes würde man im heutigen Handwerke und Handel kaum mehr finden.

Vor St. Martinstag war es den Schätzern nicht erlaubt neue Weine zu kiesen, diese seien denn wenigstens drei Tage auf Lager gelegen; nach St. Martinstag durften sie aber keinen Neuen schätzen, der nicht acht Tage ruhig gelegen habe; wo sie fanden, dass ein Wein zu trübe und zu dick wäre, sollten sie ihn jedoch nicht schätzen, wenn er auch schon länger auf Lager gewesen war, bis er ihnen zum Verschenken gut schien. Der Hahn durfte nicht tiefer als eine Zwerchhand über der «Gargel» des Fasses eingeschlagen werden, während des Verkaufs sollte das Gebinde nicht gerüttelt, der hintere Boden nicht gehoben noch sonst «keinerlei Geferde» damit getrieben werden, wodurch die Drusen in die Höhe kommen und der Wein trüb werden möchte.

Zur Aufnahme der Weinreste sollten die Wirte, Zapfner und Weinschenken zwei Fässer von nicht über sechs oder acht Ohmen, aber nicht mehr als zwei solcher Fässer halten, die in den Urkunden «Reppis Vass» genannt werden. Heute noch

wird im elsässischen Dialekt ein saurer, schlechter Wein als «Reppes, Süreppes» bezeichnet. Wenn das Reppisfass voll war, so ward es dem Wirte gestattet, den Inhalt sauber abzuziehen, und ihn dann zu verkaufen, wobei man am Morgen früh damit beginnen musste, daneben aber keinen andern Wein verkaufen durfte. Der Reppis zahlte kein Ungelt mehr, da dies davon bereits gezahlt worden war. Ferner sollen die Wirte keinen Sackwein haben noch machen, noch auch verschenken. Unter Sackwein ist nämlich der Wein zu verstehen, der nach dem Auspressen der Trauben durch Aufguss von Wasser über die Trester auf der Kelter hergestellt wurde. Die gepressten Trebern nennt der elsässische Weinbauer heute noch ein «Sack», so lange sie noch auf der Kelter liegen; dann sagt er noch «ein Sack», um diejenige Menge Trestern anzudeuten, welche auf der «Trotte» über einmal ausgekeltert worden sind. Die Weinwirte mussten so unter allen Umständen «reinen Wein einschenken». Solche scharfen Massregeln würden heute wohl den meisten Wirten sehr schwer fallen.

Das Weinverzapfen ward im Winter bis acht Uhr, im Sommer bis neun Uhr gestattet, welcher Wirt oder Zapfner aber sein Haus und seinen Keller beieinander hatte, der durfte auch nach diesen Stunden noch Wein abgeben.

VIII.

Einen interessanten Einblick in das Gebiet der Weinfälschereien aus jener Zeit bietet folgende Bestimmung aus einer Wirte- und Zapfnerordnung vom 15. Jahrhundert. Wir lassen hier die Urkunde gut selbst reden: «Die Wein zum Zapfen schencken wöllen, schwören zu Gott: keinerlei Arznei mit den Weinen zu treiben, oder keinerlei Dinge, das dem Menschen geschaden mag in die Wein zu thun, sie seind neu oder fürnen, damit sie ihnen Farb oder Geschmack machen mögen; dessgleichen auch keinerlei Ding darzu zu thun, das nitt darein gehört, damit sie die Wein gevälschen oder geschwächen mögen, anders dann allein so sie ihre Wein ablassen wollendt, — was sie nur mit Erlaubnis der Dreyer thun durften, — so mögen sie darein ein schlicht Ringel (Brand) lassen brennen, wie dann gewöhnlich ist, und ihnen sonst keinerlei Zusatz thun, bei Strafe von 5 Pfund Pfennig so ist dies geschehen.»

Weiter oben sahen wir schon, dass die Weine nicht abgelassen werden durften; von dieser Bestimmung wurde aber in folgenden Fällen Abstand genommen. Wenn z. B. ein Fass mit Wein umschlüge, weich, rot, seritzen oder sengsen würde, — Alles dies Ausdrücke, die heute noch im Winzermunde

fortleben, — oder wenn einem sein Wein «schmackhen» würde von dem Fasse, wodurch derselbe unverkäuflich ward, so mögen die Wirte denselben Weinen, mit Rat, Wissen und Willen der drei Schätzer, «zimblich Hilf und Arzenei zuthun», doch sollten sie diesen Beamten zuvor ansagen, was sie dazu verwenden oder wodurch sie erwähnten Weinen helfen wollen. «Ist es dann Ding (Sache), dass es zu Nutze und taugentlich und dem Menschen nit schädlich sein mag, so mögen die Schätzer ihnen das nach Zimblichkeit zulassen, oder ihnen erlauben selbiger Weine sich los zu machen, oder sie zu verkaufen nach ihrem Werte, umb dass sie nicht gar im Schaden liegen oder die Wein verlieren müssten; aber was Weins nutz und tauglich sein mag zum Verschenken, den sollen sie (die Wirte) nicht anders dann zum Zapfen vertreiben.»

Damit kein zu starker Aufschlag der Preise dadurch hervorgebracht werde, dass etliche Leute, um ihren unersättlichen «Grydt» — Geiz, Gewinnsucht, in Strassburg heute noch geläufiges Wort — zu befriedigen, auf dem Lande vor der Weinlese Weine einkauften, wurde dies durch den Stadtrat streng verboten und bestraft: von jedem so gekauften Fuder Weines besserte der Ueberwiesene 10 Pfund Pfennige. Wer auf solchen Kauf bereits Geld vorgeschossen hatte, der durfte vor Martini sein Geld nicht zurück verlangen oder einklagen und «keinen Kosten uf die armen Lüt triben»; wollte er, dass der Kauf dennoch stäte sei, so musste er dann den Wein um den laufenden Herbstpreis annehmen und um den landläufigen Pfennig wieder feilbieten.

Ebenso auch, um Weinverteuerungen zu verhüten, sah sich die Stadt oft dazu veranlasst, die Weinausfuhr aus dem Weichbilde derselben strengstens zu verbieten.

So meinten die Herren des Rats — sagt eine Urkunde des 15. Jahrhunderts — «dass die Menige (die Menge der Konsumenten) deste bass zuo trinken kommen und ouch unser stat ihr Ungelt und Zolle nit gemynret werde».

Ein Verzeichnis aus dem 15. Jahrhundert zählt in Strassburg 78 Wirtshäuser auf. Nehmen wir die für Strassburg im 14. Jahrhundert von Schmoller geschätzte Zahl von 50 000 Einwohnern an, so entfällt ein Wirt auf 641 Einwohner.

Alle diese zünftigen Gebräuche, wie wir diese im Laufe dieser Arbeit vorführten, haben den Handwerker des Mittelalters ein eigentümliches Gepräge aufgedrückt, ihm eine Ehrlichkeit sozusagen eingeimpft. Im Kreise dieser ruhigen, ehrbaren Arbeiter des Mittelalters fühlte man sich wohl zu Hause und gemütlich im Verkehr mit ihnen; wusste man doch, dass von Hintergehung, von Betrug nicht die Rede sein konnte.

Natürlich war auch nicht alles Gold was glänzte und ohne den immer lebendigen staatlichen Zwang würde dies ehrliche Gepräge wohl ebenso wenig sich gehalten haben als es heute sich halten kann unterm Einflusse einer schrankenlosen Konkurrenz. Gestehen wir nur, dass diese Ehrbarkeit des mittelalterlichen Handwerkers nicht gerade aus seinem eigenen Innern heraus entsprosste; anfangs kirchlicher, nachher staatlicher Zwang allein, haben diese Zustände schaffen können. Aber dies ist ein gutes Zeugnis für hervorragend tüchtige volkswirtschaftliche Verwaltungsthätigkeit der mittelalterlichen Stadträte und Zunftobrigkeiten. Wenn es wahr ist, dass die Geschichte eine Schule ist, so kann gerade für unsere Zeit, in der die sozialen Fragen so mächtig die Gemüter erregen und mächtige Klasseninteressen aufeinanderplatzen, im Studium dieser Geschichte mancher Nutzen liegen. Manche heilvolle Massregel können wir unseren Altvordern ablauschen. Jedoch Alles passt nicht für alle Zeiten!

VII.

Deutsche Dichtung.

I.

1. Frühling.

Nun werf' ich ab den Bann der Sorgen:
Es bricht der Lenz herein mit Macht,
Und vor dem neuen Wonnemorgen
Entweicht des Winters rauhe Nacht!
Die Blumen blühn, die Quellen rauschen,
Die Sonne lacht vom klaren Blau,
Und rings die Vöglein jubelnd tauschen
Den ersten Gruss in Wald und Au.

Ihr Sänger, die ihr selig badet
In Duft und Glanz die frohe Brust,
Auch meine Seele hat begnadet
Ein Huldgeschick mit Liederlust;
Drum nehmt mich auf in euern Reigen,
Und was das Herz uns hebt und schwellt,
Soll klingend in die Lüfte steigen
Zum Lob und Preis der schönen Welt!

---

2. Ergebung.

Holdes Land, das mich geboren.
Elsassland, mein Heimatland,
Treue hab' ich dir geschworen
Bis zum Tod mit Herz und Hand!
Mag die Fremde mich umwerben,
Nicht nach Besserm steht mein Sinn:
Dir zu leben, dir zu sterben,
Ist mir Seligkeitsgewinn!

Manchem Volk und manchen Gauen
Bot ich meinen Wandergruss: —
Nirgends wie durch deine Auen
Schritt so froh und leicht mein Fuss.
Deinen Frauen, deinen Söhnen,
Deiner Sprache trautem Klang
Soll beim Wasgauwein ertönen
Meiner Liebe Hochgesang!

Was an Glück mir zugekommen,
Schuf mir deine Huld zum Los;
Was mir Teures ward genommen,
Schläft in deinem Mutterschoss. —
Treue hab' ich dir geschworen
Bis zum Tod mit Herz und Hand,
Teures Land, das mich geboren,
Elsassland, mein Heimatland!

---

3. Dichterwunsch.

(Beim Lesen der «Gedichte» von August Stöber.)

Im heimischen Vogesenwald
Sitz' ich im Tannenschatten.
Der Vöglein Sommerjubel schallt
Rings über die blühenden Matten.

Zur Seite mir singt leis ein Quell
Von seliger Wanderwonne,
Und durch die Zweige äugelt hell
Vom blauen Himmel die Sonne.

Im Nadeldach geht immerzu
Ein Raunen hin und wieder;
Die Berge schauen in tiefer Ruh
Zum goldenen Rheinthal nieder.

Mir ist vergessen umher die Welt,
Vergessen der Erde Prangen:
Ein Büchlein duftender Lieder hält
Die Sinne mir gefangen.

Das schimmert wie leuchtende Morgenpracht;
Das klingt, wie wenn Lerchen schmettern:
Der rosenreichste Frühling lacht
Aus den vergilbten Blättern.

Hier darf die dürstende Seele sich
In strahlender Schönheit baden. —
Erhabener Sänger, ich grüsse dich,
Du Meister von Gottes Gnaden! — —

O dürfte so, wenn einst ich schied
Nach Leid- und Lustgeschicken,
Auch hie und da ein Herz mein Lied
Begeistern und erquicken!

Strassburg i. E. Christian Schmitt.

II.

Graf Hugo's Busse.[1]

Horch! am Egisheimer Schlosse rüttelt
Wild ein finsterer Gesell, der Sturmwind.
Einlass er begehrt für seines Gleichen,
Für ein Weib, so wild, als ob er selber
Es erzeugt: so — freche Züge trägt es.
«Geh' zum Grafen, meine Kraft er spüre,
In sein Innres wirf sie, dass er tobe!»
Schnell entledigt sich das Weib des Auftrags.
Hugo sieht mit Graun sie vor sich treten.
Spricht zu ihr: «So deute mir die Zukunft,
Finstres Weib, erhelle mir ihr Dunkel!»
Drauf unheimlich klingt's aus ihrem Munde:
«Stolzer Graf, wohl bist du reich und mächtig
Deine Hand herrscht weit ob Land und Leuten
Deines Winks gewärtig harr'n viel Mannen;
Doch dein Sohn, er wird weit höher stehen:
Wie die Burg Drei-Exen dieses Städtchen,
Wie der Himmel hoch hier unsre Erde
Ueberragt — so wird einst seine seltne
Stellung weit die Deine übertreffen.
Ja, es wird der Vater seinem Sohne
Einst den Staub noch von den Füssen küssen!»
— Still war's und das Weib wie weggeblasen. —
In ein dumpfes Brüten sank Graf Hugo.
Tag und Nacht brennt wild und wilder ihm der
Zunder, den das Weib in's Herz ihm legte.
Endlich lässt den Jäger er, den alten,
Rufen — sagt, was ihm das Weib verkündigt.
«Nimmer soll der Sohn doch mir gebieten!»

---

[1] Nach der gleichlautenden Stöberschen Sage.

«Nimm ihn, schiess den Pfeil ihm durch den Busen,
Wenn du jagst fern ab von hier im Forste.
Und zum Zeichen, dass sein Herz zu schlagen
Aufgehört bring mir es, — wenn du heimkehrst!»
Noch am Abend hält er seines Sohnes
Blutend Herz — vom Pfeil durchbohrt — in Händen
Doch nur kurze Zeit durft er sich freuen:
Denn bald schwand ihm wiederum die Ruhe,
Und je weiter sich sein Leben dehnte,
Immer höher stieg die Angst des Grafen.
Da, in seiner Noth, treibt's ihn zum greisen
Priester, dem er sein Verbrechen beichtet.
«O verhänge mir die schwerste Busse,
Die du weisst nach Gottes heil'ger Satzung,
Wenn sie nur vermag die Reu' zu lindern,
Die ich ob der Frevelthat empfinde.»
Doch bescheiden spricht der würd'ge Priester:
«Wohl von allen hohen Dienern Gottes
Kann allein der Stellvertreter Christi
Diese schrecklich schwere That vergeben.»
Gleich im harten, grimmig-kalten Winter
Hängt das härene Gewand der Büsser
Hugo um die kalten sünd'gen Glieder
Macht allein sich auf den Weg, den weiten,
Und es hemmt ihn nicht der Berge Steile,
Noch des Schneesturms kältend, stechend Treiben,
Noch die Wuth der gierig-wilden Wölfe,
Nicht der Fall begrabender Lawinen,
Nicht die Kraft bergstürzender Gewässer —
Schneesturm, Wölfe, Wässer, Berglawinen
Sind gelinden Schrecken zu vergleichen
Gegen die, so ihm im Herzen leben. —
Und nun steht er vor dem Neunten Leo.
Flehend wirft er diesem sich zu Füssen,
Beichtet reuig seine schweren Sünden.
Seine Worte, wie die Meereswogen
Wechselnd wild und weich zum Lande treiben,
Schlagen an das Herz des Kirchenfürsten,
Scheinen dessen ernsten Sinn zu rühren.
Er verdeckt die thränenvollen Augen,
Spricht: «Steh auf; denn auch für dich gestorben
Ist der Heiland — starb er doch für Alle.
Gnade schenkt er dir, dem reu'gen Sünder.
Wisse denn, dein Sohn, den todt du wähnest,
Lebet — und als Werkzeug seiner, deiner
Rettung war dein Jäger ausersehen,
Er, den du zum Henker machen wolltest.
Leben liess er deinen Knaben, brachte
Dir von einem Reh das Herz, dich täuschend,
Und dein Sohn ging sicher hin durch's Leben.

Ward mit Hülfe edler Menschen, Priester,
Bischof dann — und — fühl sein Herz jetzt wieder
An dem deinen schlagen. Reu'ger Vater
Ich bin ja dein Sohn, der totgeglaubte.» —
Mit dem Segen zog des heil'gen Vaters
Hugo heim ins Elsassland, im Herzen
Still und — ward ein Vater aller Armen.

Hedera Helix.

VIII.

Adolf Stöber und Gustav Schwab.

Briefwechsel

mitgeteilt von

E. F. Kossmann (in Haag).

Das Urteil, welches Goethe in Wahrheit und Dichtung über Gleims Stellung in der deutschen Litteratur ausgesprochen hat, gilt, bei aller Hochachtung vor dem Dichter, in mancher Hinsicht auch von Gustav Schwab: auch er wird verkannt, wenn man ihn nur nach seinen Dichtungen beurteilt. Denn ihm war wie wenigen die Kunst gegeben, verständnis- und liebevoll auf die Versuche junger Talente einzugehen, und er übte diese Kunst in erstaunlichem Masse mündlich sowohl, als in einem schier unübersehbaren Briefwechsel. Als Mitredakteur des Cotta'schen Morgenblattes und des Deutschen Musenalmanaches bethätigte er was er als Freund geurteilt hatte und führte warm empfehlend seine Schutzbefohlenen auf den Spielplan der Litteratur. Die Briefe der Jüngeren, die sich in seinem Nachlasse befinden, und von denen Klüpfel und Ch. Th. Schwab nur wenig veröffentlicht haben, sprechen eine beredte Sprache. Ausser den schwäbischen sind es vorzüglich österreichische, bairische und elsässische Dichter, die sich um ihn scharen, ja sich zum Teil geradezu als Dependenzien der «Schwäbische Schule» betrachten.

Zu diesem Kreise gehören auch Adolf und August Stöber. Ein erfreuliches Bild von Liebe und Vertrauen thut sich in den erhaltenen Briefen auf, und zugleich ein reiches Kapitel aus der Jugendgeschichte der verehrten Männer. Zu bedauern bleibt nur, dass Schwabs Briefe fast ganz fehlen: Adolf Stöber

hat wenigstens nur zwei späte auffinden können, als er Anfang 1892, von aussen angeregt, «einen ganzen Schrank voll von Briefen und andern Manuskripten Blatt für Blatt» nach ihnen durchsuchte.

Die erste Spur der Verbindung, die ich aufdecken kann, führt ins Jahr 1832 zurück. Adolf Stöber und sein badischer Freund August Schnetzler hatten Schwab Gedichte für das Morgenblatt eingesandt. Schwab, der im Januar jenes Jahres auf Chamisso's Wunsch Mitredakteur des Musenalmanachs geworden war, führte unter seinen Scharen auch diese beiden dem norddeutschen Redakteur zu, mit den Worten: «Diese beiden, lieblichen und bescheidenen jungen Talente wissen nichts davon, dass ich diese mir zu andern Zwecken mitgeteilten Gedichte dem Almanach anbiete. Schnetzler's Sachen scheinen mir ausgezeichnet, und von Stöber wählen Sie vielleicht ein paar.»

Von Adolf Stöber wurde in diesem Jahrgang «Der Zechbrüder Niederlage» aufgenommen, ein Gedicht, das der Dichter nicht in seine 1845 erschienene Gedichtesammlung aufnahm, weil es ihm — nach seiner brieflichen Aeusserung — «als etwas grelle, gar zu burschikose Kommers-Reminiscenz vorkam». Im nächsten Jahrgang fiel Schnetzler unter Chamisso's Verdikt, Ad. Stöber hielt sich die folgenden Jahre als Stammgast des Instituts. Der Jahrgang 1834 brachte von ihm «Das Lügenfeld» und «Die Tonleiter» (Gedichte 1845 S. 240.84), 1835 «Den Wiedertäuferhof» (a. a. O. S. 119). Schwab gab in der Redaktion dies Urteil ab: «Das Wiedertäuferhaus hat mir wohlgefallen, für dessen Aufnahme. Gegen die andern, die offenbar Nachahmungen Uhlands sind»; der Jahrgang 1836 brachte «Pipin der Höcker» (a. a. O. S. 197); Stöbers Beiträge für 1837 lieferte Schwab ohne weiteres nicht ab, um durch das Ausbleiben aller süddeutschen Dichter gegen das dem Almanach vorgesetzte Heinebildnis zu demonstrieren; im Jahrgang 1838 sind beide Brüder vertreten, von Adolf wurde «Aus dem Leben» (a. a. O. S. 78) und «Deutsche Sprichwörter» aufgenommen. Auch letzteres schloss der Dichter von seiner Sammlung aus. Auf eine daraufbezügliche Frage gab der greise Dichter im Jahre 1892 die Begründung: weil es «zwar als humoristisches Lied an sich unanstössig erschien, mir aber doch in meinen ersten geistlichen Amtsjahren die Frage nahe legte: ob es nicht von strengfrommen Seelen missdeutet und missbilligt werden könnte. Jetzt hingegen glaube ich keinen Anstand mehr nehmen zu müssen, dieses Lied in eine beabsichtigte neue und bedeutend vermehrte Ausgabe meiner

Dichtungen aufzunehmen.» August Stöber verschaffte dem Musenalmanach 1838 den ersten Abdruck von 4 resp. 5 Sesenheimer Liedern von Goethe. Sein Begleitschreiben an Schwab beansprucht immer noch Interesse, da es nicht in allem mit den von A. Bielschowsky (Goethe-Jahrbuch XII S. 211 f.) gegebenen Daten übereinstimmt. Von August Stöber selbst wurden «Der Münster» und «Die Salzburger» aufgenommen (beide in seinen Gedichten, Strassburg 1842). Dass der letzte Jahrgang, 1839, keinen Beitrag von Ad. Stöber enthält, hat seinen Grund zweifellos darin, dass Schwab sich mit seiner Uebersiedelung nach Gomaringen auch von der Redaktion zurückgezogen hatte: «Mit Chamisso hatte ich nie das Glück in unmittelbare Berührung zu treten, da eben G. Schwab allein mit den süddeutschen Dichtern correspondierte», berichtet Adolf Stöber selbst.

Aus dieser Zeit befinden sich fünf Briefe von Adolf und zwei von August unter Schwabs Papieren; die beiden Briefe von Schwab, welche Adolf auffinden konnte, sind von späterem Datum und geringerem Interesse.

I. *A. Stöber an Schwab.* Metz, 27. Februar 1834. — Verehrter Freund! Längst schon drängte mich's, Ihren freundlichen Zeilen vom 2ten August zu danken, die mir aber erst gegen Ende des Jahres zugekommen sind; und nur die Besorgniss, durch zu häufiges Schreiben Ihnen lästig zu werden, konnte mich zurückhalten, dem Drang meines Herzens früher zu genügen. Was mich in Ihrem Briefchen besonders gefreut hat, ist die Versicherung, dass Sie mich fortwährend in freundschaftlichem Andenken behalten; möchten Sie auch an meiner herzlichen Ergebenheit nicht zweifeln und überzeugt sein, dass ich Ihres Wohlwollens immer würdiger zu werden bestrebt bin. Gefreut hat mich auch die Aufnahme zweier Lieder von mir in den Musenalmanach, und für das Exemplar, womit Sie uns auch dies Jahr wieder beschenkt haben, sage ich Ihnen meinen wärmsten Dank. Der diessmal sehr reichhaltige Almanach bietet manche recht schöne Gabe dar und überzeugte mich aufs Neue, dass die lyrische Poesie in Deutschland wieder in voller Blüthe steht. Und das haben wir doch gewiss grossentheils dem wohlthätigen Meister Uhland zu danken, der mit dem Athem seiner altschwäbischen Einfachheit und Frische die Luft des deutschen Dichterlandes wieder gereinigt hat von dem ansteckenden Hauche der Affektation, der die Blüthen des lyrischen Gemüths erstickt oder doch verkümmert hatte Ich meinestheils wenigstens mache mir eine Freude daraus zu bekennen, dass ich an Uhlands Geiste mich fortwährend läutere, dass er mein Meister ist, wenn ich alle Manier abzustreifen trachte und nach

schlichtem Ausdruck ringe. Befremdend ist es, dass Uhland in Frankreich so gar nicht bekannt ist. Das freilich ist mir ganz begreiflich, dass noch niemand sich an eine Uebersetzung seiner grunddeutschen und darum meistentheils unübertragbaren Dichtung gewagt hat; aber eine Charakteristik unsres Meisters, mit Uebertragung einiger Lieder und Romanzen, als Belege, wäre doch wohl ebenso ausführbar, als interessant für Frankreich. Es ist ein Lieblingsgedanke, der mich seit einiger Zeit beschäftigt, den Versuch einer solchen Charakteristik zu machen und denselben mit Uebersetzung einiger Gedichte von Uhland, wenn mir's gelingt, an ein Pariser Literaturblatt abzuschicken. Da ich mich früher schon in französischer Versifikation geübt und selbst schon ein kleines Lied von Uhland übertragen habe, so will ich mich daran wagen, sobald ich Zeit und Muth dazu finde.

Was meinen Freund Schnetzler betrifft, an dessen Schicksale Sie so liebevollen Antheil nehmen, so bedaure ich mit Ihnen, dass Chamisso keinem seiner Lieder eine Stelle im Almanach einräumen wollte. Schnetzler weiht der Poesie mit enthusiastischer Hingebung seine beste Kraft und seine wärmste Liebe; und darum ist sein trockenes Berufsfach so drückend für ihn. Solche Gemüther, die mit rührender Entsagung nur für Dichtkunst athmen, schmerzt es empfindlicher als andere, wenn ihre poetischen Gaben keine freundliche Aufnahme finden; und in dieser Beziehung hat mir auch Menzels harte, wegwerfende Beurtheilung der Gedichte von Schnetzler weh gethan.

Diese Kritik hat mich selbst hinsichtlich meines Dichtens eingeschüchtert, und die Besorgniss, es möchte mir nichts besseres widerfahren, benimmt mir auf lange Zeit hinaus die Lust, an eine Sammlung meiner Lieder zu denken.

Die wohlwollende Nachsicht indessen, womit Sie jederzeit meine Versuche aufgenommen haben, ermuthigt mich auch diesmal wieder einige beizulegen und dieselben Ihrer gütigen Auswahl für den Almanach zu empfehlen. Ich schliesse, verehrter Freund! um Sie nicht länger durch mein Geplauder von Ihren so gehäuften Beschäftigungen abzuziehen. Dass mein Bruder in Oberbronn, einem freundlichen Städtchen am Fusse der Vogesen, für einige Zeit seinen Wohnsitz aufgeschlagen, das hat er Ihnen wohl selbst schon geschrieben. Mit meinen Verhältnissen hier in Metz bin ich vollständig zufrieden. Ich wünsche und glaube zuversichtlich, dass auch Ihnen aus Ihrer vielseitigen Wirksamkeit heiterer Mut und Lebensfreudigkeit erwachse. Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Gemahlin und empfangen Sie von neuem, mein lieber Meister und Freund! die Versicherung meiner unwandelbaren herzlichen Ergebenheit.

II. *Ad. Stöber an Schwab.* Metz, 6. Juni 1834. — Verehrter Freund und Meister! Ihren liebevollen Brief, wofür Ihnen diese Zeilen herzlich danken sollen, erhielt ich nach meiner Rückkehr von einer Reise nach Strassburg, woselbst ich eine These vertheidigte, die mir den Grad eines baccalaur. theol. erwarb. Erlauben Sie, dass ich Ihnen hier ein Exemplar meiner Abhandlung beilege, die zwar der Form nach französisch ist, in deren Ideen Sie aber die deutsche Denk- und Sinnesweise nicht verkennen werden. Um dieselbe Zeit vertheidigte auch mein Bruder seine These «über Geiler von Kaisersberg»; und am darauf folgenden Sonntag wurden wir beide ordiniert. Somit sind wir denn nun in die Reihe der Kandidaten Sancti ministerii eingetreten, d. h. für uns Elsässer, wir sind zur Gewissheit gelangt, noch fünf bis sechs Jahre ohne Anstellung zu seyn. Darüber bin ich übrigens auch gar nicht in Sorgen; denn so sehr ich mich auf den Eintritt in's geistliche Amt freue, so gerne bleibe ich doch immer noch einige Jahre hier aussen in der bewegtern Welt, um dann aus der Schule des Lebens desto erfahrungsreicher heimzukehren. Zuvor wünsche ich auch noch Paris und eine deutsche Universität zu besuchen, und mein Lieblingswunsch ist es, auch Ihr interessantes Stuttgart in der Nähe kennen zu lernen.

Auf die Romanze von Uhland, die Sie mir angekündigt haben, freue ich mich zum Voraus. Mein Vorsatz, eine kurze Charakteristik unseres Meisters für ein französisches Litteraturblatt auszuarbeiten, wird leider noch einige Zeit ohne Ausführung bleiben müssen; da ich von so vielerlei Arbeiten in Anspruch genommen bin und so wenig freie, ruhige Mussestunden habe. Und an unserm verehrten Dichter möcht' ich mich doch nicht, durch eine oberflächliche Darstellung seines so tiefen Dichtens, versündigen. Mit Ausnahme von 2, 3, nicht einmal successiven Stunden, bin ich den ganzen Tag in Anwesenheit meiner Zöglinge und da muss ich mich begnügen, die Zeit mit Lesen und Excerpieren liter. Schriften auszufüllen; denn an selbstthätiges, schaffendes Arbeiten ist, bei so häufigen Störungen und Unterbrechungen, nicht zu denken. Auch ist meine poetische Productivität seit einiger Zeit gar sehr verarmt, und die beifolgenden Lieder sind alles, was ich seit Monaten dichten konnte; und auch diese lege ich Ihnen ohne allen Anspruch vor und mit dem Bewusstseyn ihrer Mangelhaftigkeit.

Erfreulich ist es, dass in Frankreich das Studium der deutschen Literatur immer allgemeiner und eifriger betrieben wird. Es ist Ihnen wohl nicht unbekannt, dass jüngsthin eine Uebersetzung von Jean Paul's sämmtlichen Schriften angekün-

digt wurde (ein schweres, kühnes Unternehmen!); und vor wenigen Tagen las ich auch die Anzeige einer Uebersetzung von Schillers Werken, durch Hrn. de Barante. Interessant und ein merkwürdiges Zeichen der Zeit ist auch die Erscheinung einer von Le maistre de Sacy bearbeiteten Bibelübersetzung, die heftweise zu 3 Sols ausgegeben wird, wodurch sich entschieden die Tendenz äussert, die Bibel wieder in Frankreich zu popularisiren. Ueberhaupt ist es unverkennbar, dass Frankr. einer religiösen Revolution entgegen geht.

Empfangen Sie nun aufs neue meinen warmen Dank für Ihr fortwährendes väterliches Wohlwollen; empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Gemahlin, und seyen Sie versichert, lieber Meister und Freund!

dass ich Ihnen immer von Herzen ergeben bin

Adolph Stöber.

Beiliegende Zeilen an die Cotta'sche Buchhandlung mögen Sie gefälligst übergeben lassen.

III. *Ad. Stöber an Schwab.* Metz, 14. März 1835. — Verehrtester Freund und Meister! Seit meinem letzten Brief an Sie ist nun bald ein Jahr verflossen. So sehr ich oft wünschte, mich wieder einmal mit Ihnen zu unterhalten, so musst' ich mir doch, von meinen Berufsgeschäften gedrängt, diese Freude bis heute versagen. Aber oft, glauben Sie mir's, oft hab' ich mit der alten Anhänglichkeit an Sie gedacht und mich an der Ueberzeugung gefreut, dass auch Sie, mein geliebter Meister, mir gewiss Ihr väterliches Wohlwollen bewahren, wovon Sie mir ja schon so viele Beweise gegeben haben.

Noch hab ich Ihnen zu danken für die freundschaftlichen Erwiederungszeilen, mit welchen Sie mir im vorigen Juli den Empfang meiner letzten Sendung anzeigten. Auch bin ich Ihnen herzlichen Dank schuldig für ein Geschenk, das Sie mir zugedacht hatten, obgleich mir dasselbe nicht zugestellt worden ist. Bei meinem letzten Aufenthalt in Strassburg (im Oktober) erfuhr ich nämlich durch meinen Oheim, dass ein Vikar aus Tübingen, Herr Wolf, mir bei seiner Durchreise durch Metz einen Brief von Ihnen, nebst dem Musenalmanach übergeben werde; beides aber erhielt ich nicht, noch sonst irgend eine Nachricht von Herrn Wolf. Den Almanach habe ich indessen zu Strassburg durchlesen und mich an mancher köstlichen Gabe desselben erquickt. Mit dankbarer Freude sah ich auch, dass mein «Wiedertäuferhof» Aufnahme gefunden hat.

Im Vertrauen auf Ihre Nachricht, schicke ich Ihnen hier einige Lieder für den diesjährigen Almanach oder für's Morgen-

blatt. Auch ist es eine wahre Freude, Ihnen zugleich einige Gedichte von meinem August mitsenden zu dürfen, dessen Liedermund so lange Zeit verstummt war. An den immer seltner erfolgenden Sendungen meiner Versuche, werden Sie ersehen, wie sehr auch meine dichterische Fruchtbarkeit in den lezten Jahren abgenommen hat. Längst hatte ich zwar zu den vorliegenden, so wie noch zu manchen andern Gedichten die Idee empfangen; aber immer fehlte mir's an der nöthigen Musse, diese Ideen kunstmässig auszubilden. Da ich fast den ganzen Tag meine Zöglinge zu unterrichten oder zu beaufsichtigen habe, so bleiben mir nur selten einsame Stunden übrig, in denen ich ungestört mich sammeln und die zum Dichten nöthige Gemüthsruhe gewinnen kann. Da nun derselbe Mangel an freier Zeit auch meine theologischen Studien hemmt, so bin ich entschlossen, zu Ende dieses Schuljahres meine jezigen Verhältnisse aufzugeben, so gewinnreich dieselben mir auch in mancher Hinsicht geworden sind. Ich werde diese Stelle nicht ohne das frohe Geständniss verlassen können, dass mir dieselbe zu mancher Kenntniss, zu mancher Erfahrung, zu manchem geistigen Genuss und zu mancher charakterbildenden Uebung verholfen hat; ich lernte, mich an manchfache Entbehrungen gewöhnen, und, mehr als je, mit der Zeit geizen; fast aber will es mich bedünken, als gehe meine Schule hier zu Ende und ich dürfe mit gutem Gewissen mich weiter promoviren. Meine äusseren Bedürfnisse sind gottlob sehr einfach und gering, und an jedem Orte leicht zu befriedigen. Um so dringender ist es mir aber Geistesbedürfniss, Raum genug zu haben, um mich frei in meiner idealen Welt bewegen, und besonders religionsphilosophischen Betrachtungen und poetischen Erzeugnissen mich hingeben zu können. Nur in der Luft der Freiheit und Unabhängigkeit ist mein Lebenselement. Fast hätte ich in Metz selbst eine solche heitere Lage gefunden. Ich concurrirte nämlich für eine letzthin ledige Professur der deutschen Sprache an der hiesigen Artillerieschule, und war auch so glücklich, meine Arbeiten vor denen aller übrigen Concurrenten ausgezeichnet zu sehen; da aber das Gesetz für diese Stelle einen Candidaten von wenigstens 25 Jahren fordert, und ich dieses Alter erst im nächsten Juli erreiche, so protestirten einige meiner Competitoren gegen meine Zulassung zum Concurs, und so musst' ich auf den Sieg verzichten und mich auch diesmal wieder mit unsres Uhlands gutem Jungen Unstern trösten, dem auch manches schier gelungen, fast geglückt wäre —

Hätt' die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht.

Doch ich spreche zu lange von mir selbst; verzeihen Sie, verehrtester Freund! Mit wahrem Jubel empfing ich die Anzeige der 8. Auflage von unsres Uhland's Gedichten und freute mich an diesem neuen Beweise, dass die wahre Poesie, wenn auch die zünftige Kritik dieselbe lang vornehm schweigend zu ignoriren affektirt, sich Bahn zu den Herzen bricht und in diesen ihren Thron besteigt. Ich habe auch Marmier's Aufsatz über Uhland in der Revue germanique gelesen; derselbe enthält manche treffende Bemerkung, aber eine genügende Charakteristik unseres Meisters scheint er mir nicht zu geben; dazu ist wohl diese Abhandlung zu dürftig, nicht tief genug eindringend und nicht vielseitig genug; auch fehlt es vielleicht dem Kritiker an näherer und umfassender Bekanntschaft mit dem ganzen Gebiete der neuern deutschen Lyrik, um Uhland's hohe Bedeutung auf demselben gehörig zu ermessen. Und so glaube ich immer noch meine Lieblingsaufgabe, eine gründliche Würdigung unseres Dichters für ein französisches Literaturblatt auszuarbeiten, nicht ungelöst lassen zu müssen; und von ganzem Herzen werde ich derselben mich hingeben, sobald mir die nöthige Musse dazu werden wird.

Nun leben Sie wohl, geliebter Meister! empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Gemahlin, und behalten Sie mich lieb; und wenn Sie mir in meiner an gemüthlichen Genüssen so armen Lage eine wahre Herzensfreude bereiten wollen, so schreiben Sie recht bald wieder

Ihrem Sie dankbar und herzlich verehrenden

Ad. Stöber.

IV. *Stöber an Schwab.* Oberbronn, 2. Juli 1836. — Verehrter Freund! Ich kann meinen Bruder nicht abreisen lassen, ohne ihm, zu den mündlichen Begrüssungen an Sie und Ihre verehrte Gemahlin, auch einen schriftlichen Gruss, als Erwiederung auf ihren lieben Brief vom 24. Mai, mitzugeben. Ihre Lossagung vom diesjährigen Musenalmanach vernahm ich mit tiefem Bedauern; denn es ist zu befürchten, dass bei dieser Veranlassung wieder ein Schisma in der deutschen Dichterwelt ausbrechen möchte, welches vielleicht nicht schnell wieder zuheilen wird. Indessen zweifle ich keineswegs an den guten Gründen Ihres Verfahrens, noch an der Gerechtigkeit Ihres Unwillens gegen Heine. Obgleich ich noch immer nicht Gelegenheit fand, mit dessen romantischer Schule mich selbst bekannt zu machen, so bin ich doch fest überzeugt, dass er sich in dieser Schrift höchst unwürdige Ausfälle gegen Uhland erlaubt habe; denn sonst hätten Sie und Ihre edeln schwä-

bischen Sangesbrüder sich gewiss nicht gedrungen gefühlt, vor ihm das Tafeltuch entzweizuschneiden. In der festen Ueberzeugung von den edeln Gründen Ihres Unwillens, sage ich Ihnen meinen aufrichtigsten Dank dafür, dass Sie auch meine Beiträge nicht für den Musenalmanach abgeschickt haben. Obschon das Nichterscheinen meines unbedeutenden Namens von dem Publikum so wenig bemerkt werden wird, dass dadurch meine Protestation gegen Heine nicht kund werden kann, so findet doch wenigstens meine eigene Neigung darin Genüge, dass ich im Dichterzuge, dessen Fahnenträger diesmal Heine seyn soll, auch nicht einmal in den hintersten Reihen erscheinen, sondern dass ich an die Zahl der edeln schwäbischen (und ich hoffe, noch mancher andern) Dichter mich anschliessen werde, die den Verfasser der romant. Schule nicht an ihrer Spitze sehen mögen. Möge indessen diese Trennung nur vorübergehend seyn und sich recht bald wieder ausgleichen!

Wie gerne würde ich meinen Bruder zu Ihnen, verehrter Freund, begleiten! Schon längst ist es einer meiner Lieblingswünsche, einmal Ihr schönes Schwabenland zu durchwandern, und dort von Angesicht zu Angesicht alle die edeln Sänger zu schauen, die ich so lange schon liebe und als meine Meister verehre. Doch wenn es auch dieses Jahr nicht geschehen kann, so ist es mir hoffentlich künftigen Herbst vergönnt.

Empfangen Sie für sich und Ihre verehrte Frau meine freundschaftlichsten Empfehlungen und behalten Sie lieb

Ihren herzlich ergebenen

Ad. Stöber.

Ich lege wieder einige Lieder für's Morgenblatt bei; auch einige kürzlich verfasste Gedichte auf unser Münster wollte ich noch dazuschreiben; da August aber das Erinnerungsbüchlein für Freunde des Strassburger Münsters für Sie mitnimmt, so können Sie, wenn es Ihnen gutdünkt, daraus das Eine oder das Andere abdrucken lassen: etwa «das Uhrwerk im Strassburger Münster» (versteht sich, ohne die Anmerkung am Schlusse).

V. *Ad. und Aug. Stöber an Schwab.* Oberbronn, 9. März 1837. — Verehrter Freund! Wir verschoben die Erwiederung Ihres lezten freundschaftlichen Briefes absichtlich bis jezt, da wir doch um diese Zeit eine kleine Sendung an Sie abgehen zu lassen gedachten. Wenn Sie unter beiliegenden poetischen Kleinigkeiten etwas der Ehre werth finden, in dem nächsten Musenalmanach ein Plätzchen einzunehmen, so soll es uns freuen.

Der vorjährige Almanach ist auch uns zu Gesichte gekommen; derselbe ist — was nach dem Zurücktreten der schwäbischen Dichter zu erwarten war — ziemlich mager und dürftig ausgefallen. Ich weiss nicht, ob Heine's Bildniss richtig getroffen ist, habe aber darin weiter keinen Seelenausdruck, als etwa den der Sinnlichkeit finden können. Möge den nächsten Almanach das Bild eines würdigern deutschen Sängers zieren und möge sich um denselben wieder vollzählig den ganze bisherige Dichterbund sammeln! Ist vielleicht diesmal die Reihe an Kerner oder an Lenau? —

Von Dr. Schulz und seiner Frau erhalten wir von Zeit zu Zeit Nachricht. Er fing in Zürich, wo er den Winter zugebracht hat, Vorlesungen über Statistik an, fand aber, bald nach den ersten unentgeldlichen Sitzungen, keine Zuhörer mehr, und so beschäftigt er sich jezt lediglich mit Schriftstellerarbeiten. In Zürich ist auch vor Kurzem ein sehr talentvoller deutscher Flüchtling gestorben, der uns wohl bekannt und befreundet war, Georg Büchner, ein junger Mann von 23 Jahren. Er schrieb ein Trauerspiel «Dantons Tod», welches von wahrhaft genialer Anlage zeugt, aber natürlich noch keine vollendete Reife hat. Dr. Schulz wird in diesem Frühjahr wieder bei uns im Elsass einen Besuch machen. — Von Strassburg wurde uns angekündigt, dass Uhlands Sagenforschungen über Thor in's Französische übersetzt werden, durch den Rektor unserer Akademie, in Verbindung mit Prof. Strobel.

Was uns betrifft, so ist unsere Lage bis jezt noch immer dieselbe geblieben; doch hoffen wir, dass, nach Verlauf eines Jahres, endlich auch an uns die Reihe kommen werde, ins Pfarramt einzutreten. An Uebung der geistlichen Functionen fehlt es uns aber nicht; seit mehr als einem Jahre haben wir fortwährend, bald für kranke Pastoren, bald in vakant gewordenen Gemeinden, den Pfarrdienst versehen.

Und Sie, verehrter Freund! Haben Sie Ihren Plan, eine Pfarrei zu übernehmen, wieder aufgegeben? sind Sie mit Ihren Verhältnissen in der Residenz wieder ausgesöhnt? Ich begreife sehr wohl, wie ungünstig und störend eine solche Umgebung auf den Dichter wirken kann. Freuen soll es mich, von Ihnen zu vernehmen, dass Sie wieder zu ungetrübter Heiterkeit und freiem Dichtermuthe gelangt sind. Wie willkommen wären uns neue, reichliche Proben Ihrer alten Meisterschaft! Empfehlen Sie uns Ihrer verehrten Gattin und behalten Sie, väterlicher Freund, in gutem Andenken

Ihren von Herzen ergebenen

Ad. Stöber.

Auch von mir, Hochverehrter Freund und Meister, empfangen Sie eine Zeile! Ich war diesen Morgen gerade damit beschäftigt, die Ihnen längstversprochenen, noch ungedruckten Gedichte Goethe's, aus Friederikens Nachlass abzuschreiben, als ich durch die Post einen recht freundlichen Brief von Herrn Dr. Menzel erhielt und 1 Ex. des Literaturblattes, in welchem die höchst wohlwollende Anzeige unserer Alsabilder steht. Sie hat uns beiden grosse Freude verursacht und uns für die Zukunft ermuthigt.

Was die Gedichte von Goethe betrifft, so habe ich sie aus den Originalien, die in den Händen der in Niederbronn wohnenden jüngsten Schwester der Friederike, mit diplomatischer Genauigkeit abgeschrieben; es sind viele Abschriften davon verbreitet. Wenn sie dieselben im Morgenblatt oder im Musenalmanach wollen abdrucken, so nennen sie aber nicht etwa meinen Namen, als Mittheiler. Ausser den 4 mitgetheilten waren noch zwei andere da, die aber gedruckt sind: Willkommen und Abschied und Mit einem gemahlten Band.

Ihr Buch der Sagen habe ich mit einigen Worten in dem Strassburger Wochenblatt angezeigt, in welchem als Zugabe gewöhnlich Gedichte und kleine liter. Anzeigen und Aufsätze stehn und das in Strassburg und im Elsass ziemlich verbreitet ist. Ich wollte Ihnen die Nummer beilegen, konnte sie aber nicht mehr finden, ich werde mich jedoch bemühen, eine andere für Sie zu erhalten. Herr Pf. Dürrbach (der Verf. des Rappoltstein, der im Literaturbl. mit uns recensirt wird) hat uns gesagt, es stehe auch eine Anzeige der Alsabilder in den Heidelberger Jahrbüchern — sie ist wohl von Ihnen, da Sie mir, als ich in Stuttgart war, davon sprachen, eine dahin zu schicken? Wenn Létoublon wieder von einer Reise nach Paris und Franche-Comté zurück sein wird, so werde ich ihn bitten, eine Anzeige Ihrer Sagen in der Revue germanique oder einem Pariser liter. Blatte zu machen.

Das Schiller'sche Album ist wohl noch nicht erschienen? ich habe gleich nach meiner Zurückkunft pränumerirt, aber noch immer nichts erhalten.

Ich hatte Ihnen auch Briefe aus dem Nachlass meines Vaters versprochen, allein gerade diejenigen von interessanten Personen habe ich noch nicht von Strassburg zurückerhalten können; der Strassburger Literatus, der die Notiz über meinen sel. Vater machte, hat sie noch immer in Händen trotz meiner öfteren Mahnungen. Mit der Bitte, mich Herrn Uhland, Pfizer, Reinbeck u. s. w. freundlich zu empfehlen sage ich Ihnen mein herzliches Lebewohl! Ihr

August Stöber.

Dürfte ich bitten die Inlage an Herrn Dr. Menzel gelangen zu lassen?

Wollten Sie auch den Brief an Cotta abgeben lassen, ihn lesen und etwa nöthigenfalls Ihr Wort mitsprechen.

VI. *Aug. Stöber an Schwab.* 28. Februar 1838. — Lieber verehrter Freund, Es ist wohl schon lange, seit ihrem letzten Briefe, vom 25. September vorigen Jahres, dass ich nichts mehr von Ihnen vernommen; ich kann nun nicht länger mehr schweigen, besonders da mich eine wahre Herzensangelegenheit dazu antreibt. Beigeschlossen finden Sie nemlich den Prospectus eines Blattes, Erwinia, das wir zwei Brüder, im Vereine deutsch gesinnter Elsässer Literatoren und unter Mitwirkung edler deutscher und schweizerischer Schriftsteller herausgeben wollen. Im Angesicht des immermehr zunehmenden wälschen Wesens, ist es ein wahres Bedürfniss mit den Elsässern in ihrer wahren natürlichen Sprache zu reden, die Herrlichkeit der alten Tage heraufzubeschwören, und die Bewohner der Ill auf ihren rechten geistigen Standpunkt zu stellen; unser Blatt soll dies — natürlich mit Vermeidung jeder politischen Frage — thun, und mit warmem Vaterlandsinne und Liebe zur Sache wollen wir an das Werk gehen; allein was uns Ausdauer geben wird, was dem Blatte zum freudigen Gedeihen gereicht, ist wohl die liebevolle Theilnahme, die deutsche edle Männer uns schenken, und da rechnen wir auch auf Sie; Ihr Name ist auch im Elsass von so gutem Klange, dass nur wenige male genannt er der Erwinia von grossem Heile sein wird; wir bitten Sie daher recht sehr, sich ihrer väterlich anzunehmen! Wenn wir bei den verehrten Dichtern und Schriftstellern, die wir um Beiträge gebeten, geneigtes Ohr finden, so dürfen Sie sich der Gesellschaft, die Sie bei ihr antreffen, nicht schämen. Zudem möchten wir Sie noch bitten, ein wohlwollendes Wort für uns bei einigen Ihrer literarischen Freunde zu verleihen, namentlich für Erzählungen und kleine Romane, Reiseskizzen etc.; die prosaischen Aufsätze sollen natürlich den Corpus bilden, an dessen Spitze die Poesie ihr Götterhaupt wiegen wird. Ein Wörtchen von Ihnen an Hrn. Herrmann Kurtz (in Stuttgart?) würde z. B., nebst unserer Einladung, gewiss von der besten Wirkung sein.

Von Jules Letoublon, der Sie herzlich grüsst, werden wir herrliche Aufsätze über neuere deutsche und französische Literatur erhalten, die er kennt wie wenige und vorurtheilsfrei, mit tiefem Sinne zu beurtheilen weiss. Auf die Zusendung Ihres Briefes antwortete er mir: Je vous remercie infiniment de l'agréable envoi, que vous m'avez fait; il est impossible d'être plus aimable et plus franc que l'illustre poète, qui m'a fait

l'honneur de m'insérer dans le Morgenblatt, il s'est seulement glissé une petite faute d'impression dans la transcription et je vous l'indique ici, c'est celle qui concerne ce vers « l'enfant joue et sa mère attise ses cheveux »; attise est une faute qui ne voudrait rien dire; je mis **attife**, qui veut dire « arrange, orne ses cheveux» et qui est le mot propre pour signifier «parer, peigner avec soin». Du reste ces petites choses sont inévitables, les protes français en font bien d'autres et de moins excusables en imprimant des traductions de l'allemand ou des noms allemands.

Gleich nach Empfang Ihres Briefes, der uns die Veränderung Ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse kündete, wollte ich Ihnen im Morgenblatt einen Freundesgruss mit folgenden Zeilen zurufen, allein — wohl der mangelhaften Form wegen, wurde das Gedicht nicht aufgenommen. Mögen Sie es hier, mit Nachsicht zu dem besten Segenswunsche für Ihren neuen Wirkungskreis annehmen, und sich dabei der umwandelbaren Liebe Ihres stets freudig dankbaren Freundes erinnern!

An Gustav Schwab.

(Spätjahr 1837.)

Ein Hirte willst du weiden die Gemeine,
Sie führen auf die würzig süssen Matten,
Sie tränken an der Quelle himmlisch reine,
Sie schirmen in der Lebensbäume Schatten.

Wohl gönn' ich dir des stillen Dorfes Frieden,
Und bin in deinem Glücke selbst beglücket,
Doch sei dein Lied nicht von der Welt geschieden,
Nicht von den Freunden, die es hoch entzücket.

Nicht stumm verbleiben darf ein wackrer Hirte:
Im Abendlicht, wenn sich die Wolken säumen,
Ruf die Schalmei helltönend das Verirrte,
Damit sich's sammle in der Hürde Räumen.

Dann lauschen deinem Liede wir von Ferne,
Und denken nach der alten schönen Zeiten,
Und sehn dich in dem Silberglanz der Sterne
Mit deiner Heerde selig heimwärts schreiten.

. . . Adolf, der noch bis Ostern Vikarius ist, lässt Sie herzlich durch mich grüssen; er kömmt sodann nach Oberbronn zurück und wir beginnen — in Hoffnung auf wohlwollende Beihilfe — mit getrostem Muthe die Herausgabe der Erwinia. Erfreuen Sie durch recht baldige Antwort und eine gütige Beilage Ihren Sie liebenden Freund August Stöber.

Oberbronn, den 28. Hornung 1838.

VII. *Schwab an Adolf Stöber*. Gomaringen, 29. December 1839. — Lieber Freund ! Entschuldigen Sie mich gütigst mit dem in einer Gemeinde von 1600 Seelen sehr geschäftsvollen December mit nicht weniger als 16 Predigten, wenn ich Ihre herzlichen Worte, durch welche ich wahrhaftig erfreut worden bin, nicht eher beantwortet habe. . . Ich gedenke, Ihren und Ihres Bruders Namen der neuen Auflage meiner Mustersammlung einzuverleiben. . . Ihr treuen deutschen Elsässer verdient allerdings auf alle Weise, dass man eure Gesinnungen und Leistungen ehrt.»

VIII. *Schwab an Adolf Stöber*. Stuttgart, 30. Dezember 1845. — Hochgeehrtester Freund ! Obgleich Ihre angekündigte Gabe noch nicht eingetroffen ist, so will ich Ihren lieben Brief vom 15. Dec. doch noch im alten Jahre mit einer Zeile herzlichen Dankes und Grusses (auch von meiner Frau) erwiedern und Ihnen sagen, dass ich mich auf Ihre Gedichtsammlung sehr freue, alle Bekanntschaften darin liebend begrüssen und neue willkommene gerne machen werde. Ich selbst komme höchstens des Jahres Einmal zum Dichten. . . Dass Ihnen mein Gustav-Adolphs-Gedicht nicht missfällt, freut mich. Das hehre Bild von Gustav Adolphs Grabe begleitete mich aus Schweden seit 4 Jahren, und jener unvergessliche nächtliche Sonnenstrahl in der Ritterholmkapelle ruhte in meiner Seele nicht, bis er zum Liede gekommen war. Grüssen Sie Ihren lieben Bruder und Ihre und meine Elsässer Freunde Otte, Hartmann und Hirz recht freundlich und erhalten Sie, im neuen Jahre unserm Herrn empfohlen, dem wir beide dienen, Ihre alte Freundschaft Ihrem treuergebensten

Schwab.

IX.

Julius (Friedrich Emil) Rathgeber.[1]

Lebensbild

eines elsässischen evangelischen Geistlichen und Gelehrten.

Zusammengestellt

von H. Ehrismann.

Die Reihen der Freunde und Mitarbeiter August Stöbers (1808—1884) lichten sich immer mehr; immer kleiner wird die Schar jener mutigen, selbstlosen Männer, die vor 1870 für die idealen Güter ihrer engern Heimat, für die Erhaltung der deutschen Sprache und Litteratur im Elsass, für die Bewahrung der berechtigten Eigentümlichkeiten des elsässischen Charakters mit seltener Zähigkeit kämpften. Um so grösser ist das Verdienst der Zetter, Michel, Stoffel, Hirtz (Vater und Sohn) Hackenschmidt, L. Schneegans, Mühl, Theod. Klein, Reuss (Vater und Sohn) Candidus, Rathgeber u. s. w., um so mehr Anerkennung und Bewunderung muss die jüngere Generation dem edlen Streben dieser Männer zollen, als sie den Kampf mit einem überlegenen, unerbittlichen Gegner führten. Und obgleich sie wussten, dass sie vergebens rangen, dass den Fortschritten der alles nivellierenden,

[1] Quellen: 1. Brieflicher Nachlass Rathgebers. 2. Seine Werke. 3. Eine sechs Seiten umfassende Autobiographie. 4. Mitteilungen von Frau Witwe S. Rathgeber. 5. Artikel über Rathgeber in den Preussischen Jahrbüchern, Grenzboten, im Els. Sonntagsblatt in der Strassburger Post und von L. Spach.



die provinziellen Eigenarten rücksichtslos zermalmelnden Verwälschung nicht mehr lange Einhalt geboten werden konnte, trotz dieser traurigen Gewissheit, wollten sie als die letzten Elsässer leben, kämpfen und fallen. Im Jahre 1866 war das seit 1856 von Zetter in Mülhausen herausgegebene «Els. Samstagsblatt, das letzte Organ für deutsche Sprache und Litteratur im Elsass, aus Mangel an Abonnenten eingegangen. Auf der Bresche stand nur noch die Stöbersche Alsatia, ein Jahrbuch für els. Landes-, Rechts- und Sittengeschichte, der letzte Hort deutscher Wissenschaft im Elsass, vortrefflich geleitet, aber doch ein kümmerliches Dasein fristend. Da kam 1870. Aus dem Stöberkreise gingen die ersten Männer hervor, die sich mutig der deutschen Sache anschlossen. Vor allen begrüssten Ad. Stöber, Candidus, Mühl, Spach, Hirtz und Rathgeber die Wiedergeburt des deutschen Reiches durch Wort, Schrift und That. Von diesen lebt keiner mehr. Ad. Stöber und Dan. Hirtz[1] erreichten ein hohes Alter. Fast eine Generation jünger als sie war der Historiker Julius Rathgeber, der am 1. Februar 1893 zu Neudorf bei Strassburg, wo er evangelischer Pfarrer war, aus dieser Welt schied.

I.

Julius (Friedrich Emil) Rathgeber wurde zu Strassburg den 11. Mai 1833 im Hause «zum Tannenzapfen» auf dem Kleberplatz geboren. Sein Grossvater war Ludwig Rathgeber, Seifensieder in Oberbronn (bei Niederbronn, im Unter-Elsass). Er hatte den Eulogius Schneider gut gekannt, der im Jahre 1791 die katholische Pfarrei in Oberbronn verwaltete und später öffentlicher Ankläger und Zivilkommissär bei der Revolutionsarmee war. In den «Elsässischen Geschichtsbildern aus der französischen Revolutionszeit»[2] erzählt sein Enkel, J. Rathgeber, ein schreckhaftes Abenteuer, das der ehrsame Oberbronner Bürger 1793 im «Fufzeh-Sü-Stückel», dem heutigen Hôtel de France, mit Schneider erlebte. L. Rathgeber hatte zwei Söhne. Der ältere, der auch Ludwig hiess, starb 1818 in Strassburg als Kandidat der Theologie. Der jüngere, Georg Friedrich Rathgeber, wurde Gerichtsvollzieher in Strassburg, wo er sich mit Karoline Sophie Zimmermann, einer Strassburgerin, verheiratete. Diese Ehe wurde mit zwei Kindern gesegnet, einem Sohne Julius und einer Tochter Emma. Vom

---

[1] Adolf Stöber 1810—1892; Daniel Hirtz 1804—1893.
[2] Elsässische Geschichtsbilder, Nr. II, S. 26 ff.

achten Lebensjahre an besuchte der Knabe eine gut geleitete Bürgerschule, das sog. Enseignement mutuel, in der Freiburgergasse. Diese Anstalt war von einigen besseren Strassburger Familien gegründet worden; an der Spitze des Schulkomitees stand Professor Dr. Bruch. Hier zeichnete sich der kleine Rathgeber durch seinen Fleiss und seine Lernbegierde aus. Im Spät jahr 1843 kam er auf das Collège Royal (jetzt Lyceum) und bewährte sich auch da als Musterschüler. Er war immer der ersten einer, brachte stets die besten Zeugnisse heim, und am Ende des Schuljahres wurde er durch die ersten Preise ausgezeichnet. Zu den schönsten Erinnerungen aus jener Zeit gehören die Preisausteilungen, die im Schlosse feierlich im Beisein des Präfekten stattfanden. 1844 erhielt Julius drei erste Preise und einige kleinere (accessits). Der Präfekt Sers stellte ihn den anwesenden Eltern und Schülern als Musterschüler vor, küsste ihn und lud ihn freundlichst mit anderen Laureaten zur festlichen Mittagstafel ein. Im nämlichen Jahre verkaufte Vater Rathgeber, der sich durch Fleiss und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben hatte, sein Amt, siedelte nach Niederbronn mit seiner Familie über und gründete hier mit einem Freunde, der Mechaniker war, eine kleine Eisen- und Stahlwarenfabrik. Allein das Unternehmen schlug fehl, die Firma musste liquidieren, und Rathgeber büsste sein ganzes Vermögen ein. Nach diesem furchtbaren Zusammenbruche bekleidete er wieder seinen früheren Beruf, starb aber nach zwei Jahren an gebrochenem Herzen, eine Witwe mit zwei Kindern in misslichen Vermögensumständen hinterlassend. Frau Rathgeber kehrte mit den Waisen nach Strassburg zurück. Der dreizehnjährige Rathgeber war über seinen zukünftigen Beruf noch im Unklaren. Zunächst besuchte er noch ein Jahr lang die Realklassen des Protestantischen Gymnasiums, allein der Knabe war für die exakten Wissenschaften wenig veranlagt. Im Jahre 1847 kehrte er nach Niederbronn zurück, um bei dem Nachfolger seines Vaters in die Lehre zu gehen und gleichfalls Gerichtsvollzieher zu werden. Das Aktenabschreiben war ihm aber verhasst, und so verlebte er traurige Tage in Niederbronn. 1848 finden wir ihn wieder in Strassburg. Er hatte seiner Mutter erklärt, er wolle Schulmeister werden. Zu diesem Zwecke besuchte er die Präparandenanstalt der Normalschule (Lehrerseminar). Sein Seelsorger, Pfarrer Frey, erkannte jedoch, dass der pflichtgetreue, eifrige und fromme Schüler zu etwas Höherem bestimmt sei und riet ihm, sich der Philologie oder Theologie zu widmen. Rathgeber folgte dem Rate und beschloss Theologie zu studieren. Er ging auf das Protestantische Gymnasium zurück und nahm die jahrelang unterbrochenen Studien

wieder auf. Es gelang ihm, in einem Jahre drei Klassen zu absolvieren. Im Herbst 1852 verliess er mit einem ehrenvollen Zeugnis die Anstalt, um bald darauf das baccalauréat-ès-lettres (Abiturientenexamen) zu bestehen. Einer seiner Kommilitonen war der nachmalige preussische Generalkonsul Aug. Schneegans, mit dem ihn innige Freundschaft verband. Im November desselben Jahres trat der junge Student als Alumnus in das Studienstift St. Wilhelm, das sogenannte Wilhelmitanum oder kurz Kloster, neben der früheren Neuen Kirche in Strassburg, wo er fünf Jahre verblieb. Damals bestand die Ordnung, dass die angehenden Theologen zwei Jahre lang philologisch-philosophische Vorlesungen hören mussten, um nach abgelegter Prüfung unter die Zahl der Studenten der theologischen Fakultät aufgenommen zu werden. Rathgeber hatte treffliche Lehrer. Selten hat an einer theologischen Fakultät ein so prächtiger Kranz hervorragender Gelehrter geblüht wie in Strassburg in den fünfziger Jahren. Es waren nicht allein tiefe Denker, deren anregender und geistvoller Vortrag die studierende Jugend begeisterte und zur Nachahmung anspornte, es waren auch ausgezeichnete Lehrer, die sich zu einem väterlichen Verkehr mit ihren Studenten gern herabliessen. Die Hausordnung im Stift war ziemlich streng, und es wurde viel gearbeitet. Rathgebers Lehrer am Protestantischen Seminarium (1852—54) waren die Professoren Kreiss, Hasselmann (Hellenisten), Willm, Matter und Bartholmess (Philosophie), Baum (Lateinische Sprache und Litteratur), Stahl (Geschichte), Cunitz (deutsche Litteratur). Mit letzterem war Rathgeber noch weitläufig verwandt. Herbst 1854 bestand er das Facultätsexamen mit Nummer 1 ex aequo mit Dr. Schwalb (später Pfarrer in Bremen). An der theologischen Fakultät hörte er von 54 bis 57 Hebräisch bei Reuss u. Fritz, Dogmatik und Aesthetik bei Bruch, neutestamentliche Exegese bei Reuss und Cunitz, Jung war der Kirchenhistoriker und K. Schmidt dozierte praktische Theologie, Homiletik und Katechetik. Der Studiosus R. zeichnete sich durch ausserordentlichen Fleiss und unermüdlichen Eifer in den Studien aus und wandte sich mit besonderer Vorliebe der Kirchen- und Weltgeschichte zu. Er hatte ein staunenswertes Sachgedächtnis dafür und wusste besonders die geschichtlichen Ereignisse geschickt zu gruppieren. Er arbeitete mit grosser Leichtigkeit und fand gleich die richtige Form für seine Gedanken. Auf dem Gymnasium hatte er immer die besten Aufsätze geschrieben. Die Gedanken flossen ihm in Hülle und Fülle aus der Feder; diese Leichtigkeit ist aber auch schuld daran, dass sie oft in die Breite gingen statt in die Tiefe, sie erklärt auch die spätere staunenswerte Pro-

duktivität Rathgebers. Einfachheit der Schreibweise und Klarheit der Behandlung des Stoffes sind von jeher die Haupteigenschaften des Rathgeberschen Stils gewesen. Und wie er schrieb, so redete er auch : schlicht und volkstümlich; ohne längere Vorbereitung konnte er, nachdem er seine Gedanken disponiert, sozusagen aus dem Stegreif eine Rede, eine Predigt halten. Er hat später seine Predigten und Vorträge nie schriftlich ausgearbeitet; wenn er eine Rede niederschrieb, so geschah es stets, nachdem sie schon gehalten war.

Im Jahre 1854 wurde Rathgeber Mitglied der Theologischen Gesellschaft. Unter diesem Namen hatte Professor Ed. Reuss und Joh. Jak. Bochinger († 1831) im Jahre 1828 einen Verein von Theologie Studierenden ins Leben gerufen, der zum Zweck hatte, « teils durch schriftliche Arbeiten, teils durch mündliche Unterhaltungen die Privatstudien seiner Mitglieder in dem wissenschaftlichen Teile der Theologie planmässig zu leiten und überhaupt nützlich zu fördern.» Professor Reuss ist beinahe 60 Jahre[1] der Leiter und die Seele des von ihm gestifteten Vereins gewesen, dem fast alle evang. Pfarrer des Elsass angehört haben und aus dem bedeutende Männer hervorgegangen sind. Alle 14 Tage wurde ein Abend zu wissenschaftlichen Vorträgen und Kritiken verwandt. Ein Blick in die Sitzungsprotokolle genügt, um zu überzeugen, wie ernst und eifrig gearbeitet wurde, wie väterlich das Verhältnis des Professors Reuss zu der studierenden Jugend war, wie vertrauensvoll die Schüler zu dem hochverehrten und vielgefeierten Lehrer emporblickten. Rathgeber schrieb für die Gesellschaft zwei Aufsätze : «Ueber Becker's bezauberte Welt» und über «Melanchthon's Loci» ; letztere Arbeit erweiterte er zu einer theologischen These, die er den 11. August 1857 verteidigte und unter dem Titel : «Essai sur les Loci communes de Melanchthon, de 1521,» durch den Druck veröffentlichte. Aus den sehr genau und fleissig geführten Sitzungsprotokollen geht hervor, dass Rathgeber vorgeworfen wurde, er betone in seinen Arbeiten zu wenig das theologische Moment und behandle das Thema mehr nach der litterarischen und historischen Seite. Der Drang seinen Arbeiten eine betimmte Richtung zu geben, stellt sich also bald heraus. Warum studierte aber Rathgeber nicht Geschichte? Erstens glaubte er, dass es ihm an der pädagogischen Begabung mangele, sodann empfand er eine ausgesprochene Neigung zum Predigeramte; er war ein frommer, strenggläubiger Christ; ausserdem veranlasste ihn ein bedeutsames

[1] Die Theologische Gesellschaft ging 1886 ein.

Vorkommnis der Theologie treu zu bleiben. Die Studenten pflegten im Sommer durch kalte Bäder im sogenannten Herrenwasser sich Erfrischung und Erholung zu verschaffen. Eines Tages hatte sich Rathgeber erhitzt ins Wasser begeben; da wurde er von einem plötzlichen Krampfe in einem Beine erfasst. Er rief um Hilfe und sank nach kurzem Ringen unter. Da fühlte er sich, schon halb besinnungslos, von einem starken Arme ergriffen und an das Ufer gezogen, wo er sich bald erholte. Ein armer Kohlenhändler, der zufällig vorbeigekommen war, hatte die Not des Hilflosen bemerkt, war in das Wasser gesprungen und hatte den Ertrinkenden gerettet. Rathgeber dankte dem Braven, erkundigte sich nach seinem Namen und seiner Wohnung und versprach ihm eine Belohnung zu verschaffen, da er selbst nichts geben konnte. Die Stadt Strassburg hatte damals für besonders wertvolle Handlungen einen Preis von fünfzig Franken (vierzig Mark) ausgesetzt. Rathgeber meldete den Vorfall bei der Polizei an und bewirkte, dass dem Wackern die fünfzig Franken ausbezahlt wurden. Als Tags darauf Rathgeber, der im Stifte wohnte, seine Mutter und Schwester besuchte, hatten sie die Geschichte in der Zeitung schon gelesen und fragten ihn, wer der gerettete Student sei und ob er ihn kenne. Er antwortete: «Der bin ich!» Man kann sich den Schrecken und die Freude der Mutter vorstellen. Er aber gelobte Gott, dem er zum zweiten Male sein Leben verdankte, bis an sein Ende treu zu dienen. Er hat auch Wort gehalten.

An den gewöhnlichen Studentenvergnügungen hatte R. nur geringen Anteil, obgleich er an und für sich einer heiteren Lebensanschauung nicht abgeneigt war. Allein er hatte frühzeitig des Lebens Ernst und Not kennen gelernt. Die unglücklichen Familienverhältnisse seit seinem 13. Lebensjahre, ein siecher und schwächlicher Körper, alles wirkte dazu mit, ihn ernst zu stimmen und seinen Lebensmut früh zu beugen. Schon als Gymnasiast hatte er sich mit Privatunterricht abplagen müssen, um seine Mutter und jüngere Schwester zu unterstützen; als Student setzte er diese aufreibende Thätigkeit fort und gab jeden Tag 3 Stunden. Eine seiner schönsten Erinnerungen aus der Studentenzeit war eine dreiwöchige Schweizerreise, die er mit zwei Studiengenossen zu Fuss von Strassburg aus unternahm. Die rüstigen Wanderer durchzogen das ganze Berner Oberland vom Rhônethal bis zur Grimsel und erlebten manches heitere Abenteuer. Da jeder nur 30 Francs (24 Mark) mitgenommen hatte, so gestaltete sich ihre Lebensweise sehr einfach: Morgens begnügten sie sich mit einer Tasse Milch, mittags genossen sie Käse und Brot, abends liessen sie sich eine Suppe mit Eierkuchen zubereiten; übernachtet wurde gerade da, wo

man abends hinkam, meistens in Bauernhöfen. Sie wurden oft für wandernde Handwerksburschen gehalten und danach behandelt, was nicht wenig dazu beitrug, den Reiz ihrer Tour zu erhöhen.

Nachdem R. seine Kandidatenprüfung bestanden hatte, suchte er, da seine Gesundheit durch übermässige Arbeit sehr erschüttert war, in dem reizend gelegenen Schwarzwaldorte Herrenalb Stärkung, wo er mehrere Wochen lang die Kaltwasserkur gebrauchte. Dort erhielt er einen Ruf als Senior des St. Thomasstiftes, welchem Ruf er auch Folge leistete und von November 1857 bis Ende Januar 1858 dem Thomasstifte vorstand. Allein sein Ideal war stets eine Reise nach Deutschland gewesen. Er hatte immer davon geträumt, auf einer deutschen Universität den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern. Da bot ihm Pfarrer Frey, sein Seelsorger und früherer Lehrer, zwei Hauslehrerstellen an: die eine in Halle mit 800 Francs dotiert, die andere bei dem Grafen von Waldeck in Ungarn, einem Neffen des regierenden Fürsten von Waldeck-Pyrmont, mit 1500 Francs. Halle hätte dem jungen Manne wegen der Universität eher zugesagt, allein aus finanziellen Gründen — er unterstützte seine Mutter — musste er sich für Ungarn entscheiden. Ende Januar 1858 reiste er über Heidelberg, Frankfurt, Giessen, Marburg, Eisenach, Leipzig, Dresden, Prag, Wien, Pressburg nach Pesth. Es harrte seiner eine schwere Aufgabe. Sein Zögling, Graf Friedjesch (Friedrich), war schwer zu leiten und setzte die Geduld seines Lehrers auf manche harte Probe. Im Sommer hielt sich die gräfliche Familie in der Gegend von Debrezin an den Ufern des Theiss in dem Dorfe Tisza-Roff auf. Die vielgepriesene Romantik der Pussta vermochte jedoch den jungen Erzieher nicht zu fesseln; auch konnte er die im Sommer auf den Pussten herrschende Glühhitze nicht ertragen; die Sehnsucht nach der Heimat und ein Kränkeln veranlassten ihn seine Stellung aufzugeben. November 1858 trat er als Hauslehrer in das Schloss des Fabrikanten Warnod, auf der einsamen hinter Masmünster gelegenen Herzburg. Hier gab es genug zu thun: drei Söhne und zwei Töchter erhielten von ihm Unterricht. Er schloss sich näher dem evangelischen Geistlichen in Masmünster, Pfarrer Karl Nessler, dem älteren Bruder des elsässischen Komponisten Viktor Nessler, an und predigte manchmal für ihn; sonst hatte er gar keinen geselligen Verkehr, da die Warnods sehr zurückgezogen lebten. So brachte R. ein Jahr in völliger Abgeschiedenheit von der Welt auf der Herzburg zu. Im Jahre 1859 verabschiedete er sich, vikarierte sechs Wochen lang in Gebweiler für den erkrankten Pfarrer Burkard und trat, nachdem er den

16. Oktober 1859 in der Nicolaikirche in Strassburg vom Inspector Professor Dr. Bruch, seinem früheren Lehrer, ordiniert worden war, als Vikar bei Pfarrer Schwalb von Barr ein. In dieser Stellung verblieb er ein Jahr, erkrankte aber in den letzten Monaten, so dass er sein Vikariat aufgeben musste, um Heilung in einem Badeorte zu suchen, die er leider nicht fand. Er kehrte nach Strassburg zurück, um den Winter bei den Seinen zuzubringen und in guter Pflege sich wieder zu erholen. Nachdem er wieder leidlich hergestellt war, nahm er eine ihm in Strassburg an der Alt St. Peterskirche bei dem fein gebildeten und geistvollen Pfarrer Benz angebotene Vikariatsstelle an. Diesem vortrefflichen Manne verdankt R. manche Anregung zu seiner späteren litterarischen Thätigkeit.

II.

Am 5. März 1861 wurde Rathgeber durch Beschluss des Direktoriums nach Altweier (Aubure), der höchstgelegenen Pfarrei des Elsass, einem wahren Evangelisationsposten, berufen, wo er nebenbei noch Schule halten musste. Zur Pfarrei gehörten mehrere Filialen, darunter: Urbeis (Orbey), Urbach (Fréland), Schnierlach (La Poutroie) und Kaysersberg. Der Dienst war besonders im Winter beschwerlich; aber trotz aller Mühen und Entbehrungen fühlte sich der junge Pfarrer inmitten der grossartigen Natur, die ihn umgab, frei und glücklich. Glücklich besonders, da er am 29. August 1861 eine liebe Lebensgefährtin in das stille Pfarrhaus führte. Die junge Pfarrfrau war eine Strassburgerin, die Tochter eines Arztes, Dr. Schäfer, eine Nichte des grossen Lorenz Blessig. Diese Ehe war glücklich, aber von kurzer Dauer. Ihr entsprossen zwei Kinder, ein Sohn Paul und eine Tochter Anna. Im Jahre 1866 verlor Pfarrer Rathgeber seine Gattin in Sulzern im Münsterthale, wohin ihn auf seinen Wunsch die Kirchenbehörde am 16. Mai 1865 versetzt hatte. Nach anderthalbjährigem Witwerstande trat er abermals in die Ehe mit der Witwe Stosskopf, geb. Lauth, die ihrem Manne bis an sein Ende eine treue und aufopfernde Stütze und Gefährtin blieb und den beiden Kindern eine fürsorgliche Mutter wurde. Diese Ehe blieb kinderlos.

Die Sulzern Pfarrei war viel grösser und viel beschwerlicher als die von Altweier; sie war aber nicht so abgelegen und fern von jedem Verkehr wie Altweier, wo man im Winter monatelang von der Aussenwelt abgeschnitten war. Die Pfarrei war in doppelter Hinsicht schwer zu bedienen, in materieller

sowohl, wie in geistiger. Von den 1600 Einwohnern lebten nur etwa 1100 im Dorfe selbst; die übrigen wohnten hoch in den Bergen zerstreut. So war die Seelsorge, zumal im Winter, bei den grossen Entfernungen und beinahe ungangbaren Gebirgspfaden äusserst mühevoll. Oft verirrte sich der Pfarrer im Nebel oder blieb tief im Schnee stecken; mehr als einmal schwebte er in Lebensgefahr. Die Leute waren kernige, biedere Gebirgsbewohner, aber sehr anspruchsvoll. So wurde Rathgeber einmal zu später Nachtstunde im Winter zu einem angeblich Schwerkranken gerufen, dem er das heilige Abendmahl reichen sollte. Der Mann wohnte hoch oben auf einem Berge, sehr weit vom Pfarrhause. Als der Pfarrer nach einem mühsamen Marsche in dem Hause des Patienten angekommen war, erfuhr er, dass derselbe einen kranken Finger, den sogenannten Umlauf, hatte. Da er heftige Schmerzen verspürte, glaubte er, sein letztes Stündlein wäre nahe, und deshalb hatte er gegen Mitternacht den Pfarrer kommen lassen! Aber ohne Murren, mit Treue und Hingebung waltete Rathgeber seines Amtes. Der Geistliche auf dem Lande tritt mit seinen Pfarrkindern in viel intimeren Verkehr als der Stadtpfarrer mit der Stadtgemeinde. Er besitzt einen grösseren Einfluss, da er in der Regel geistig viel höher steht als die Mitglieder der Gemeinde. Er ist oft die einzige Zuflucht in den Nöten des Lebens, er muss raten, helfen, trösten: er ist der Seelenhirt in des Wortes weitester Bedeutung. Pfarrer Rathgeber hatte bald das Vertrauen der Gemeinde durch das liebevolle Eingehen in die Verhältnisse und Anschauungen seiner Bauern gewonnen. Als er die Pfarrei antrat, war sie in zwei Lager gespalten: die strengen Lutheraner hatten sich von den übrigen Gemeindemitgliedern getrennt und hielten unter sich Gottesdienst ab; sie kamen nur selten in die Kirche und meist nur an grossen Festtagen. Den Pfarrer, der strenggläubig war, ohne jedoch ein Freund der extremen, immer exklusiven Richtung zu sein, betrübte diese Uneinigkeit sehr, und er war darauf bedacht, den Frieden in der Gemeinde wieder herzustellen. Einst hatte er eine Predigt von Harms[1] gelesen, die ihm ausnehmend gefiel. Da er ein sehr gutes Gedächtnis hatte, prägte er sich die bedeutendsten Stellen wörtlich ein, um sie an einem der nächsten Festtage in seiner Predigt zu verwerten, die er ganz im Sinne Harms' halten wollte. Er hoffte so den anwesenden Lutheranern einen besonderen Gefallen zu erweisen. Der Tag

---

[1] Harms wird von den strengen Lutheranern hoch in Ehren gehalten, und viele Familien in Sulzern besassen sein Predigtbuch.

kam; dichtgefüllt war die Kirche, die Aufmerksamkeit und Andacht gross. Unmittelbar nach dem Gottesdienste erschienen fünf der allerstrengsten Lutheraner im Pfarrhause und fragten nach dem Herrn Pfarrer. Die Pfarrerin geleitete sie in das Studierzimmer ihres Gatten; dieser dachte, die Leute kämen, um ihm ihre Befriedigung über die Predigt auszudrücken. Da ergriff einer von ihnen das Wort und sagte, sie könnten nach einer solchen Predigt nicht mehr zu ihm in die Kirche gehen; sie seien gekommen, um ihren Austritt aus der Gemeinde förmlich zu erklären und wollten nur noch von ihrem Pfarrer, den sie sonst als braven Mann ehrten und achteten, Abschied nehmen. Pfarrer Rathgeber antwortete, es thäte ihm wirklich leid, dass seine Predigt Unwillen bei ihnen erregt habe. Sein Bestreben sei immer darauf gerichtet gewesen, auszugleichen, zu ebnen, das Trennende zu meiden und das Bindende zu suchen. Sie sollten ihm doch die Stellen, durch die sie verletzt worden wären, angeben; er wolle ihnen seine Ansicht noch einmal klar machen; er sei überzeugt, dass hier nur ein Missverständnis vorliege. Der Führer der Deputation, ein wegen seines treuen Gedächtnisses im Dorfe vielbewunderter Mann, zitierte nun fast wörtlich die Stellen aus der Predigt, die seinen und seiner Freunde Missmut erregt hatten. Und siehe da! es waren genau die Hauptgedanken, die der Pfarrer der Predigt von Harms entnommen hatte. Lächelnd und ohne ein Wort zu sagen, schritt der Pfarrer auf seine Bibliothek zu und entnahm derselben den Band der Harms'schen Predigten. Er schlug die angefochtenen Worte auf und zeigte sie dem Sprecher mit der Frage, ob dies die Stellen seien, mit denen er und seine Freunde nicht einverstanden wären. Die Bauern bejahten es und erklärten, diese Worte entsprächen nicht dem echt lutherischen Glauben. Nun schlug der Pfarrer das Titelblatt auf und bat zu lesen. Wie überrascht, wie betreten, wie beschämt standen die fünf Männer vor ihrem Pfarrer, als sie lasen: Predigten von Harms. «Dies ist nun der Harms, auf den Ihr so grosse Stücke haltet», sagte Pfarrer Rathgeber, «was sagt Ihr dazu?» Die Männer entschuldigten sich und erklärten schliesslich, dass, wenn Harms so schreibe, es schon richtig sein müsse; der Pfarrer hätte aber in der Kirche sagen können, dass er die Predigt aus Harms geschöpft habe! Er solle dies ja in Zukunft thun, um Missverständnisse zu vermeiden!! Der Vorfall verbreitete sich rasch in der Gemeinde, und von diesem Tage an milderten sich die Gegensätze.

Wie trefflich es Pfarrer Rathgeber verstand mit den Leuten umzugehen, und durch hingebende Geduld und aufopfernde Liebe verirrte Menschen auf den guten Weg zurückzubringen

und zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu machen, zeigt folgende wahre Geschichte. In Sulzern lebte in den sechziger Jahren ein Ehepaar, wovon der Mann früher Matrose, die Frau Fabrikarbeiterin gewesen war. Als sie sich verheirateten, erbte die Frau ein Vermögen von etwa dreissigtausend Franken. Nun begannen die Leute flott zu leben, ergaben sich dem Müssiggange, und bald war das schöne Geld fort. Die Lust an der Arbeit war aber auch verloren und kehrte nicht wieder. Durch grenzenlosen Leichtsinn sank das Paar immer tiefer und gereichte bald der Gemeinde zum Abscheu. Allgemein verachtet, verliessen sie das Dorf und zogen eine Stunde weit in den nahen Wald zurück, wo der Mann an einer einsamen Stelle eine tiefe Höhle grub, deren Wände er mit Brettern ausschlug und deren Decke er durch Pfosten stützte. In dieser wilden Einöde hauste das Paar jahrelang. Wovon lebten die Leute? Niemand konnte es sagen. Jedenfalls war der Mann ein Wilddieb; da man sich aber vor ihm fürchtete und er weiter keinem Menschen etwas zu Leide that, mied man ihn und liess die Leute in Ruhe. Da geschah es, — es war im Jahre 1867 — dass die Frau erkrankte. Man erfuhr es im Dorfe; kein Mensch wagte es aber, sie in ihrer Behausung aufzusuchen. Als die Sache zu den Ohren Pfarrer Rathgebers gelangte, beschloss er die Arme zu besuchen und sein möglichstes zu thun, um zu helfen und zu retten. Er liess sich den Weg zum Versteck zeigen; und als er es erreicht hatte, sah er an der Fallthüre den Waldmenschen stehen, der ihn finster musterte und grob mit den Worten anfuhr: «Was wollt Ihr da? Wer seid ihr?» — Ich bin der Pfarrer von Sulzern. Ich habe erfahren, dass Eure Frau krank ist, und da bin ich gekommen, um zu sehen, ob ich ihr beistehen kann.» — «Eure Hilfe brauchen wir nicht! Ihr wollt wohl hier ausspionieren.» — «Bewahre, ich will helfen, wenn Ihr erlaubt. Ich meine es wirklich gut mit Euch.» Da brummte der Unhold ein paar unverständliche Worte in seinen wilden, struppigen Bart, drehte den Rücken und verschwand bald im Walde. Der Pfarrer kroch nun in die Höhle, wo ein unsäglich trauriger Anblick ihn aufs tiefste erschütterte. Auf einem faulenden Strohlager, inmitten grösster Unordnung und starrenden Schmutzes lag ein bleiches, mageres, nur dürftig gekleidetes Weib, von heftigem Fieberfrost geschüttelt. Pfarrer Rathgeber tröstete die Arme, und es gelang ihm bald das Herz der schwergeprüften, gebrochenen Frau zu erweichen und aufzurichten. Tief gerührt und doch froh, verliess der Seelsorger die Kranke mit dem Versprechen am andern Tage mit stärkenden Lebensmitteln wieder zu erscheinen. Nach seiner Rückkehr in Sulzern erzählte er seine Angelegenheit der Frau Immer, der Gattin eines

Sulzerer Fabrikanten, die um ihrer Wohlthätigkeit willen im ganzen Münsterthale hoch verehrt war und die Pfarrer Rathgeber scherzweise seinen Vikar nannte. Die Dame erklärte sich bereit den Pfarrer in die Höhle zu begleiten. Der Mann stand wiederum vor der Thüre seines Gelasses; als er die Kommenden erblickte, ging er ihnen scheu aus dem Wege. Ein ganzes Jahr besuchten beide Wohlthäter die kranke Frau, die sich beharrlich weigerte nach Sulzern zurückzukehren, und versahen sie mit Speise, Trank und Kleidung. Die Frau siechte aber immer mehr dahin. Eines Tages erschien der Mann im Sulzerer Pfarrhause und meldete kurz, dass seine Frau gestorben sei, mit dem Wunsche in Sulzern vom Pfarrer Rathgeber begraben zu werden. «Und Ihr werdet auch dem Begräbnis beiwohnen?» fragte der Pfarrer. Nach einigem Zögern antwortete der Mann: «Ja, wenn Ihr mich in der Kirche nicht zu schanden bringt!» — «Das braucht Ihr nicht zu befürchten.» — «Dann komme ich.» — Der Pfarrer hielt eine rührende Trauerrede, und seine Worte schienen auf den Witwer Eindruck gemacht zu haben. Nach der Beerdigung trat dieser vor den Pfarrer und sprach: «Herr Pfarrer, bezahlen kann ich Euch nicht für Eure Mühe». — «Das verlange ich nicht, mein Lieber.» — «Aber bedanken kann ich mich.» — «Das ist mir lieber von Ihnen als Geld.» — «Und versprechen will ich Euch, dass ich jeden Sonntag zu Euch in die Kirche kommen werde».... — «Das freut mich, da bin ich ja schon für meine Mühe reich bezahlt.» — «Und dass ich wieder arbeiten werde und ein anderer Mensch werden will mit Euer Hilfe, Herr Pfarrer». — «Mit Gottes Hilfe,» verbesserte Pfarrer Rathgeber und schüttelte dem Manne kräftig die Hand und lud ihn zum Essen ein. Dieser hat Wort gehalten. Aus dem früheren Waldmenschen wurde ein frommer, arbeitsamer Mann, aus dem Parasiten ein nützliches Mitglied der Gesellschaft.

So erwarb sich Pfarrer Rathgeber durch sein versöhnendes, gegen Jedermann liebreiches Wesen die Sympathien aller, die ihn kannten. Es kommt leider nur zu oft vor, dass Pfarrer bei Leichenbegängnissen die Gelegenheit benützen oder, besser gesagt, missbrauchen, um über den Verstorbenen nach altägyptischer Sitte zu Gerichte zu sitzen. Rathgeber war in den Leichenpredigten milde, troststpendend und hütete sich die Hinterbliebenen durch verletzende Kritik zu beschämen und zu beleidigen; er wählte absichtlich schöne Texte. Das göttliche Amt, das er verwaltete, fasste er auf als ein Amt der Liebe und Versöhnung und nicht als ein Strafamt. Wenn er auch fest, ja kindlich an dem von den Vätern überlieferten Glauben hielt, so war er doch im Leben tolerant und verachtete keineswegs anders

Denkende. Er hat sich keiner der bestehenden Parteien der evangelischen Kirche angeschlossen. «Partei ist Intoleranz» pflegte er zu sagen.

III.

Die freie Zeit, die ihm die Erfüllung seiner Amtspflichten übrig liess, benutzte Rathgeber zu regem wissenschaftlichem Arbeiten, das er als eine schöne Erholung betrachtete. Schon als Student hatte er den innern Beruf zu historischen, und namentlich kirchenhistorischen Studien gefühlt. In Altweier fing er an fleissig Material zu sammeln; oft reiste er nach Strassburg, wo er die Universitäts- und Stadtbibliothek, sowie die Archive eifrig besuchte und benützte.

Von entschiedenem und entscheidendem Einfluss auf seine Sinnes- und Geistesrichtung war August Stöber, der Altmeister der elsässischen Altertumsforschung. In den sechziger Jahren hatte er diesen Gelehrten kennen gelernt und sich mit seinen Schriften und Bestrebungen vertraut gemacht. Er nahm sich ihn zum Vorbilde und wurde einer der eifrigsten Anhänger des Stöberkreises. Um Rathgebers litterarisches Schaffen und Wirken richtig zu verstehen und zu würdigen, muss man sich mit den Zielen und Bestrebungen August Stöbers bekannt machen. Diese wurden schon theilweise eingangs dieser Arbeit berührt.

August Stöber,[1] der älteste Sohn des genialen Strassburger Dichters und Verfassers der «Schönen Litteratur der Deutschen», Ehrenfried Stöber, hatte, wie auch sein jüngerer Bruder Adolf, von seinem Vater die glühende Liebe zur elsässischen Heimat und die Begeisterung für deutsche Litteratur und für deutsches Wesen geerbt. Er verstand es, die Gleichgesinnten im Elsass um sich zu scharen und um sich zusammenzuhalten. Vom Jahre 1838, wo die Erwinia mit dem berühmten Aufsatz von Peregrinus (Professor Eduard Reuss): Wir reden deutsch! stolz der von der französischen Regierung energisch betriebenen Verwälschung des Elsasses entgegentrat, bis zu seinem 1884 erfolgten Tode blieb er das Haupt der von ihm gegründeten Schule. Die «Neue Alsatia», deren Veröffentlichung Stöber nicht mehr erlebte, bildet den Schlussstein

---

[1] Siehe: 1. Aug. Stöber von E. Martin (Jahrbuch d. Vogesenclubs 1885).
2. Auguste Stoeber. Sa vie et ses oeuvres. par H. Ehrismann (Bader, Mulhouse 1887).
3. Aug. Stöbers Leben und Wirken von J. Rathgeber (Allgem. Zeitung 1890, 289).

seiner fünfzigjährigen umfangreichen litterarischen Thätigkeit, in ihr spiegelt sich das Denken und Trachten des hochverdienten Mannes treu wieder. August Stöber hatte sich eine doppelte Aufgabe gestellt: In erster Linie wirkte er zur Erhaltung des ureigenen elsässischen, d. h. deutschen Wesens. Bis zur französischen Revolution hatte Frankreich den Elsässern ihre Sprache, Sitten, ja teilweise ihre Privilegien gelassen. Durch das Arrêté du 24 prairial an XI. wurde die französische Sprache zur offiziellen Sprache erklärt. Bekannt ist auch jene am 15. November 1793 von den Volksrepräsentanten St. Just und Lebas erlassene Aufforderung an die Strassburger Frauen «die teutsche Tracht abzulegen» und die «fränkischen» Moden anzunehmen. Die französische Regierung war seither rastlos bemüht, das Elsass dem französischen Staatsleben zu verschmelzen; besonders eifrig und erfolgreich betrieb Napoleon III. das Werk der Zentralisation. Gegen diese nivellierenden Bestrebungen nahmen Stöber und seine Freunde Stellung und suchten das Verschwinden der so lange treu bewahrten elsässischen Eigenart zu verhindern. Zu diesem Zwecke empfahl er das eifrige Studium und die Pflege der deutschen Sprache[1] und Litteratur und ging selbst mit gutem Beispiele voran. Aber vor allem kam es ihm darauf an, in seinen Landsleuten das entschwindende und zum Teil schon entschwundene Bewusstsein ihrer nationalen Individualität wieder zu wecken und zu stärken. Dies glaubte er vornehmlich durch das Studium der elsässischen Geschichte zu erreichen, die damals sehr vernachlässigt und den meisten unbekannt war. Die Ergebnisse seiner Forschungen suchte er jedem Gebildeten zugänglich zu machen, indem er sie in volkstümliche Form kleidete. Dem Vorgange der Gebrüder Grimm folgend, beobachtete er das Volksleben in allen seinen Aeusserungen. Er schilderte die Spiele, Sitten, Bräuche, den Aberglauben jeden Alters, erzählte die Sagen, Legenden, sammelte die Spiel- und Kinderreime, die Sprichwörter und die sprichwörtlichen Redensarten und legte den Grund zu einem elsässischen Idiotikon, d. h. Wörterbuch der Eigentümlichkeiten des elsässischen Dialekts. Er war der erste, der den Pulsschlag des elsässischen Volkslebens, sein Denken und Fühlen in der Vergangenheit und in der Gegenwart wissenschaftlich untersuchte. Und hierin wirkte er bahnbrechend. Mit Fug und Recht können wir daher Aug. Stöber zu den führenden Geistern des Elsasses rechnen.

---

[1] St. sagt u. a.: Ein Volksstamm, der seine Lieder, seine Sagen, seine Vorgeschichte vergisst, seine Sprache geringe achtet, begeht einen geistigen Selbstmord. (Erwinia 1838, S. 32.)

Die zweite Aufgabe, die sich Stöber gestellt, besteht in dem Bestreben das gebildete Elsass auf den schönen Beruf aufmerksam zu machen, den es als Vermittler zwischen den geistigen Interessen der beiden grössten Kulturstaaten der Erde zu erfüllen habe. Sollte aber das Elsass ein Band zwischen Frankreich und Deutschland sein, so durfte die deutsche Sprache nicht vernachlässigt werden. Zu dem ideal-nationalen Grunde für die Beibehaltung und Pflege des Deutschen trat also noch ein praktischer hinzu.

Zu den Freunden und Helfern August Stöbers rechnete sich Rathgeber. Er gehörte dem Stöberkreise nach seiner ganzen Sinnes- und Geistesrichtung an und trat als volkstümlicher Schriftsteller ganz in die Fussstapfen des Altmeisters, mit dem er in fleissigem Briefwechsel stand und dem er auch sein Buch : «Münster im Gregorienthale» widmete. Es war ihm, ebenso wenig wie Stöber, nicht die Gabe verliehen «mit hohen Worten und gelehrtem wissenschaftlichem Apparat aufzutreten[1], sondern schlicht und einfach, wie der Mann im Leben auftrat, war auch seine Denk- und Schreibweise.»

Die Gebiete, welche Rathgeber vornehmlich behandelte, waren die elsässische Kirchen- Landes-, und Städtegeschichte, ferner die elsässische Biographie, Bibliographie und Volksmundart.

Im Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn bethätigte er sich zunächst in zweifacher Weise : als christlicher Volksschriftsteller und elsässischer Kirchenhistoriker. Im Jahre 1863 half er mit Th. Stricker und C. Fr. Bögner das in Strassburg erscheinende «Elsässische Sonntagsblatt»[2] gründen, dem er auch den Namen gab. Dieses in streng orthodoxem Sinne redigierte evangelische Wochenblatt hat nicht wenig zur Erhaltung des deutschen Sinnes im protestantischen Elsass beigetragen und hat gleich nach 1870 eine versöhnliche deutschfreundliche[3] Stellung eingenommen. Rathgeber hat das Blatt besonders in den ersten Jahren seines Bestehens mit zahlreichen Artikeln erbaulichen, historischen und belletristischen Inhalts versorgt. Die bedeutendste und anmutigste seiner Erzählungen ist : «Aus einem Soldatenleben. Eine wahre Geschichte» (1867, Nr. 23—29), in der er das vielbewegte Leben eines im ganzen Elsass wohlbekannten Bibelkolporteurs R . . . . schilderte. Einen Nachtrag dazu lieferte er in den «Basler Bibelblättern» 1867 unter dem Titel: «Der Soldat und der Auswanderer». Da die Erzählung

---

[1] Autobiographie Rathgebers.
[2] Seit 1871. Els. evangelisches Sonntagsblatt.
[3] Siehe 14. Mai: Ad. Stöber : Zur Versöhnung.

sehr gefiel, übertrug er sie ins Französische und gab sie 1868 im «Témoignage», einem in Paris erscheinenden evangelischen Unterhaltungsblatte, unter dem Titel heraus: «Le soldat et l'émigrant.» Diese Uebersetzung sollte ihm eine sehr willkommene Ueberraschung bringen. Im darauf folgenden Jahre nämlich kam eines schönen Tages ein eingeschriebenes Paket aus England. Höchst erstaunt, da er keine Bekannte in England hatte, öffnete der Pfarrer die Sendung. Sie enthielt mehrere Exemplare einer Brochüre, deren Ueberschrift lautete: «The soldier and the emigrant». Also eine englische Uebersetzung seiner Erzählung! Ein beiliegendes Schreiben gab Aufklärung. Eine englische Dame, die Gattin eines Pfarrers, teilte Pfarrer Rathgeber mit, dass sie seine Erzählung «le soldat et l'émigrant» im Témoignage gelesen habe; dieselbe habe ihr dermassen gefallen, dass sie sich entschloss sie ins Englische zu übersetzen. Im Auftrage der Londoner Mission sei das Werkchen in mehreren Tausenden von Exemplaren gedruckt worden und sei nun auf der ganzen Erde, überall wo die englische Zunge klinge, verbreitet. Sie entschuldigte sich, dass sie ohne Erlaubnis die Geschichte übersetzt und veröffentlicht habe, da sie erst vor einiger Zeit den Namen des «pasteur des Vosges» — so zeichnete Pfarrer Rathgeber seine Artikel im Témoignage — erfahren habe. Zugleich teilte sie ihm mit, dass der englische Verleger ihr als Honorar 8 Livre Sterling gegeben habe; dies Geld könne sie aber nicht behalten, da sie nur Uebersetzerin sei; es gehöre vielmehr Pfarrer Rathgeber als dem Verfasser, dem allein Ehre und Verdienst gebühre. In der That brachte am folgenden Tage der Postbote die angekündigten 200 Franken.

Eine andere belletristische Arbeit war für ihn ebenso erfolg- als folgenreich gewesen. Im Jahre 1864 hatte er eine deutsche Uebersetzung einer reizenden Erzählung des Genfer Schriftstellers F. Bungener: «Deux Arbres et deux Noëls» unter folgendem Titel anonym erscheinen lassen: «Zwei Weihnachtsbäume. Ein Büchlein für die liebe Jugend.» Dieses an und für sich unbedeutende Werkchen gab später Veranlassung zu Beziehungen zu hochstehenden Persönlichkeiten, Beziehungen, die einen Lichtpunkt im vielgeplagten Leben Rathgebers bildeten und auf die er mit Recht immer stolz geblieben ist. Im Jahre 1865 war er einmal in Strassburg und sah im Schaufenster der Bull'schen Universitätsbuchhandlung eine Broschüre liegen, deren Titel ihm auffiel: «Zwei Weihnachten und zwei Christbäume. Einige Worte für Kinder von F. Bungener. Aus dem Französischen übersetzt. Frankfurt a. M. 1863». — Er trat in den Laden, sah sich das Büchlein näher an und entdeckte, dass es eine Uebersetzung der auch von ihm ins Deutsche über-

tragenen Bungenerschen Erzählung sei. Als Verfasserin wurde ihm die Prinzessin Karl von Hessen, geb. Prinzessin Elisabeth von Preussen, genannt. Rathgeber schickte nun seine Uebersetzung der Fürstin und versicherte sie zugleich, er habe von dem Vorhandensein ihrer Uebersetzung nichts gewusst, als er die seinige schrieb. Prinzessin Karl antwortete sehr freundlich, gratulierte dem jungen Pfarrer zu seiner Uebersetzung, die ihr sehr gelungen erschien, und machte ihm ein Exemplar der ihrigen zum Geschenk. Als im Jahre 1868 Rathgeber infolge körperlicher und geistiger Ueberarbeitung schwer erkrankte, wurde er von den Aerzten nach Kissingen geschickt. Hier lernte er den Hofprediger Bender von Darmstadt kennen, dessen Grossvater ein Elsässer war und aus Buchsweiler stammte. Bender, ein bekannter Kirchenschriftsteller, war der langjährige Lehrer der Prinzessin Maria von Hessen gewesen, der Tochter des Grossherzogs Ludwig II. von Hessen-Darmstadt und nachmaligen Gemahlin Alexanders II., Kaisers von Russland. Die beiden Männer verband bald innige Freundschaft, sie konnten sich nicht mehr von einander trennen. Als eines Tages Rathgeber seinen Freund zu dem gewohnten Spaziergange im Park abholen wollte, da sagte auf einmal Bender: «Mein lieber Rathgeber, ich habe soeben gehört, dass die Kaiserin Maria von Russland, meine frühere Schülerin, hier angekommen ist. Da ich ihr heute nicht begegnen möchte, so schlage ich dir einen Spaziergang im Walde vor.» Rathgeber hatte nichts dagegen einzuwenden. Sie traten in den prachtvollen Eichenwald, schlugen einen möglichst einsamen Pfad ein und glaubten sich vor jeder Begegnung sicher, als sie Schritte nahen hörten. Sie erblickten zwei vornehme Damen, denen in einiger Entfernung ehrerbietig in reiche Livree gekleidete Diener folgten. Bender rief aus: «Ach Gott, die Kaiserin von Russland!» An ein Ausweichen war nicht mehr zu denken. Die Kaiserin hatte ihren früheren Lehrer erkannt, schritt lächelnd auf ihn zu und begrüsste ihn mit den Worten: «Mein lieber Herr Hofprediger, wie freut es mich Sie hier zu treffen!» Zugleich stellte sie ihm ihre Begleiterin, die Prinzessin Karl von Hessen-Darmstadt vor; Bender machte darauf die beiden hohen Damen mit Pfarrer Rathgeber aus dem Elsass bekannt und erwähnte, dass derselbe schriftstellerisch thätig sei. Da fragte Prinzessin Karl, ob er der nämliche sei, der die zwei Weihnachtsbäume von Bungener ins Deutsche übertragen habe. Pfarrer Rathgeber bejahte, und die Fürstin lud ihn ein, sie am andern Tage zu besuchen. Er erschien zur festgesetzten Zeit, wurde äusserst liebenswürdig empfangen und brachte eine Stunde in ungezwungener litterarischer Unterhaltung mit der geistreichen und gelehrten Frau zu. Er wurde noch oft zu ihr gebeten, und nach seiner Rückkehr ins Elsass

entspann sich zwischen beiden ein reger litterarischer Verkehr. Im Jahre 1876 hatte die Prinzessin nicht übel Lust ihn zu besuchen; von Wildbad, wo sie die Kur gebrauchte, schreibt sie: «Wie gern würde ich Sie aufsuchen, aber ich darf den Prinzen nicht verlassen. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Ueberraschung, als ich Ihren ersten Brief erhielt, nachdem Sie meine Uebersetzung gelesen». . . . .

Auch mit Bender blieb er in lebhaftem Briefwechsel. 1870 fiel diesem ein Sohn bei St. Dié. Bender bat seinen Freund Rathgeber das Grab ausfindig machen und erhalten zu lassen, worauf dieser durch Vermittelung ihm bekannter französischer Geistlicher seine Bitte erfüllen konnte. Einmal besuchte Rathgeber, einer dringenden Einladung folgend, seinen Freund in Darmstadt. Er langte an einem Samstage an und las zu seinem grössten Erstaunen auf dem Kirchenzettel, dass er, Pfarrer Rathgeber aus dem Elsass, vor den höchsten Herrschaften am folgenden Tage predigen sollte. Ueber Nacht legte er sich seine Predigt zurecht und bestieg am andern Tage die Kanzel. Bender gratulierte zu dem erbaulichen Vortrage. Unter den Andächtigen sass auch Rathgebers hohe Gönnerin Prinzessin Karl, die ihn sofort zu sich befahl. Sie empfing ihn huldvollst, unterhielt sich längere Zeit mit ihm und bat ihn schliesslich zur Erinnerung einige Worte, einen Gedanken oder einen Spruch in ihr Album einzutragen. Rathgeber trug seinen Wahlspruch ein: «Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.» (Römer 8, 28). — Als die Prinzessin den Eintrag las, rief sie in freudiger Ueberraschung aus: «Das ist ja auch mein Wahlspruch!» Und als das schöne Weihnachtsfest kam, da schickte die hohe Frau dem Pfarrer in den Vogesen ihr Lichtbild in grossem Format zum Andenken, eine Gabe, die dem frohen Manne die kostbarste von allen war, die seinen Weihnachtstisch schmückten. Unter den Weihnachtsbaum der Prinzessin legte er aber ein Exemplar seines «Spener.» Zwei Bäume, zwei Weihnachten!

Wenn hier von belletristischen Leistungen Rathgebers gesprochen worden ist, so geschah dies im Grunde genommen mit Unrecht. Seine Erzählungen lehnen sich alle an wirklich Erlebtes an, sie sind in schlichter Sprache geschriebene Anekdoten, Biographien mit moralisierender Tendenz. Dichterisch schöpferische Phantasie besass Rathgeber nicht. Daher verlässt er auch bald dieses Gebiet; nach 1870 sehen wir ihn sich ausschliesslich mit elsässischer Geschichte und Volkskunde beschäftigen.

IV.

Rathgebers Thätigkeit als Historiker ist zunächst auf die Erforschung der Kirchengeschichte des Elsasses und insbesondere Strassburgs gerichtet. Er schrieb sowohl in französischer als auch in deutscher Sprache. Eingedenk der Vermittlerrolle, die nach Stöber der gebildete Elsässer auszuführen habe, war er nach Kräften bestrebt, das protestantische Frankreich mit der ganz von deutschem Geiste durchwehten Reformationszeit im Elsass, und überhaupt mit der deutschen Reformation bekannt zu machen. Die beiden gelesensten evangelischen Zeitschriften waren die in Paris erscheinenden Wochenblätter: «La Croix», «Le Témoignage», sodann das «Bulletin historique et littéraire de la Société du Protestantisme français». Diese Blätter brachten von ihm Artikel über Martin Butzer, Spener, Spittler, Barth und Henhöfer. Auch den die Reformation vorbereitenden und mit ihr Arm in Arm gehenden Humanismus, der ja nur eine andere Form jener gewaltigen im 15. Jahrhundert ausgebrochenen Revolution und Emanzipation des menschlichen Geistes von der mittelalterlichen Tradition und Schablone ist, und der besonders im Elsass am grossartigsten blühte, schilderte und feierte er in der Person eines seiner hervorragendsten Vertreter, ich meine den Schlettstädter Jacob Wimpfeling.[1]

Im Jahre 1868 erschien Rathgebers erstes umfangreiches Werk in der «Nouvelle bibliothèque des familles: Spener et le Réveil religieux de son époque». (228 Seiten).[2] In dieser Monographie weist der Verfasser zum ersten Male besonders auf die Verdienste Speners als Katecheten hin und beleuchtet in objektiver Weise den wohlthätigen Einfluss des Pietismus auf die Entwicklung des Protestantismus in Deutschland und im Elsass, ohne jedoch seine Schattenseiten und Verirrungen zu verschweigen. Das in einfacher, anmutiger und volkstümlicher Sprache geschriebene, aber doch streng wissenschaftlich aufgebaute Buch hat jedenfalls dazu beigetragen, im protestantischen Frankreich den «Vater des Pietismus» und seine reformierende Thätigkeit bekannt zu machen.

Nach 1870 schreibt Rathgeber nur noch in deutscher Sprache[3].

---

[1] Jacob Wimpfeling, geb. in Schlettstadt 1450, gest. ebendaselbst 1528.

[2] Philipp Jacob Spener, geb. zu Rappoltsweiler 1635, gest. in Berlin 1705.

[3] Eine Ausnahme macht er nur für die Revue d'Alsace v. Liblin, welcher er 1870-74 Beiträge liefert.

Die Gründe, die ihn dazu bewogen, sind zu suchen in den veränderten Zeitverhältnissen und hauptsächlich in dem Umstande, dass er sich freier und geläufiger in der Sprache seines neuen Vaterlandes bewegte, in der er dachte, sprach und predigte. Er war der Ansicht, dass die Zweisprachigkeit im Elsass im Interesse des Landes zwar notwendig sei, dass aber die deutsche Sprache selbstverständlich mit besonderem Nachdrucke betrieben werden müsse, so dass allmählich das Gefühl im Herzen jedes Elsässers Platz greife, dass das Deutsche und keine andere Sprache seine Muttersprache sei. Es sei ausserordentlich schwierig gleichzeitig sich beider Sprachen zu litterarischen Zwecken zu bedienen; nur wenigen hervorragenden Geistern — er nannte oft L. Spach und Rud. Reuss — sei es vergönnt, sich in beiden Idiomen mit Leichtigkeit und Eleganz zu bewegen. Wer sich nicht für eine der beiden Sprachen entscheiden könne, laufe Gefahr sich in keiner sicher zu fühlen.

Von dem Tage an, wo Rathgeber sich in seinen litterarischen Arbeiten der französischen Sprache nicht mehr bedient, hört er auch auf sich an dem Werke der Vermittelung zwischen deutschem Geistesleben und französischer Kultur zu beteiligen. Von nun an vermittelt er zwischen Elsass und Deutschland; er unternimmt es, seine Landsleute sowie Deutschland mit den interessanten Einzelheiten der elsässischen Kirchen-, Landes- und Kulturgeschichte bekannt zu machen, das enge Band, welches das Elsass mit Deutschland verbindet, darzulegen, die durch der Zeiten Ungunst zerrissenen Fäden zwischen Mutter und Tochter, Germania und Alsatia, wieder zu knüpfen. 1865 hatte er seine erste Monographie in deutscher Sprache herausgegeben: «Zwei Gottesmänner von Kaysersberg».[1] Dieses Schriftchen ist der Vorläufer des umfangreichsten und zugleich bedeutendsten Werkes von Rathgeber, das im Jahre 1871 unmittelbar nach dem Kriege erschien: «Strassburg im sechzehnten Jahrhundert. Reformationsgeschichte der Stadt Strassburg dem evangelischen Volke erzählt». Es ist das Ergebnis beinahe zehnjähriger Studien. Rathgeber war das beneidenswerte Glück vergönnt aus dem reichen Materiale der leider bei der Belagerung Strassburgs am 24. August 1870 verbrannten Stadt- und Universitätsbibliothek schöpfen zu können. Sein Buch ist daher vielfach die einzige Quelle für die Geschichte der glänzendsten Periode unserer alten Reichsstadt. «Diese Studien haben mich zu einem Deutschen gemacht» hat er oft gesagt. Das Buch ist in ächt deutschem Sinne geschrieben, und doch war es vor 1870 schon fertig. Rathgebers Freund, der be-

[1] Geiler und Matthäus Zell.

kannte Basler Kirchenhistoriker Professor Hagenbach, bevorwortete es und sagt unter anderm : «Wenn ich gesagt habe, dass vorliegendes Buch zu rechter Zeit und Stunde erscheine, so möchte ich nicht so verstanden sein, als wäre es erst auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse hin verfasst worden, als Tendenzschrift. Im Gegenteil. Was diesem Buche den rechten Stempel der geschichtlichen Parteilosigkeit giebt, scheint mir gerade in dem Umstand zu liegen, dass es geraume Zeit vor dem Kriege, aus rein historischem Interesse und im Blick auf die Entwickelung der evangelischen Kirche überhaupt geschrieben ist. Aber ohne es zu wissen und zu wollen, hat der Verfasser damit nun doch den rechten Moment getroffen». . . . Das schönste Lob, das diesem Buche zu Teil geworden ist, ist das Bekenntnis Hagenbachs, dass er mannigfachen Gewinn für seine eigenen Studien daraus geschöpft habe. In Deutschland erregte das Erscheinen des Werkes grosses Aufsehen, zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften brachten lobende Kritiken ; im Elsass widmete ihm unter anderm L. Spach eine umfangreiche anerkennende Besprechung.

V.

«Strassburg im XVI. Jahrhundert» war Ende 1869 druckfertig, als Rathgeber schwer erkrankte. Der Arzt verordnete eine Kur in Marienbad. Da man die ernstesten Befürchtungen hegte, so beschloss Frau Rathgeber ihren Gatten mit den Kindern zu begleiten und ihn selbst zu pflegen. Im Mai 1870 wurde die Reise unternommen. Die Kur, welche sehr lange dauerte, nahm einen glücklichen Verlauf. Rathgeber hielt sich zur Nachkur einige Zeit in der Schweiz auf und war eben im Begriffe, vollkommen hergestellt, mit den Seinen die Heimreise anzutreten, als der Krieg am 19. Juli 1870 erklärt wurde. Nur mit Widerwillen dachte er an gewisse Ereignisse aus diesen traurigen Zeiten zurück, und nur mit Widerwillen berühren wir hier peinliche Vorgänge, die wir am liebsten übergangen hätten, wenn nicht der Sulzerer Pfarrer in sie hineingezogen und dabei in gemeiner Weise verunglimpft worden wäre.

Es ist bekannt, dass in ganz Frankreich, und besonders im Elsass, wo die meisten Protestanten wohnten, bei Beginn des Krieges konfessionelle Unruhen ausbrachen. Da Rathgeber sehr darunter zu leiden hatte, sehen wir uns veranlasst auf dieses unerquickliche Kapitel der elsässischen «Kulturgeschichte» näher einzugehen.

Als Napoleon III. Preussen den Krieg erklärt hatte, hoffte er durch glänzende Siege das gesunkene Ansehen seines

Hauses und Frankreichs wieder zu heben. Zur Eröffnung des Krieges gegen das aus politischen und religiösen Gründen so verhasste Preussen hatte ihn namentlich seine von der Jesuitenpartei gänzlich beherrschte Gemahlin, die Kaiserin Eugenie, gedrängt. Diese Frau sah in dem Kriege weniger einen nationalen als vielmehr einen Religionskrieg: Preussens Niederwerfung betrachtete sie als den Anfang vom Ende des Protestantismus. Bekannt sind ihre Worte: «C'est ma petite guerre à moi». Wenn auch die Echtheit dieser Aeusserung bestritten worden ist, so kennzeichnet sie doch treffend die Stellung, welche die Kaiserin zum Kriege nahm. Der liberalen Partei in Frankreich, welche den Krieg verabscheute und geradezu als einen ungerechten bezeichnete, gehörten fast alle Protestanten an; auch hatten am 8. Mai 1869, als Napoleon durch ein Plebiscit die Vertrauensfrage an die französische Nation stellte, die protestantischen Gemeinden alle mit Nein gestimmt. Die napoleonisch-klerikale Regierung erblickte daher in dem Liberalismus nicht nur einen politischen, sondern auch einen religiösen Gegner und suchte ihn mit allen Mitteln zu bekämpfen und unschädlich zu machen. Als der Krieg ausbrach, scheute sie sich nicht, um die katholische Bevölkerung für sich zu gewinnen, den Religionshass zu schüren und die niedrigsten Leidenschaften zu entfesseln. Man schalt die Protestanten Vaterlandsverräter, man beschuldigte sie, dass sie die Preussen ins Land gerufen hätten und das Elsass an Preusen verkaufen wollten. Den Geistlichen warf man vor, dass sie Spione Preussens, Agenten Bismarcks seien. Besonders war das Landvolk verhetzt. Das «Journal des Débats» sagt (August 1870): «Les populations du Haut-Rhin sont fanatisées par les curés et accusent les protestants d'être vendus à la Prusse.» Der in Rixheim (Ober-Elsass) erscheinende, von Priestern redigierte «Elsässische Volksbote» zeichnete sich vor allen durch seine masslosen Hetzereien aus. Am 30. Juli erklärt er bei Gelegenheit der bevorstehenden Gemeinderatswahlen, Protestant und Preusse sei ein und dasselbe. Das «Journal d'un habitant de Colmar pendant la guerre de 1870» vom bekannten französischen Schriftsteller Julien Sée, einem Colmarer Kinde, teilt über die Bewegung Ausführliches und Selbsterlebtes mit.[1] Seite 53 sagt er u. a.: «Dans plusieurs communes des environs de Mulhouse se prêche du haut de la chaire la guerre sainte aux hérétiques (Andersgläubige) et aux mécréants (Ungläubige): «Et après

---

[1] Dieses Buch ist sehr lesenswert; siehe besonders Seite 3, 13, 36, 52—55, 71, 89, 165, 193, 195, 251.

les Prussiens, ce sera le tour des hérétiques dans le pays même,» . . . Presque partout, du moins dans les communes rurales, la guerre est présentée comme une guerre entre le catholicisme et le luthéranisme . . » und Seite 89: «Paris-Journal» contenait hier un article pénible sur l'envahissement si facile de l'Alsace qu'il impute aux protestants de Strasbourg et à St. Thomas . . .» Es ist bekannt, dass die Regierung Proscriptionslisten anfertigen liess, auf denen die Namen der angesehensten Anhänger der liberalen Partei standen, die nach den ersten Erfolgen der französischen Waffen arretiert und deportiert werden sollten.[1] Welches Los den evangelischen Pfarrern bevorstand, geht aus folgender Geschichte hervor, die noch unbekannt sein dürfte, und die Pfarrer Rathgeber oft erzählt hat. Nicht lange nach der Belagerung von Strassburg traf er mit einem benachbarten Kollegen zusammen, der gerade aus Strassburg angekommen war. Dieser machte seinem Freunde eine seltsame Mitteilung: «Denke dir, vor ein paar Tagen hat mir in Strassburg ein Bekannter, der höherer Telegraphenbeamter ist, zwei interessante Telegramme gezeigt, die durch seinen Apparat und seine Finger gegangen sind. Ich habe sie gesehen, gelesen und abgeschrieben. Beide Depeschen sind am Tage der Schlacht von Wörth aufgegeben worden. Die erste war von der Kaiserin Eugenie an den Präfekten des Nieder-Rheins, Baron Pron, gerichtet und enthielt unter anderm folgendes: «Les pasteurs protestants sont suspects; surveillez-les étroitement et au besoin faites-les arrêter!» Die zweite Depesche enthielt die Antwort des Baron Pron: «Hélas! Madame, c'est trop tard; la bataille de Froeschwiller est perdue!» Rathgeber wurde selbst bei folgender Gelegenheit die Zielscheibe der Angriffe des Elsässischen Volksboten und öffentlich als Preusse und Vaterlandsverräter gebrandmarkt. Nach der Kriegserklärung hatte er seinem Freunde und Kollegen Erb, Pfarrer im benachbarten Stossweier, vorgeschlagen in Anbetracht der schweren Zeiten einen ausserordentlichen Gottesdienst, und zwar einen Buss- und Bettag, an einem Wochentage abzuhalten. Man wählte den Mittwoch Nachmittag aus Rücksicht auf die Fabrikarbeiter, die an diesem Tage früher entlassen wurden und dann auch den Gottesdienst besuchen konnten. Nun wollte es der Zufall, dass der erste dieser Buss- und Bettage gerade mit dem vom Könige Wilhelm in Preussen dekretierten zusammenfiel. Von diesem Umstande hatte aber Rathgeber nicht die leiseste Ahnung. Dagegen scheint der Berichterstatter des Volksboten mit den Ereignissen in Preussen wohl vertraut ge-

[1] Journal d'un hab. d. C. Seite 166.

wesen zu sein; denn er schrieb folgendes[1] unter dem Titel: Im Elsass und doch Preussen! . . . . Le jour de prières ordonné par le roi de Prusse et pape évangélique a été célébré avec la piété la plus zélée dans une commune de notre vallée. Le Volksbote voudra bien ne pas laisser échapper cette occasion de faire connaître, pour l'édification générale, ces beaux sentiments de notre vallée. Les pasteurs de Mulhouse et de Strasbourg pourraient ici aller encore à l'école . . . . Diese gemeinen Angriffe wies Rathgeber mit der Ruhe und Würde ab, die ein gutes Gewissen verleihen. Hatte er auch deutsche Sympathien, so hat er, so lange das Elsass zu Frankreich gehörte, seine Pflichten loyal erfüllt. Dass er für das napoleonische Frankreich, von dem für die Protestanten nichts zu hoffen und alles zu befürchten stand, nicht schwärmte, kann ihm niemand verübeln.

Infolge der unaufhörlichen Hetzereien kam es auch wirklich zu Thätlichkeiten und beinahe zu blutigen Ausschreitungen. Die Francs-tireurs, meist zusammengelaufenes, fanatisches Gesindel, betrieben besonders die Jagd auf Spione. Julien Sée sagt Seite 193 und 195: Dans la vallée de Munster les francs-tireurs Keller commencent à être plus à charge à la population que les Allemands eux-mêmes . . . Il semblerait que de ce côté (d. h. im Münsterthal) la guerre soit dirigée contre les protestants bien plus que contre les Prussiens . . . Frau Pfarrer Rathgeber, die Geschäfte halber sich nach Colmar begeben hatte, wurde von diesen Kellerschen francs-tireurs auf der Rückreise bei Weier im Thal zwei Stunden festgehalten und mit Erschiessen bedroht! Man sprach offen von einer neuen Bartholomäusnacht, von einer Teilung der Güter der Protestanten. Wir erwähnen folgenden Vorfall, bei welchem Rathgebers Name auch genannt wurde. Auf dem Hohrodberge bei Münster hatte sich ein fanatischer Volkshaufe gesammelt. Man wollte über das «preussisch-protestantische» Sulzern herfallen, und im evangelischen Pfarrhaus sollte der Anfang gemacht werden. Da erschien der Bürgermeister von Niederhütte (Basses Huttes), ein guter Katholik, in Sulzern, begab sich zum Bürgermeister Oertel und warnte ihn; er erklärte, er fühle sich als Christ verpflichtet seinen Kollegen von den bevorstehenden Dingen, die er missbillige, in Kenntnis zu setzen. Oertel liess die Bürgerschaft bewaffnen und traf Sicherheitsmassregeln. In banger Erwartung wachte ganz Sulzern. Allein die Kreuzfahrer kamen nicht vom Hohrodberg herab: die Münsterer Polizei hatte bei Zeiten die Rädelsführer verhaftet, und die führerlose Menge hatte sich zerstreut.

[1] Volksbote: 6. August; wir zitieren die Uebersetzung aus «Journal d'un h. d. C.» Seite 54.

Dass es nicht an guten, vernünftigen Katholiken, wie z. B. der Maire v. Basses Huttes, fehlte, die diese bedauernswerten Verirrungen, diese unselige Verquickung von Politik und Religion aufs tiefste beklagten und das verbrecherische Treiben der Regierung verabscheuten, braucht nicht gesagt zu werden. Es ist klar, dass der Name der katholischen Kirche von der napoleonischen Regierung als Deckmantel einer schamlosen Demagogie missbraucht worden ist. Man thäte auch der Kirche Unrecht, wenn man sie für die Exzesse einiger fanatischer Abbés verantwortlich machen wollte. Kann man sich aber wundern, wenn viele Protestanten unter diesen traurigen Verhältnissen die Ankunft der Deutschen herbeisehnten? Musste da nicht allen Freunden der Ordnung und des Rechtes ein Alp von der Brust fallen, als die ersten Pickelhauben auftauchten? Jetzt erst können wir die letzten Worte Rathgebers in den Schlussbetrachtungen zu «Strassburg im sechzehnten Jahrhundert» ganz verstehen: «Mögen denn die Strassburgische evangelische Kirche und die Hochschule der Stadt unter Preussens starkem Schutze und umsichtiger Leitung wieder zur ehemaligen Blüte gelangen und den altbewährten Ruhm einer ehrenvollen Vergangenheit behaupten!» . . . Rathgeber erblickte in dem napoleonischen Frankreich einen Feind, eine Gefahr für seinen Glauben, in dem starken Preussen den Retter und Schirmer. Und dass viele elsässische Protestanten gerade so dachten, beweist ein Vorfall, der sich in Rathgebers eigener Gemeinde und in Münster ereignete. Als im Jahre 1872 die erste deutsche Rekrutenaushebung stattfand, marschierten die Sulzerer Burschen mit Trommel und Musik und eine deutsche Fahne schwenkend durch das Dorf nach Münster hinab, wo die Musterung statthaben sollte. Es war gerade Markttag. Als die jungen Leute, mit bunten Bändern geschmückte Hüte tragend und deutsche Lieder singend, in Münster einzogen, wurden sie wegen ihres deutschfreundlichen Gebahrens von der Menge verhöhnt. Den Conscrits wurde es unheimlich zu Mute, sie fingen bereits an ihren Freimut zu bereuen, als einer von der Gesellschaft die scheltenden Leute fragte: «Wem gehört denn das Elsass jetzt?» — «Den Preussen» ertönte eine Antwort. — «Nun, wem das Land gehört, dem gehören auch die Leute! Uebrigens dass Ihr es nur wisst, wir sind lieber Preussen mit einem Kopf, als Franzosen ohne Kopf». Diese in Münster damals Aergernis erregende deutsche Manifestation wurde dem Sulzerer Pfarrer zur Last gelegt; man behauptete, er habe sie in Scene gesetzt. Thatsächlich war dies aber nicht der Fall, die Sulzerer Burschen hatten aus eigenem Antrieb gehandelt. Die Stimme des Volkes hatte gesprochen!

Die in «Strassburg im sechzehnten Jahrhundert» ausge-

sprochene Sympathie für Deutschland sowie die offene furchtlose Anerkennung der Zusammengehörigkeit von Elsass-Lothringen mit Deutschland wurden Rathgeber sehr übel genommen. Viele Thüren schlossen sich ihm, zahlreiche Freunde und Bekannte wandten sich von ihm ab, nur die Sulzerer blieben ihrem Pfarrer treu. Dieses Verhalten vieler seiner Mitbürger betrübte Rathgeber sehr, vermochte aber keine Veränderung in seiner Gesinnung und Haltung hervorzubringen; er blieb fest und treu, denn er hasste jede Zweideutigkeit.

Doch wie sah es im Sulzerer Pfarrhaus während des Krieges aus? Sulzern, das an der wichtigen Schluchtstrasse liegt, blieb von den Schrecken des Krieges nicht ganz verschont. Lange Zeit machten die Francstireurs die Gegend unsicher, und erst mit der deutschen Okkupation verschwand diese Plage aus dem Lande. Die durchziehenden französischen Soldaten hatten aber eine furchtbare Seuche mitgebracht, die schwarzen Blattern, die sich rasch verbreiteten und viele Opfer, besonders unter den jungen Männern, forderten. Eines Abends wurde Rathgeber zu einem an dieser Krankheit darniederliegenden Mann geholt, der sein Ende nahe fühlte und das heilige Abendmahl verlangte. Als der Pfarrer die Thüre des Krankenzimmers öffnete, musste er unwillkürlich zurücktreten. Eine erstickende, verpestete Luft schlug ihm entgegen. Bei hermetisch verschlossenen Fenstern in einer niedrigen, engen Stube lag der Schwerkranke, umgeben von einem Dutzend Personen. Rathgeber liess sofort die Fenster öffnen und die unvorsichtigen Leute hinausgehen und waltete seines Amtes. Der mit dem Tode ringende Kranke konnte, da seine Zunge stark angeschwollen war, die Hostie nicht mehr hinunterschlucken, und der Pfarrer musste sie ihm im Munde halten, bis sie vergangen war. Der Arme wurde bald darauf von seinem Leiden erlöst; von den Anwesenden aber erkrankten alle, einige unterlagen. Kaum war Rathgeber nach Hause zurückgekehrt, als ihm seine Frau sagte: «Du hast die Blattern in den Kleidern mitgebracht; ich meine, ich rieche den Ansteckungsstoff!» Er zog sofort andere Kleider an, während sie die abgelegte Wäsche und die Kleidungsstücke desinfizierte. Am andern Tage hatte die Pfarrfrau die schwarzen Blattern, und zwar merkwürdigerweise nur an den Fingern und besonders unter den Nägeln. Die Finger wurden ganz schwarz und mussten zum Teil von dem Arzte aufgeschnitten werden. Einige Tage darauf legte sich der Pfarrer selbst; er war ebenfalls von der furchtbaren Seuche befallen worden. Sechs Wochen dauerte die schwere Krankheit, die er glücklich überstand.

Aber auch an heiteren Erinnerungen in dieser sonst so traurigen Zeit fehlte es nicht. So die Geschichte der geplanten,

aber nicht zur Ausführung gelangten Sprengung des Engpasses der Schlucht. Diese Geschichte ist R. wiederholt von Augenzeugen erzählt worden. Von Epinal war der Befehl gekommen den Schluchttunnel zu sprengen und die Strasse durch Steinblöcke und umgestürzte Baumstämme zu versperren. Schwere, mit Pulverfässern beladene Wagen fuhren von Münster durch Sulzern nach der Schlucht herauf. Als man die Sprengung vornehmen wollte, stellte sich heraus, dass man die Schwefelfäden vergessen hatte; man schickte daher nach Münster herab, um sie zu holen. Während der Nacht regnete es aber unaufhörlich. Als am andern Morgen die Schwefelfäden zur Stelle waren, flog der Tunnel nicht auf, denn das Pulver war in den Fässern infolge des Regens und des in diesen hohen Gegenden so dichten und durchdringenden Nebels feucht geworden und versagte. Da kam auf einmal die Nachricht, die Preussen rückten von St. Dié, Gérardmer heran, um die Schlucht zu besetzen. Schnell wurden die Minen entladen. Die Nachricht war aber falsch, dagegen erschienen zwei Tage später die Deutschen in Münster, passierten Sulzern und besetzten gefahrlos die Schlucht.

VI.

Nach dem Kriege schloss sich Rathgeber ganz in seine lieben Studien ein, deren Kreis er erweiterte. Er beschäftigte sich nunmehr mit der elsässischen Landes- und Kulturgeschichte überhaupt. Besonders fesselte ihn die Zeit der französischen Revolution im Elsass, die in der elsässischen Geschichte einen so bedeutenden Wendepunkt bildet; denn erst seit der französischen Revolution und durch sie begann der Elsässer sich als Franzose zu fühlen. In Colmar hatte Rathgeber reiches, bisher unbenutztes Quellenmaterial zu einer Spezialgeschichte dieser Stadt gefunden. Besonders hatte der bekannte Sammler und elsässische Altertumsforscher Ignatius Chauffour, Advokat in Colmar, der auch dem Stöberkreise angehörte, ihm seine reiche Sammlung kostbarer Colmarer Manuskripte zur Verfügung gestellt. So entstanden 1873 die Bücher: «Colmar und Ludwig XIV.» und «Colmar und die Schreckenszeit».

Der bedeutende Abschnitt[1] der elsässischen Geschichte, der sich von dem Westfälischen Frieden (d. h. dem Ende des Reformationszeitalters) bis zur französischen Revolution erstreckt,

[1] Siehe das Vorwort zu: Colmar und Ludwig XIV.

war bisher wenig bekannt. Besonders hatte die Regierungszeit Ludwigs XIV. nur wenige Geschichtschreiber gefunden, und diese behandelten diesen Zeitraum ganz allgemein (Schöpflin) oder nur teilweise (Han). Rathgebers Arbeit sucht diese Lücke auszufüllen; sein Buch, welches zwölf Auszüge von Chroniken der Chauffourscben Manuskriptensammlung enthält, wirft auf die Gesamtgeschichte des Elsasses und insbesondere auf die Colmarer Stadtgeschichte interessante Streiflichter. Wir erfahren in einer bis ins Einzelne gehenden Schilderung, wie Ludwig XIV., seinen Eroberungsgelüsten folgend und allen Verträgen zum Trotz, Colmar im Jahre 1673 überrumpelt, die Bürgerschaft entwaffnet und die Mauern abtragen lässt. Diese Reunionspolitik erstreckte sich bekanntlich auf sämtliche Städte der elsässischen Decapolis und endigte mit der Annexion Strassburgs (1681). Die elsässischen Reunionen wurden 1697 durch den Frieden von Ryswick bestätigt.

«Colmar und die Schreckenszeit» enthält unter anderem das Billingsche[1] Tagebuch und giebt Aufklärung über die auffallende Thatsache, dass im Ober-Elsass, dessen Einwohner infolge ihres feuerigen Weines doch viel heissblütiger sind, die Revolution viel ruhiger verlief als im Unter-Elsass. Es fanden sich eben einige mutige Männer, Colmarer Bürger, die Eulogius Schneider ein energisches Halt zuriefen, als er sich anschickte, mit seinen Schergen den Landgraben, die uralte Grenze zwischen Ober-Elsass und Unter-Elsass, zu überschreiten.[2]

In Sulzern wurden auch «Münster im Gregorienthal», von Aug. Stöber bevorwortet, und die «Herrschaft Rappoltstein» vollendet, aber erst 1874 gedruckt. Zwei stattliche Bücher. Von ersterem sagt August Stöber unter anderem: «Das Thal und seine Bewohner, deren Sitten, Gewohnheiten, Sprache, Betriebsamkeit, kirchliche, bürgerliche und politische Verhältnisse; deren Leben und Treiben unter sich und im Verkehr mit den anderen neun Reichsstädten und Ortschaften des Elsasses, mit den verschiedenen Oberherrschaften, unter welchen sie nach und nach gestanden, von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart: dies alles wird unserem Geiste in anziehender Form, lebendig und wahrheitstreu vorgeführt und gestaltet sich zu einem festen, anschaulichen Gesamtbilde.»

---

[1] Sigismund Billing, ein Freund Pfeffels, geboren 1742 zu Colmar, Diakonus und Rektor des Protestantischen Gymnasiums zu Colmar (gegründet 1604, eingegangen 1794). Zöglinge dieser Anstalt waren unter anderem: Ph. J Spener und General Rapp.

[2] Siehe L. Spach: Colmar und die Schreckenszeit von J. Rathgeber.



VII.

Die Thätigkeit im Münsterthale war, wie schon bemerkt worden ist, eine sehr anstrengende und aufreibende; dazu war das Pfarrhaus kalt und ungesund. Aus Gesundheitsrücksichten, zu denen sich noch politische Gründe gesellten, begehrte Rathgeber seine Versetzung. Im Mai 1873 wurde er nach Ernolsheim bei Zabern als Pfarrer ernannt. Gleichzeitig war ihm eine reich dotierte Patronatspfarrei in dem durch den Sieg des Grossen Kurfürsten über die Schweden berühmt gewordenen Fehrbellin angeboten worden. Die Liebe und Anhänglichkeit zum heimatlichen Boden siegten aber; er zog nach Ernolsheim. In dem idyllisch schönen, am Fusse der Vorberge des Wasgaus gelegenen Hanau-Lichtenbergschen Dörfchen gab es nur sehr wenig zu thun; daher konnte Rathgeber hier eine reiche litterarische Thätigkeit entfalten. Er beteiligte sich als Mitarbeiter an der «Alemania» von A. Birlinger, an Aug. Stöbers «Alsatia», an den Blumschen «Grenzboten», an den «Forschungen zur deutschen Geschichte» von Waitz, an der «Historischen Zeitschrift» von Sybel, an der «Revue d'Alsace» von Liblin. Er schrieb auch eine Reihe von historischen Artikeln über das Elsass in «Meyers Konversationslexikon» (3. Auflage).

In Ernolsheim entstand ferner das im Buchhandel vergriffene, sehr interessante Buch: «Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg». Mit der Geschichte dieses gesegneten Landstriches, der sich auf beiden Seiten des Rheines ausdehnte und dessen Hauptstadt Buchsweiler war, hat sich Rathgeber mit besonderer Vorliebe beschäftigt. Sodann erschienen: «Die Geschichte des Elsasses in übersichtlicher Darstellung» (1878), und 1879 «Die Geschichte des Elsasses für Schule und Haus».[1] Es war keine leichte Aufgabe, die Geschichte eines Landes, das politisch vor 1789 so zerstückelt war, im Zusammenhange darzustellen. Rathgeber, der es wie wenige verstand, in lebendiger, lichtvoller Gruppierung die hervorragendsten Persönlichkeiten und die interessantesten Ereignisse der Geschichte zu schildern, hat die elsässische Volkslitteratur um ein von massvollem, unparteiischem Geiste getragenes Buch bereichert; ein strenger Katholik dürfte selbst in dem der Reformationsgeschichte gewidmeten Abschnitte keine sein Gewissen beleidigende Aeusserung finden.

Wenn auch Rathgeber hauptsächlich bemüht war, für das

---

[1] Beide Bücher erlebten eine zweite verbesserte Auflage im Jahre 1882.

Volk zu schreiben und jeden gelehrten Apparat zu vermeiden, so hat er doch einige streng wissenschaftliche Schriften veröffentlicht, die in der gelehrten Welt ein gewisses Aufsehen erregten, nämlich «Statuta Academiae Argentinensis» 1876, die zum ersten Male von ihm herausgegeben wurden und die einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Strassburger Universität bilden, ferner seine Schrift: «Die handschriftlichen Schätze der früheren Strassburger Stadtbibliothek».[1] Diese Arbeit hat den Verfasser mehrere Jahre beschäftigt und ist ein glänzendes Zeugnis seines erstaunlichen Sammlerfleisses. Es ist ihm gelungen, «ein anschauliches Bild der untergegangenen Schätze zu entwerfen, die der hohe Chor der Neuen Kirche in seinen weiten Räumen einst barg».

VIII.

Strassburg mit seinem Münster, «dem herrlichen Denkmal des Glaubens, das Land auf, Land ab sichtbar ist», hat von jeher auf seine Söhne eine geheimnisvolle, unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt. Fern von der Heimat, sehnt sich das Strassburger Kind nach Erwins luftigem Dome zurück. Vom Taubenschlagfelsen bei Ernolsheim, den Pfarrer Rathgeber oft bestieg, entrollt sich vor dem entzückten Auge ein prächtiges Bild; man sieht in das liebliche Zinzelthal, erblickt Pfalzburg und die Kapelle von Dagsburg, und in weiter, dunstumflossener Ferne erhebt sich die zierliche Nadel des Strassburger Münsters. Nach Strassburg glitten oft die sehnsüchtigen Blicke des Vogesenpfarrers. Sein Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen; durch Beschluss des Direktoriums vom 31. Dezember 1878 wurde er zum ersten evangelischen Pfarrer der neugegründeten Pfarrei Neudorf bei Strassburg ernannt.

Der Strassburger Vorort Neudorf, zwischen Rhein- und Colmarerstrasse gelegen, dessen äusserstes Haus die bekannte Wirtschaft «zur Rheinlust» am Rhein ist, zählte vor 1870 ein paar Hundert Seelen; nach dem Kriege stieg die Bevölkerungsziffer mit unglaublicher Schnelligkeit, und gegenwärtig wohnen daselbst über zwölftausend Menschen. «Pfarrer Rathgeber[2] fand ein grosses Arbeitsfeld vor; es galt, die Gemeindeglieder zu sammeln, die Pfarrei zu konstituieren, die Kirchengeräte anzuschaffen, den Gottesdienst und den Religionsdienst einzurichten,

---

[1] Siehe das Vorwort.

[2] «Strassburger Post» 1893, Nr. 39. — (Aus der Autobiographie).

das Armenwesen in geordnete Bahnen zu bringen, Seelsorge zu üben u. s. w. Im Verein mit seiner trefflichen Gattin, die ihm treu zur Seite stand und durch die Hilfe der Tochter des Kaiserlichen Statthalters von Elsass-Lothringen, Freiin Isabella von Manteuffel, die sich für Neudorf und die dortigen Wohlthätigkeitswerke besonders interessierte, gelang es ihm, vieles zustande zu bringen. In den letzten Jahren überstieg die Zahl der Gemeindeglieder dreitausend: dies bedeutete viele und harte Arbeit für einen einzigen Mann. Rathgeber besass aber eine grosse Arbeitskraft und eine seltene Pflichttreue; er wusste sich in die schwierigsten Verhältnisse zu fügen und war bald in Neudorf bei Protestanten und Katholiken eine beliebte und volkstümliche Persönlichkeit. Durch seine unermüdlichen Bemühungen wurde es erreicht, dass die Pfarrei Neudorf eine eigene Kirche erhielt, die am 31. Mai 1885 im Beisein des Kaiserlichen Statthalters, des Generalfeldmarschalls v. Manteuffel, feierlich eingeweiht wurde. Ein Jahr darauf konnte Pfarrer Rathgeber auch ein eigenes Pfarrhaus beziehen.

Trotz dieser ausgedehnten amtlichen Thätigkeit fand Rathgeber doch noch Zeit zu litterarischem Schaffen. Ja, er entwickelte jetzt eine staunenswürdige Fruchtbarkeit. Als Gegenstück oder, besser gesagt, als Ergänzung zu seiner «Geschichte des Elsasses» schrieb er eine solche der evangelischen Reformation im Elsass. Er stiess hierbei gerade wie bei der Darstellung der politischen Geschichte des Landes auf eigentümliche Schwierigkeiten.[1] Wie das Elsass in politischer Beziehung niemals einen einheitlichen Staat bildete, so hat es bis zur französischen Revolution auch nie eine zusammengehörige elsässische Landeskirche gegeben, sondern eine Reihe von Territorialkirchen, die zu verschiedenen Zeiten entstanden. Rathgeber, der bei seiner Arbeit die Schriften der bekanntesten elsässischen Kirchenhistoriker benützt hat und auch manche Anregungen seinem früheren Lehrer, Professor Dr. Cunitz, verdankt, ist es gelungen, der schwierigen Aufgabe Herr zu werden. In äusserst geschickter Weise gruppiert er die bedeutendsten Ereignisse um die hervorragendsten Persönlichkeiten der elsässischen Reformation, sodass der Leser einen klaren Ueberblick über die verwickelten Verhältnisse erhält.

Rathgeber wurde Mitarbeiter des «Zentralblattes für Bibliothekwesen», des «Jahrbuches für Geschichte, Sprache und Litteratur in Elsass-Lothringen»[2] und der «Deutsch-evangelischen Blätter» von Beyschlag und Wolters. Endlich erschienen

[1] Vorwort der «Elsässischen Reformationsgeschichte».
[2] Rathgeber war auch Mitglied des Vorstandes des historisch-litterarischen Zweigvereins des «Vogesenklubs.»

von ihm zahllose Artikel im «Strassburger Boten», in der «Strassburger Zeitung», in der «Elsass-Lothringischen Zeitung», in der «Landeszeitung für Elsass-Lothringen», namentlich in der litterarischen Beilage zur «Gemeindezeitung», in der «Neuen Preussischen (Kreuz-) Zeitung», in der «Allgemeinen Zeitung», im «Strassburger Tageblatt», im «Meiselocker und Maikäfer».

Vor allem aber lieferte Rathgeber historische und litterarische Beiträge in die «Strassburger Post», zu deren eifrigsten Mitarbeitern er gehörte und in welcher jetzt noch seine bedeutsame «Elsässische Revolutionschronik» erscheint. Er hat namentlich zahlreiche und wichtige Arbeiten zur näheren Kenntnis der französischen Revolution im Elsass geliefert; besonders interessant sind seine Artikel über General Kleber, den Tuilerienerstürmer Joseph Westermann, die Anfänge der Revolution im Hanauer Lande, die Schreckenszeit in Hagenau[1] u. s. w. Er war ferner unausgesetzt bemüht, die verwandtschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen des Elsasses zu Deutschland darzulegen und zu betonen, wie seine Artikel über die Hohenzollern, Hohenlohe, Böcklin, Müllenheim, Röder von Diersburg, v. Decker, von Willsen u. s. w. beweisen. Er ist wohl der fruchtbarste Feuilletonist der «Strassburger Post» gewesen; seine immer Neues bietenden, eine ungewöhnliche Lokal- und Personalkenntnis verratenden Beiträge waren immer gerne gelesen. Die bedeutendsten hat er gesammelt, überarbeitet und zu grösseren Sammelwerken erweitert. So entstanden: «Zur Geschichte der Strassburger Kapitulation», «Elsässische Gedenktage», «In Strassburg vor fünfzig Jahren», «Elsässische Geschichtsbilder aus der französischen Revolution», «Der letzte deutsche Fürst von Hanau-Lichtenberg», «Eulogius Schneider», «Erinnerungen an den Prinzen Max und an die schöne Strassburger Zeit». Besonders seien noch erwähnt: «800 Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus dem Elsass» und «Der Grosse Markgraf und seine elsässischen Minister». Letzteres sehr originelle Werkchen ist eine elsässische Festgabe zur Freiburger Gewerbeausstellung im Jahre 1887 und wurde vom Verfasser dem Grossherzog Friedrich von Baden zugeeignet. Als Rathgeber um die Erlaubnis bat, dem hohen Herrn das Schriftchen widmen zu dürfen, antwortete dieser in einem eigenhändigen Schreiben, dass er die Zueignung dankend annehme. Wir können uns nicht versagen, den interessanten Brief des edeln, für alles Gute und Schöne begeisterten Fürsten zu veröffentlichen. Rathgebers Thätigkeit und Bestrebungen finden

---

[1] «Strassburger Post» 1893, Nr. 39.

in diesem fürstlichen Schreiben eine schöne Anerkennung, die der glückliche Mann als den herrlichsten Lohn für seine oft verkannten Bemühungen, aber auch als einen Sporn im gleichen Sinne weiter zu arbeiten, betrachtete. Der Brief lautet:

Werthgeschätzter Herr Pfarrer!

Sie haben die Absicht, unter dem Titel «Der Grosse Markgraf und seine elsässischen Minister», eine Festschrift aus Anlass der bevorstehenden Gewerbeausstellung in Freiburg erscheinen zu lassen, deren Manuskript Sie zur Einsicht vorgelegt haben. Sie sind bei diesem Vorhaben von dem wohlwollenden Bestreben geleitet worden, den Nachweis zu liefern, dass Baden und Elsass von Alters her durch zahlreiche Bande freundnachbarlich verbunden waren; zu diesem Zweck haben Sie das Leben des Markgrafen, nachherigen Grossherzogs Karl Friedrich, und seiner aus elsässischen Geschlechtern stammenden Staatsmänner geschildert, welch' letztere die von ihrem Fürsten angestrebte staatliche Vereinigung der damals neu erworbenen mit den altbadischen Landesteilen so wesentlich zu fördern wussten, und veranschaulichen dadurch die nahen Beziehungen in welchen diese Nachbarländer zu einander stehen mussten, wenn Badens Fürst Männer zu seinen ersten Räten zählen konnte, die durch Geburt, Erziehung und frühere Lebensstellung dem benachbarten Elsass angehörten. Ich erkenne in diesem Unternehmen die Kundgebung Ihrer deutsch-vaterländischen Gesinnung; indem ich derselben meine volle Anerkennung zolle, entspreche ich mit Vergnügen Ihrem zu meiner Kenntnis gelangten Wunsche, dass ich die Zueignung Ihrer Festschrift annehmen möchte.

Sie haben gleichzeitig mit dem Manuskripte der Festschrift ein Exemplar Ihrer elsässischen Reformationsgeschichte eingesendet, welches mir in Ihrem Namen überreicht wurde. Ich freue mich auf die Beschäftigung mit Ihrem Werke, denn ich verspreche mir davon willkommene Aufklärung und Belehrung über die innere Entwicklung der evangelisch-protestantischen Kirche im Elsass und über das religiös-kirchliche Leben Ihrer Angehörigen. Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für Ihre werthe Gabe sowie für die bei dieser Vorlage kundgegebenen mir gewidmeten ergebenen Gesinnungen und gleichzeitig die Versicherung meiner vorzüglichen Werthschätzung.

Karlsruhe, den 23. Mai 1887.

FRIEDRICH, Grossherzog von Baden.

Das andere Büchlein: «Elsässischer Sprichwörterschatz (800 Sprichwörter)» ist eine Sammlung von Sprichwörtern in elsässischer Mundart, die zuerst zerstreut in der «Alsatia», in der «litterarischen Beilage zur Gemeindezeitung» und in «Münster im Gregorienthal» erschienen sind. Das Werkchen ist besonders dadurch wertvoll, dass es die erste elsässische Sprichwörtersammlung ist und so eine Lücke in der bisherigen deutschen Sprichwörterlitteratur ausfüllt.

Zum Schlusse sei noch Rathgebers Thätigkeit als Rezensent gedacht. Seiner gutmütigen, nachsichtigen Natur entsprechend, waren seine Rezensionen milde, wohlwollend und ermutigend; dabei verstand er es, ohne zu verletzen, auf Fehler aufmerksam zu machen oder auch die entgegengesetzte Ansicht zu verteidigen. Seine Besprechungen erweiterten sich oft zu selbständigen Artikeln, die einen neuen Beitrag zur Sache lieferten. Er hat namentlich Rezensionen zu den Werken Leblois', Ad. Schaefers, W. Hornings', Matthis', Erichsons, Abbé Dacheux, Abbé Burg, über das Jahrbuch des Vogesenclubs u. s. w. geschrieben.

Im Jahre 1892 hatte er folgende Arbeiten vollendet, an deren Veröffentlichung ihn jedoch sein allzufrüh eingetretener Tod verhinderte.

1. August Stöber und seine Freunde. Ein kulturhistorischer Beitrag zur elsässischen Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts (etwa 10 Druckbogen).
2. Elsässische Revolutionserinnerungen. Pfarrer Oberlins Pfarrhaus während der Schreckenszeit. 28. Juli 1794.
3. Strassburger Revolutionserinnerungen. Ein Seminarbewohner während der Schreckenszeit. Dr. Johann Lorenz Blessig. 3. November 1794.
4. Commonitio oder Erinnerungsschrift des Rektors Johann Sturm an die Anfänge der Reformation zu Strassburg.

Ausserdem hatte er ein biographisches Lexikon berühmter Strassburger angelegt, sowie interessante Angaben über bekannte elsässische Familien zusammengestellt. Diese Schriften sind nach einer letztwilligen Verfügung an die Strassburger Stadtbibliothek übergegangen.

IX.

Im Jahre 1886 war es Rathgeber vergönnt an der Spitze der protestantischen Schuljugend vor der neuen Kirche in Neudorf den greisen Kaiser Wilhelm I. zu begrüssen und der Kaiserin Augusta, welche der Kirche Leuchter und Kruzifix geschenkt hatte, seinen und der Gemeinde Dank für die durch diese Gabe be-

zeugte huldvolle Gesinnung auszusprechen. Im darauffolgenden Jahre verlieh ihm der Kaiser den Roten Adlerorden IV. Klasse in Rücksicht auf seine Verdienste als Pfarrer und Gelehrter.

Am 19. Oktober 1892 beging er in engstem Familienkreise das Fest des zum fünfundzwanzigsten Male wiederkehrenden Jahrestages seiner Vermählung mit seiner zweiten Gattin. Bald darauf fing er an zu kränkeln, und er musste sich anfangs Dezember legen. Noch kannte man die Art seines Leidens nicht. Das Weihnachtsfest wurde still in der Krankenstube gefeiert, zum letzten Male brannten die Kerzen am Tannenbaum, zum letzten Male durfte er seine beiden Enkel sehen [1]. Am 1. Jan. 1893 erklärte der Arzt, Pfarrer Rathgeber sei am Typhus erkrankt. Am 1. Februar hatte der fromme Dulder ausgelitten; seit dem 4. Februar ruhen seine irdischen Ueberreste auf dem Kirchhofe St. Urban neben dem Grabe, das die Ueberreste von 120 im Kriege fürs Vaterland gefallenen französischen und deutschen Kriegern birgt. Rathgeber hatte ein Alter von 59 Jahren und 9 Monaten erreicht.

Ueber Rathgebers Thätigkeit als Pfarrer und Schriftsteller, über seinen Charakter, über das, was er gewollt und das, was er erreicht hat, eine Zusammenfassung zu geben, ist keinem besser gelungen als einem seiner Freunde, einem bekannten Schriftsteller, der vor einigen Jahren von Strassburg nach Berlin übergesiedelt ist. Er schreibt in einem an die Witwe des Verstorbenen gerichteten Brief: «. . Ihn werden wohl alle beklagen und vermissen, mit denen er in seinem arbeitsvollem Leben je in nähere Beziehung getreten ist; vor allem aber wird ihn sein Heimatland vermissen, dem er in Wahrheit in schwersten Tagen ein treuer, selbstloser und sorglicher Ratgeber gewesen und bis an sein Lebensende geblieben ist. Ich kann es aus meiner eigenen Erinnerung wohl bezeugen, eine wie grosse Freude ihm die Arbeit war, nicht nur die reichlich zugemessene Arbeit, welche Amt und Beruf ihm auferlegte für seine Gemeinde, sondern auch jene andere Arbeit für sein von ihm so geliebtes Elsass, in dessen Dienst er sich freiwillig gestellt hatte und an welchem er mit alle Fasern seines Herzens hing. Da war ihm kein Weg zu weit, keine Mühe zu hoch aus den geschichtlichen Schätzen einer grossen Vergangenheit förderte er unverdrossen kostbare Saatkörner für die Zukunft seines Landes, namentlich aber auch für das Verständnis seines Landes und seiner Volksgenossen in Altdeutschland und bei Altdeutschen, zu Tage. . .

---

[1] Seine Tochter Anna hatte sich 1887 mit einem Strassburger Gymnasialoberlehrer verheiratet.

In der Geschichte und in der Litteratur seiner Heimat wird er unvergessen fortleben, ebenso in der Erinnerung aller derer, die ihm im Leben und Wirken näher getreten sind. . . . .»

Rathgeber ist in erster Linie ein Volksschriftsteller gewesen. Sein Bestreben war in schlichter, klarer Sprache die gesicherten Resultate der wissenschaftlichen Geschichtsforschung den weitesten Schichten «mundgerecht» zu machen. Seine Arbeiten sind aber nicht allein das Ergebnis geschickter Kompilation, er hat auch eingehende eigene Studien gemacht und eine Menge neuen Quellenmaterials veröffentlicht. Er hat dazu beigetragen die Kenntnis der noch vielfach in Dunkel gehüllten, oft nur in Bruchstücken vorhandenen Geschichte des Elsasses zu erweitern. Dem zukünftigen Geschichtsschreiber hat er zu seinem Bau wertvolle Steine geliefert. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, dass Rathgeber die strenge Kritik bei der Benützung und Beurteilung der Quellen zuweilen im Stiche liess, dass er z. B. mündlicher Ueberlieferung zu leicht Glauben schenkte. Allein die meisten seiner Bücher wollen ja keine rein wissenschaftliche sein. Er will dem Volke erzählen. Auf dem Titelblatt der meisten Schriften steht zu lesen: Ein Büchlein fürs elsässische Volk, dem evangelischen Volke erzählt, eine elsässische Volksschrift, ein Buch für Schule und Haus u. s. w. Ueberall tritt uns ein gesundes, wenn auch nicht immer scharfes Urteil entgegen. Der Hauptvorzug seiner Schilderung ist Klarheit. Befriedigt legt der Leser das Rathgebersche Buch aus den Händen.

Wir können das Lebensbild des edlen Mannes nicht schliessen, ohne einige Züge seines Charakters besonders hervorzuheben: seine edle mit frommem Sinne gepaarte Bescheidenheit, seine peinliche Gewissenhaftigkeit und stille Mildthätigkeit. Der Statthalter Freiherr von Manteuffel hatte ihm ein grosses Vertrauen geschenkt und holte sich manchmal Rat bei dem mit Land und Leuten vertrauten Manne. Allein Rathgeber hat seinen Einfluss nie zu eigennützigen Zwecken missbraucht. Im Gegenteil. Der greise Feldmarschall hatte ihm einst die frei gewordene Stelle eines geistlichen Inspektors der Inspektion St. Wilhelm anbieten lassen und den ausdrücklichen Wunsch ausgesprochen, dass er sie annehmen möchte. Rathgeber lehnte jedoch diese Ehre ab, da er nicht die zur Verwaltnng nötigen Eigenschaften zu besitzen glaubte.

In Strassburg war die hohe, etwas gebeugte Gestalt des Neudorfer Pfarrers wohlbekannt. Bei Elsässern und Eingewanderten, in der vornehmsten Gesellschaft wie bei dem be-

scheidenen Arbeiter war der liebenswürdige Mann geschätzt, dessen Biederkeit schon das gutmütige Lächeln, das sein Gesicht immer verklärte, verriet. Seine Unterhaltung war angenehm und belehrend; der weiche Klang seiner Stimme verlieh ihr einen besonderen Reiz; seine Rede floss einfach und verständlich. Er war stets hilfbereit mit Rat und That; den Wert seiner Wohlthaten wusste er durch die taktvolle Weise, in der er sie erwies, zu verzehnfachen. Er war ein liebender, fürsorglicher Familienvater. Und als in den letzten Jahren grosse, unverschuldete Geldverluste ihm manche bittere Stunde bereiteten, so fand er Trost und Freude im Kreise der Seinen, in seinen Enkeln sah er einen Ersatz für das Verlorene. Sein tolerantes, versöhnliches Wesen gegen jedermann ist schon erwähnt worden. Mit seinen katholischen Kollegen hat er stets auf dem besten Fusse gestanden. Seinen Bemühungen, welche durch die seines katholischen Amtsbruders kräftig unterstützt wurden, verdankt Neudorf seinen neuen Friedhof am Polygon.

Möge der edle Mann, der niemals jemand etwas zuleide gethan, aber selbst viel Unrecht erduldet hat, in Frieden ruhen!

Zu den schönsten Spenden die Freundeshand auf das Grab Rathgebers legte, gehört das Trauerlied, das der Lichtenberger Dichter Eduard Spach dem heimgegangenen Studiengenossen und Kollegen nachsang:

Sanft nach abgelegtem Wanderstabe,
Ruhst du nun in Gott. An deinem Grabe
Trauern, tief bewegt die lieben Deinen.
Wiedersehen ist Dir Trost beim Weinen.

Jugendfreund, den hoch geschätzt ich habe,
Gott vertraute Dir so manche Gabe:
Forscher sein und Pfarrer, treu im Kleinen —
Du verstandest, Beides zu vereinen.

Was, von ernstem Wissensdurst getrieben,
Du erforscht, gepredigt und geschrieben,
Ist, als dein Vermächtnis uns geblieben.

Vielen hast du guten Rat gegeben,
Und, nach treuem Wirken, frommem Streben,
Wird dein Name fort im Elsass leben. —

VERZEICHNIS

der Werke Fr. Julius Rathgebers,

weiland ev. Pfarrer in Neudorf bei Strassburg i. E.

zusammengestellt

von

Dr. H. Ehrismann.

A.

Monographieen, Separatabdrücke und Sammelwerke.

Theologie.

1. **Essai sur les loci communes de Melanchthon.** Thèse présentée à la Faculté de Théologie protestante de Strasbourg et soutenue publiquement le mardi 11 août 1857, pour obtenir le grade de Bachelier en Théologie. Strasbourg, Vve Berger-Levrault 1857.

2a **Réponse** aux observations publiées par M. E. Destroys. Colmar 1857.

2b **Rede**, gehalten an dem Feste der Colmarer Bibelgesellschaft am 1. November 1862.

3. **Rede** gehalten an dem Feste der Strassburger Evangelisationsgesellschaft in der St. Nicolaikirche am 14. Dezember 1854.

4. **Grabrede und Leichenpredigt**, gehalten bei der Beerdigung von Frau Salomea Lauth, geb. Krebs in Niedermodern, den 4. April 1876. Strassburg, Fischbach.

Geschichte.

a) Elsässische Kirchengeschichte.

5. **Zwei Gottesmänner von Kaysersberg.** Ein Büchlein für's elsässische Volk. Von einem Pfarrer in den Vogesen. Mülhausen, J. B. Risler, 1865.

6. **Spener et le Réveil religieux de son Epoque** 1635-1705 par Jules Rathgeber. Nouvelle Bibliothèque des Familles. Paris. Au Bureau de la Société des Traités religieux. 1868. 228 pp.

7. **Strassburg im sechzehnten Jahrhundert**, 1500—1598. Reformationsgeschichte der Stadt Strassburg dem evangelischen Volke erzählt. Bevorwortet von Karl Rudolf Hagenbach, Doctor und Professor der Theologie an der Universität Basel. Stuttgart 1871. Steinkopf. 412 Seiten.

8. **Elsässische Reformationsgeschichte.** Ein evangelisches Hausbuch. Strassburg 1885. Bull. 254 Seiten.

b) Elsässische Landes-, Städte- und Culturgeschichte, Biographie.

9. **Colmar und Ludwig XIV.** (1648—1715). Ein Beitrag zur elsässischen Städtegeschichte im XVIten Jahrhundert. Aus ungedruckten Chroniken gesammelt. Stuttgart. Kröner 1873. 211 Seiten.

10. **Colmar und die Schreckenszeit.** Ein Tagebuch und Actenstücke aus den Revolutionsjahren 1789—1796. Aus ungedruckten Quellen gesammelt. Stuttgart Kröner 1873. 111 Seiten.

11. **Münster im Gregorienthal.** Ein Beitrag zur politischen, kirchlichen und kulturhistorischen Geschichte des elsässischen Münsterthales. Bevorwortet von Aug. Stöber. Strassburg, Trübner 1874. 190 Seiten.

12. **Die Herrschaft Rappoltstein.** Beiträge zur Geschichtskunde des Oberelsasses, zum Teil aus urkundlichen Quellen. Strassburg, Wolff (Thiele) 1874. 222 Seiten.

13. **Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg.** Eine elsässische Volksschrift. Strassburg, K. J. Trübner 1876. 274 Seiten.

14. **Die Geschichte des Elsass.** Ein Buch für Schule und Haus. Strassburg, Schultz 1879. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1882. 280 Seiten.

15 **Die Geschichte des Elsass in übersichtlicher Darstellung.** Ein Leitfaden für die elsässische Schule. Schultz 1878. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1882. 77 Seiten.

16. **Zur Geschichte der Strassburger Capitulation von 1681 bis 1697.** Strassburg, Schultz 1881. 96 Seiten.

17. **Schloss Grünstein in Stotzheim.** Strassburg, Schultz 1882. 32 Seiten.

18. **Elsässische Gedenktage.** Wichtige Daten und Facten aus der elsässischen Geschichte für jeden Tag im Jahr. Strassburg, Schultz 1885. 72 Seiten.

19. **Elsässische Geschichtsbilder aus der französischen Revolutionszeit.** Ein Beitrag zur elsässischen Sittengeschichte. Basel, F. Schneider (Ad. Geering) 1886. 240 Seiten.

20. **In Strassburg vor 50 Jahren.** Eine Episode aus dem Leben Napoleons III. von J. R. Alsaticus. Strassburg, Schultz 1886. 48 Seiten.

21. **Der grosse Markgraf und seine elsässischen Minister** (von Andlau, von Berkheim, von Berstett, von Gayling, von Altheim und von Türkheim) Eine elsässische Festgabe zur Freiburger Gewerbeausstellung. Strassburg, Bull 1887. 48 Seiten.

22. **Der letzte deutsche Fürst von Hanau-Lichtenberg**, Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, ein Ahnherr Kaiser Wilhelms II. Strassburg, Schultz 1890. 50 Seiten.

23. **Strassburger Revolutionserinnerungen. Eulogius Schneider.** Grossenteils nach ungedruckten Quellen dargestellt. Strassburg, Bornemann 1891. 34 Seiten.

24. **Erinnerungen an den Prinzen Max und an die schöne Strassburger Zeit.** Strassburg, Bornemann 1892. 46 Seiten.

35. **Eine Strassbnrger Buchdruckerfamilie** (Die Levrault). Separat-Abdruck aus der Gemeindezeitung (1884, 11. u. 12.). Strassburg, Schultz 1884. 13 Seiten.

c) Bibliographie.

26. **Die handschriftlichen Schätze der früheren Strassburger Stadtbibliothek.** Ein Beitrag zur elsässischen Bibliographie. Bertelsmann, Gütersloh 1876. 216 Seiten.

27. **Statuta Academiae Argentinensis.** Das ist: Die Gesetze der alten Universität Strassburg um die Mitte des XVII. Jahrh. Zum ersten Mal mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben. Braun, Karlsruhe 1876. 94 Seiten.

28. **Thomas Murners Nova Germania.** (Ein Beitrag zur elsässischen Biographie.) Separatabdruck 1877.

29. **Ein litterarischer Fund.** Bibliothecae Publicae Argentoratensis Origo et incrementa varia. Auctore Andrea Lamejo. Ein Beitrag zur Geschichte der früheren Strassburger Universitätsbibliothek. Separatabdruck 1884. (Leipzig Harrassowitz.) Separatabdr.

Elsässische Volkskunde.

30. **Elsässischer Sprichwörterschatz.** Achthundert Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus dem Elsass. Aus dem Volksmunde entnommen, gesammelt und herausgegeben v. J. R. Alsaticus. Strassburg, Bull 1888. Zwei Auflagen. 64 Seiten.

Schöne Litteratur.

31. **Zwei Weihnachtsbäume.** Ein Büchlein für die liebe Jugend von Fl. Bungener. Aus dem Französischen übersetzt. Strassburg, Berger-Levrault 1864.

32. a) **Der Soldat und der Auswanderer.** Separatabdruck 1867.
b) **Le Soldat et l'émigrant.** Separatabdruck 1868.
c) **The soldier and the emigrant.** From french translated. (Uebersetzung einer englischen Pfarrfrau) 1869.

B.

Aufsätze, Abhandlungen, Recensionen u. s. w. in Zeitschriften und Tagesblättern. (In chronologischer Reihenfolge).[1]

1. **La Croix** (Journal de la vie chrétienne).

1863. Biographie chrétienne (le docteur Barth de Calw). N° 32. Un des hommes du réveil dans le duché de Bade. (Henhoefer). N° 40.
Compte-rendu de la fête des réunions chrétiennes du Haut-Rhin et du Bas-Rhin le dimanche et le lundi de la Pentecôte. N° 23.

---

1 Pfarrer Rathgeber hat kein Verzeichnis seiner Aufsätze u. s w. hinterlassen. Er begnügte sich damit, so oft ein Artikel von ihm erschien, ihn auszuschneiden und in eine Kiste zu legen; leider hat er es versäumt, Jahrgang und Nummer auf die Zeitungsausschnitte zu schreiben, so dass ich die ganze Bibliographie zusammenstellen musste. Kleinere Artikel, Localnachrichten sind weggelassen. Herr Paul Rathgeber, der Sohn des unvergesslichen Mannes, hat mich bei dieser Arbeit aufs eifrigste unterstützt, wofür ich ihm an dieser Stelle meinen besten Dank ausspreche. Leider mangelte es mir an Zeit, um ein chronologisches Verzeichnis der in der «Strassburger Zeitung, Elsass-Lothringschen Zeitung und Landeszeitung für Els.-



2. Evangelisches Sonntagsblatt.
(Seit 187) Elsässisches ev. Sonntagsblatt.)

1863—1864.

Des Christen Freistadt 10.
Eine Geschichte aus dem Schwedenkrieg 14.
Briefe aus Jerusalem 16. 17. 21. 24. 25.
Licht und Recht 18. 19.
Der Marburger Augenarzt 28.
Ein Besuch Josephs II. in Herrenhut 32.
Die beiden Gefangenen von Hohentwiel 36. 37.
Des Christen Schiboleth 47.
Eben-Ezer 50.

1864—1865.

Wie ist die Sclaverei in Amerika entstanden? 11.
Ein Stück wahres Christentum 15.
Eine grauenerregende Lebensversicherung 16.
Dichtung und Wahrheit 24.
Das Lutherlied 34.
Der Nürnberger Evangelist 37.

1867—1868.

Aus einem Soldatenleben (eine wahre Geschichte) 22. 24. 26 27. 28. 29.
Die Sternchen und Kreuzchen in der Bibel 46.
Der elsässische Bauernkrieg 51. 53. 54. 55.
Unbewusster Einfluss 61.
Ein Nachmittag in Kissingen 64. 65.
Ein Münsterthälerkirchenfest.

1869.

Ein Tag in Nürnberg 5. 6.
Zwei Glaubenserfahrungen 13.

1870.

Ein Opfer der Staatsklugheit 4. 5.

1871.

Wie das Interim in Strassburg abgeschafft wurde.

1876.

Moscherosch (aus Cap. I von: die Grafschaft Hanau-Lichtenberg) 31.

1879.

Das Strassburger Münster (Aus: Geschichte des Elsass) 51. 52.

1886.

Die alten Strassburger Patrizierfamilien. N° 21, S. 324.

Lothr. erschienenen Artikel herzustellen. Ich gedenke die Lücken durch einen Nachtrag auszufüllen. Zum Schlusse muss ich noch dankend der liebenswürdigen Zuvorkommenheit des Herrn Bibliothekars Dr. Marckwald von der Landes- und Universitätsbibliothek gedenken.

3. Basler Bibelblätter.

1867.

Der Soldat und der Auswanderer 3.

4. Le Témoignage.

(Journal de la Confession de l'Eglise d'Augsbourg) Paris.

1868.

Le soldat et l'émigrant 3. histoire véritable (par un pasteur des Vosges).

Chrétien-Frédéric Spittler 9. 10. (p. u. p. d. V.)

Les mérites de Spener comme catéchiste 23. 24. 26. 28. 29. (p. u. p. d. V.)

1869.

Martin Bucer. (14. 15. 16. 17. 18.) (p. u. p. d. V.)

5. Bulletin historique et littéraire de la Société du Protestantisme français. (Paris.)

1869.

Un humaniste du seizième siècle : Jacques Wimpheling. page 561 et suiv.

1870.

Suite et fin du précédent article p. 49 et suiv.

Les Huguenots du XVIe siècle, par Ad. Schaeffer.

1873.

Jean Sleidan, (avec remarques de J. Bonnet) 8.

6. Strassburger Zeitung.

Von 1870—1880.

Zahlreiche Artikel. (werden später nachgetragen.)

7. Revue d'Alsace (v. Liblin).

1870.

Un humaniste de l'école de Schlestadt p. 155.

1872.

Beatus Rhenanus p. 384.

1873.

Jean Sleidan p. 213.

1874.

L'abbaye de Pairis, dans le val d'Orbey. p. 102.

8. Strassburger Bote. (v. Aug. Schricker gegründet.)

Von 1873 ab :

Mehrere Artikel, z. B. 1875 La Brosse (Bruchstücke aus der els. Gesch. des 30jährigen Kriegs) N° 35.

9. **Alsatia** v. Aug. Stöber.

1873.

Beiträge zur Geschichte des Elsasses. Band XV.
Sechs Urkunden aus dem Münsterthäler Rothen Buche. 12.—16. Jahrhundert, mit Einleitung. Band X.

1876.

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus dem alten Hanauer Lande. Band XI.

10. **Forschungen zur deutschen Geschichte.**
(herausgeg. v. Prof. Waitz, Göttingen).

1875.

1. Der Stadt Türkheim Freiheitsbrief.
2. Aus einer untergegangenen elsässischen Chronik.
3. Aus einem alten Colmarer Kaufhausbuch.

11. **Allemania** (v. A. Birlinger).

1875. II. Band.

1. M. Nicolaus Kleins Colmarer Chronik.
2. Mundartliche Sprachproben.
3. Elsässische Orts-, Flur- und Personennamen.

12. **Grenzboten.**

1876. Band IV.

1. G. Schmoller, Strassburg im XV. Jahrhundert. (Strassburg, Trübner 1876).
2. Carl Schmidt, Gottfried von Strassburg (Strassburg, Bull, 1876).
3. Butsch, Strassburger Räthselbuch (Strassburg, Trübner, 1876), besprochen von J. R.

13. **Historische Zeitschrift** v. Sybel.

1877. Band 37.

Thomas Murners Nova Germania. (Ein Beitrag zur els. Bibliographie).

1886. Band 55.

1. Strassburger Studien von E. Martin u. Wiegand 1883—1884. Band I. u. II. (Strassb. Trübner).
2. Wimpfelings Germania, übersetzt v. E. Martin. (Str. Trübner 1884).
3. Erichson: Das Str. Universitätsfest von 1621. (Str. Bull 1884).
4. Ad. Seyboth: Essai historique sur l'organisation des incendies et du corps des sapeurs pompiers. (Str. Schultz 1883).

14. **Elsass-Lothringische Zeitung.**

1880—1884.

Zahlreiche Artikel, darunter:
Zur Geschichte des alten els. Gerichtswesens.

Ein Beitrag zur Geschichte der alten Universität Strassburg.

Georg Fr. Lachenmeyer (ein Str Gelehrtenbild aus der 1. Hälfte des Jahrhunderts.

Wie unsere Väter den Wein kauften.

Wie unsere Väter abstimmten.

Erinnerungen an Kaiser Rudolf v. Habsburg in Strassburg.

Vor dem Spitalthor . . Der grosse Kurfürst in der Schachenmühle.

Els. Beziehungen zu Berlin.

Str. Revolutionserinnerungen: a) Bei Eulogius Schneider. b) Ein Verhör bei St. Just. c) Im Lager Pichegrus.

Elsässische Volksmärchen: 2 Feuilletons a) Der Jüngling mit den goldnen Locken. b) Graumännchen.

Das ehemalige Predigerkloster in Strassburg.

Ein Predigerleben aus dem 16. Jahrhundert. (Wolfgang Musculus d. h. Mäuslin aus Dieuze. Ein Sittengemälde aus der Reformationszeit.) 6 Feuilletons.

Joh. Daniel Schöpflin. Ein Beitrag zur Strassb. Gelehrtengeschichte. 2 Nummern.

Adalbert v. Chamisso.

Els. Sprichwörter u. Redensarten.

Ein Urteil über die Elsässer und das Elsass im 2. Decennium unseres Jahrhunderts

Die elsässischen Dinghöfe.

Episoden aus der französischen Revolutionszeit. (Aus den Memoiren des Schauspielers Fleury).

Der Prinz Max.

Deutsche Treue. Die deutschen Regimenter im Dienste Frankreichs.

Zur els Kalenderlitteratur

Wie Schlettstadt französisch wurde.

Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugendzeit von Ernest Renan. Autorisierte Uebersetzung von St. Born Basel, Bernheim 1883.

Zur els. Litteratur: E. de Bouteiller et Eug. Hepp. Correspondance politique adressée au magistrat de Strasbourg par ses agents à Metz (1594-1683). Tirée des archives municipales de Strasbourg et publiée pour la première fois avec notes explicatives et tables. Paris. Berger-Levrault. 1882

Theologische Litteratur: Die lutherischen und calvinischen Kirchenstrafen gegen Laien im Reformationszeitalter. Zugleich ein Beitrag zur Kulturgeschichte v. Dr. G. Galli. Breslau 1879.

15. Kreuzzeitung.

1881.

Die Strassburger Capitulation von 1681 (41).

1882.

Hexenprozessprotocolle aus Deutschlothringen (3).

1882.

J. H. Lambert 11. 13.

1885.

Ein Stiller im Lande. Ein Beitrag zur Geschichte des Mystizismus im Elsass. (Kaspar Wegelin) 38. 39. 40.

1886.

Egenolf Friedrich Röder v Diersburg (Ein evang. els. Ritterbild aus dem 16. Jahrhundert (13).

16. Gemeindezeitung.

(Litterarische Beilage, Haus u. Welt von 1883 bis 1. April 1884).

1881.

1. Die alte Hanauische Sabbatordnung (32).
2. Die Strassburger Capitulation vom 30. Sept. 1681 (40).
3. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Annexion: Die Zerstörung von Hagenau 1677 (44).
4. Elsässische Sprichwörter u. Redensarten (47. 48. 49. 50. 51).

1882.

1. Elsässischer Necrolog (Ernst v. Neyremand) (3).
2. Els. Sprichwörter u. Redensarten (von 3 bis 44).
3. Das Ende des Mordbrenners La Brosse (4).
4. Der Wagkeller in Colmar (14).
5. Els. Eigennamen (Rufnamen) (17).
6. Mancherlei aus dem Elsass: a) der Flurname Oster. b) Die Sperrnacht (18).
7. a) Aus einer Kirchenchronik. b) Am Hungertuch nagen (19).
8. Els. Hof- und Zunamen 25.
9. Alte evangelische Gottesdienstordnung in Colmar im 16. Jahrhundert (27).
10. Historische Notizen über das Schloss Grünstein in Stotzheim (32).
11. Aus einer alten Chronik (Wohlfeile — Theuere Zeiten) (36).
12. Allerlei aus dem Münsterthale (40).
13. Schloss Hohnack (41).
14. Ein Weibertag (42).
15. Ein els. Friedensgedicht aus dem Jahre 1814 und sein Verfasser (Gottfried Schweighäuser) (43).

1883.

(Haus und Welt).

1. Zwei els. Gedichte von Ch. Engelhardt (3).
2. Moritz u. Charlotte Engelhardt (7).
3. Landolin Ohnmacht Bildhauer (8. 9).
4. Johann Reubel, ein els. Lebensbild aus der Revolutionszeit (11).
5. Der Strassburger Contades (17).
6. Franz Joseph Westermann, ein els. Revolutionsmann (21).
7. Der Broglieplatz in Strassburg und die Broglies. (22).
8. Das els. Volkslied vom schönen Kohlebürebüe. (23).
9. Tripstrill (33).
10. Fürdenheim und die Familie Reisseisen. (34).

1884.

1. Eine Strassburger Buchdruckerfamilie (Die Levrault) (11. 12).
2. Aus einem els. Malerleben (Urban Guérin) (23).
3. Alte Häuser Strassburgs (28).
4. Ein els. Prediger- und Wanderleben (Chr. K. Gambs) (30).
5. Etwas aus der els. Schulgeschichte (N° 35).
   a) Die lateinische Schule in Reichenweyer.
   b) Eine Erinnerung an einen alten Buchsweiler Gymnasiallehrer (David Seybold).
6. Eine els. Handschriftensammlung. (37).

17. Strassburger Post.

1882.

1. General Klebers Jugendjahre (64. 65. 66).
2. Der Präfect Lezay-Marnesia Ein Friedensbild aus kriegerischer Zeit: Motto: Je veux être jugé d'après mes intentions (83. 86. 87).
3. Ein ober-elsässischer Schriftsteller (174).
4. Nekrolog des Oberlehrers Dr. Weisser zu Wasselnheim (100).
5. Engelbach und Weyland, Goethe's Studien- und Jugendgenossen (115).
6. Zur Erinnerung an Dr. Gustav Mühl (116).
7. König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage. Von Dr. J. H. Albers. (Beilage zum Programm der Realschule zu Wasselnheim i. E. Worms 1882.) (174).

1883.

1. Georg Friedrich Lachenmeyer. Ein Strassburger Gelehrtenbild aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. (80).
2. Der letzte Fürstbischof von Strassburg. Louis René Eduard Kardinal von Rohan. Ein Sittengemälde aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. (156. 157. 158. 159. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 168. 169. 170).
3. Zur Geschichte der Strassburger Kapitulation von 1681. — Drei Männer aus jener Zeit. (165).
4. Ein Ausflug nach Erwins von Steinbach Geburtsort. (187).
5. Ein elsässischer Reitergeneral. Feldmarschall Wurmser 1724—1797. (236).
6. Ein Beitrag zur Lutherfeier. (288).
7. Zur elsässischen Literatur. Die Mundart des Münsterthales von W. Mankel. Strassburg, Trübner 1883. (291).
8. Ein Beitrag zur französischen Annexionsgeschichte der Stadt Colmar. (39).
9. Ein Nachkomme Luthers in Strassburg. (293).
10. Eine Strassburger Patrizierfamilie. — Bernhard Friedrich von Türkheim und sein Haus. (297—99. 301—3).
11. Zur Lutherfeier. — Die Lutherstätten in Mansfeld. (311).
12. Leichenfeier des † Inspektors Riff in der Ruprechtsau. (315).
13. Zur elsässischen Literatur. Auf der Neige des Lebens oder von dem gegenwärtigen und dem zukünftigen Leben. Von Adolph Schaeffer, Dr. der Theologie und Konsistorial-Präsident. (360).

1884.

Zwei Generäle aus dem Elsass. — (Baron Johann Adam Schramm und Graf Paul Schramm) (63).

Nekrolog über August Stöber (81).

Die Baronin von Oberkirch nach ihren Memoiren geschildert. — Ein Beitrag zur Geschichte des vorigen Jahrhunderts — (98. 99).

Elsässische pia desideria zur Chamissofeier auf Nideck (183).

Zur Züricher Hirsebreifahrt vom 5 Juli 1884 (196).

Deutsche Abkunft des Generals Kleber (201).

Zur Goethe-Literatur (207).

Erhaltung geschichtlicher Denkmäler in Elsass-Lothringen (198).

Zur Erinnerung an August Stöber (211).

Zur elsässischen Literatur. Geschichte des Neuhofes bei Strassburg. Eine historische Skizze nach ungedruckten Dokumenten des Stadtarchivs von Rudolf Reuss. Strassburg, C. F. Schmidt's Universitätsbuchhandlung 1884. — (212).



Ein Besuch im Colmarer Museum zu Unterlinden (241).

Der Münzhof von Strassburg (280).

Die alte Strassburger Universität zu Ende des vorigen Jahrhunderts (292).

Zur theologischen Literatur. Les Bibles et les Initiateurs religieux de l'humanité, par Louis Leblois de Strasbourg. Paris, librairie Fischbacher 1884 (308).

Zur elsässischen Literatur. Petit livre pour tous; ou de l'art de bien vivre et de bien mourir. Par. Ad. Schäffer, licencié ès lettres et Docteur en théologie Paris, librairie Fischbacher (339).

Zur Stöberliteratur (362).

Elsässische Gedenktage 1884 erschienen in folgenden Nummern: 1. 6. 14. 20. 41. 48. 55. 62. 69. 76. 83. 34. 27. 90. 97. 104. 110. 117. 124. 131. 138. 145. 152. 158. 165. 172. 179. 186. 193. 200. 207. 214. 221. 228. 235. 242. 249. 256. 263. 270. 277. 284. 291. 300. 305. 312. 319. 326. 333. 347. 340. 354 360.

1885.

Ueber Ursprung und Benennung einiger deutschen Münzen (3).

Zur elsässischen Literatur. Ein Beitrag zur Geschichte der früheren Strassburger Universitätsbibliothek (4).

Moritz Thiébaut: Supplément au Strasbourg illustré und Stöber: Neue Alsatia (49).

König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage, besonders des Elsass und der Pfalz. Von Dr. J. Albers. — 2. Auflage, Kaiserslautern, Verlag von H Kayser (73).

Les Bibles et les Initiateurs de l'humanité par L. Leblois. Livre troisième, vol. II. 2. Ouvrage orné de dessins, de cartes et de planches hors texte. Paris, Fischbacher 1885 (80).

Artikel über die Anbringung einer Gedenktafel am Generalkommando zur Erinnerung an die Landgräfin Karoline von Hessen (90).

Geschichte der evangelischen Gemeinde zu Reichenweier (Ober-Elsass) von Ed. Ensfelder, Pfarrer in Reichenweier. — Separatabdruck aus der Vierteljahrsschrift: Beiträge zur Kirchengeschichte des Elsass. 5. Jahrgang Strassburg 1885. Bei E. A. Vomhoff (117).

Leichenfeier des † Pfarrers Ludwig Heinrich Scheffer zu Strassburg (138).

Artikel über die Goldene Hochzeitsfeier des Herrn Chr. Hackenschmidt und Frau Luise Urban, den 7. Juni 1885, zu Strassburg (168).

Die Baronin von Krüdener und ihre Beziehungen zum Elsass (174).

Das goldene Buch von Strassburg von J. Kindler von Knobloch. I. Mit 23 Wappentafeln. Wien, Verlag des Verfassers 1885 (176).

Dr. Sebastian Schmidt von Lampertheim. Professor und Präses des Kirchenconvents in Strassburg. — † 1696. Geschildert nach unbenutzten Manuskripten und Urkunden, mit besonderer Bezugnahme auf die Eroberung Strassburgs durch Ludwig XIV. und die dadurch den Lutheranern bereiteten Bedrückungen, von Wilhelm Horning, Pfarrer an Jung St.-Peter. Selbstverlag des Verfassers (197).

Beziehungen der Fürstlich Hohenlohe'schen Familie zur Stadt Strassburg (204).

Besprechung des christlichen Volkskalenders für 1886. Herausgegeben von der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth a. Rhein (211).

Beiträge zur alten Strassburger Geschichte. — Vom Polygon (234).

Der Zimmerhof in Strassburg (237).

Kleidertracht der evangelischen Geistlichen in Strassburg (245).

Eine elsässische Volkssage. — Der Graf und die Müllerstochter (250).

Aus der Revolutionszeit. — Das Strassburger Münster wird Tempel der Vernunft (267).

Charles Stähling Vater: Histoire contemporaine de la ville de Strasbourg et de l'Alsace depuis 1830 à 1852. Paris, Fischbacher (300).

Die fürstliche Familie von Hohenlohe in Strassburg (301).

Friedrich Theodor Horning, Pfarrer an der Jung St.-Peter Kirche. Lebensbild eines Strassburger evangelisch-lutherischen Bekenners des 19. Jahrhunderts. Von Wilhelm Horning, Pfarrer an Jung St.-Peter. Mit Brustbild u. Autograph. 4. vermehrte Auflage. Strassburg, Selbstverlag 1885 (346).

Dr. Johann Dorsch Professor der Theologie zu Strassburg im 17. Jahrhundert. Ein Lebenszeuge der lutherischen Kirche, geschildert nach unbenutzten Urkunden und Manuskripten von Wilhelm Horning Pfarrer an der Jung St.-Peterkirche zu Strassburg. Strassburg, Selbstverlag 1886 (355).

Stanislaus Lescynski 1677—1766. Ein Fürstenleben aus dem vorigen Jahrhundert (217—240).

Die Baronin von Krüdener und ihre Beziehungen zum Elsass. Ein religiöses Sittengemälde aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Grösstenteils aus ungedruckten Quellen (143—158).

Eine elsässische Adelsfamilie. — Baron Karl Stephan Christian August von Gayling von Altheim und Familie (174).

1886.

Der Gefängniss-Prediger bei den gedeckten Brücken. — Strassburger Revolutions-Erinnerungen nach einer Familien-Ueberlieferung (67).

Bibliographie. Anzeige einer neu erscheinenden religiösen Zeitschrift: Monatsblatt für Christen Augsburgischer Konfession — und — Besprechung des dramatischen Werkes: Elsässer Bauernkrieg von Karl Schanz (83).

Friedrich von Dietrich und Rouget de l'Isle. Ein Beitrag zur Geschichte der Marseillaise (138).

Zur elsässischen Heraldik. Das goldene Buch von Strassburg von J. Kindler von Knobloch. II Mit 23 Wappentafeln. Wien, Verlag des Verfassers (145).

Zur elsässischen Kirchengeschichte. (Dr. Balthasar Bebel, Professor der Theologie und Münsterprediger zu Strassburg im 17. Jahrhundert.) Geschildert nach unbenutzten Urkunden und Manuskripten von Wilhelm Horning, Pfarrer an der Jung St.-Peter Kirche zu Strassburg. Mit einem Brustbilde. Strassburg, Vomhoff in Commission (210).

Ein Kleeblatt Rappoltsteinischer Gräfinnen aus dem 17. Jahrhundert von W. Horning (254).

Stammbaum des Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta bezüglich der Ahnen im Elsass (258).

Les Bibles et les Initiateurs religieux de l'humanité par Louis Leblois de Strasbourg. Livre quatrième. vol. II 3. (tome V) ouvrage orné de dessins, de cartes et de planches hors texte. Paris, Fischbacher (273—275).

Ein Kalender von Maria Rebe — Vogesengrün — Ein elsässischer Familien-Kalender von Maria Rebe 1887. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) (281).

Zur alten Strassburger Geschichte (286).

Le bonheur ou esquisse d'une apologie rationelle du christianisme par Ad. Schaeffer, Licencié ès lettres et docteur en théologie. 2 édition, revue et augmentée de lettres inédites de V. Hugo, St. Beuve, Montalembert, Lacordaire, G. Sand, E. About et Wernert. Paris, Fischbacher (287).

Eine Millionenerbschaft (Thierry) (309).

Zur elsässischen Dialektliteratur (Arnold, Stöber, Hirtz, Hartmann u. A.) (338).

Gedanken und Bemerkungen über das Strassburger Armenwesen (355).

In Strassburg vor fünfzig Jahren (58—88).

1887.

Ein Strassburger Aktenstück aus dem 16. Jahrhundert (84).

Briefe von Strassburger Reformatoren, ihren Mitarbeitern und Freunden über die Einführung des «Interims» in Strassburg (1548—1554). Herausgegeben von Wilhelm Horning, Pfarrer an Jung St.-Peter in Strassburg 1887. Vomhoff (108).

Artikel über das Facsimile des berühmten Widerrufs des Edikts ven Nantes (113).

Elsässische Volksschriften. I. Heft. Wie Schloss Lichtenberg zur Ruine wurde. Kriegserlebnisse von Eduard Spach. Mit einer Ansicht von Lichtenberg. Strassburg, Heitz und Mündel 1887. — II. Heft. Berg auf und Berg ab. Erzählung von Maria Rebe. Strassburg, Heitz und Mündel 1887 (138).

Fragments des anciennes Chroniques d'Alsace. I. La petite chronique de la Cathédrale. La chronique Strasbourgeoise de Sébastien Büheler. Fragments recueillis et annotés par l'abbé L. Dacheux. Strasbourg (217).

De la vie sociale, politique et religieuse des Nations modernes par l'abbé Joseph Burg, Docteur en Théologie. Rixheim, Imprimerie de A. Sutter 1886 (236—238).

Die Annexion des Elsasses durch Frankreich und Rückblicke auf die Verwaltung des Landes vom Westphälischen Frieden bis zum Ryswicker Frieden (1648—1697). Vortrag gehalten am 2. Mai 1887 im staatswissenschaftlichen Verein zu Strassburg i. E. von Herrmann Freiherrn von Müllenheim-Rechberg. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel) (222).

Historische Notizen über die astronomische Münsteruhr zu Strassburg nebst einer ausführlichen Beschreibung des mechanischen Werkes und einer Abbildung in Farbendruck. Strassburg, Druck u. Verlag von Ed. Hubert (237).

Zur Strassburger Familiengeschichte. (Böswillwald, Brackenhoffer, Edel, Flach, Heitz, Hemmet, Herrenschmidt, Kern, Lauth, Oppermann, Pfeffinger, Redslob, Sengenwald, Spielmann, Türkheim) (279).

Dr. Johann Marbach, Pfarrer zu St. Nicolai, Münsterprediger. Professor und Präsident des lutherischen Kirchenconvents in Strassburg (1545—1581). Von Wilhelm Horning, Pfarrer an Jung St.-Peter. Beiträge zu dessen Lebensbild mit Bezugnahme auf die Reformatoren Zell, Butzer, Hedio und Capito. Mit dem Brustbild Marbachs und dem Bilde seines Wohnhauses hinter der St. Nicolai Kirche. Strassburg, Vomhoff in Commission (280. 281).

Die Evangelisation in Elsass-Lothringen (355).

Erinnerungen an Pfarrer Carl Christian Gambs (30. 37).

1888.

Dunkle Blätter der Elsässischen Kirchengeschichte. Die Leiden der Evangelischen in der Grafschaft Saarwerden (Kantone Saarunion und Drulingen im Elsass). Reformation und Gegenreformation 1557—1700. Nach den Quellen erzählt von Gustav Matthis, Pfarrer in Eyweiler. Mit einer Karte der Grafschaft Saarwerden, Heitz u. Mündel 1888 (98).

Ein Kranz auf August Stöbers Grab. Auguste Stöber, sa vie et ses oeuvres par le Docteur Henri Ehrismann. — Extrait du bulletin du Musée historique de Mulhouse. Mulhouse, imprimerie Veuve Bader et Co. 1887 (111).

Zur bevorstehenden Säkularfeier des Strassburger Protestantischen Gymnasiums (160)

Das kirchliche Wahlverfahren zur theilweisen Erneuerung der Presbyterialräthe und der Konsistorien in der Kirche Augsburgischer Konfession in Elsass-Lothringen. Von Pfarrer Engelmann. Rezension (165).

Die reformierte Gemeinde und ihr Tempel. Eine Strassburger Säkularfeier (225).

Die französische Kolonie Friedrichsdorf bei Frankfurt a. M. (236).

Les Bibles et les Initiateurs religieux de l'humanité par Louis Leblois de Strasbourg Livre V, volume III. Motto. Que la lumière soit! Genèse 1,3. Ouvrage orné de dessins, de cartes et de planches (259).

Zur elsässischen Literatur. Die fünf Bücher Mose, der Jehovah Kultus. — Der Talmud. (260—262).

1888 ferner

Zur elsässischen Schul- und Kirchengeschichte. Wilhelm Horning, Pfarrer an Jung St.-Peter in Strassburg. Aus dem lateinischen Briefwechsel von Melanchton, Brenz, Chemnitz, Jacob Andreä, Sulzer, Cyriacus Spangenberg, Paul Eber, David Chyträus, Hesshusius, Flacius Illyricus u. A. mit Dr. Johann Marbach, Präsident des Kirchenconvents, Professor der Theologie und Pfarrer an St. Nicolai in Strassburg 1545—1581. Als Anhang zu Marbachs Lebensbild, Strassburg 1888. Selbstverlag (232).

Wilhelm Horning. Urkundliches über die Jung St.-Peterkirche und -Gemeinde. I. Strassburg 1888. Vomhoff (235).

Kirchengeschichtliches. Erich Horning, evangelisch-lutherischer Pfarrer in Deutsch-Thierau bei Elbing (1696 - 1754), Reinhold Horning, evangelisch-lutherischer Pfarrer in Rarent-Palchan bei Virschan (1738—1754). Geschildert von Wilhelm Horning, Pfarrer an Jung St.-Peter in Strassburg Strassburg, Selbstverlag (320).

Leichenbegängniss des Pfarrers Roser zu Strassburg (342).

Zur elsässischen Literatur. Kindheit und Jugend-Erinnerungen von Dr. F. Bruch. Aus seinen schriftlichen Aufzeichnungen, mitgeteilt von Th. G. Mit 3 Radirungen von E. G. Strassburg, J E. Heitz (Heitz u. Mündel) 1889 (358).

1889.

August Stöber. Vortrag, gehalten im Vogesenclub von Dr. H. Ehrismann (20).

Marie Antoinette's Einzug in Strassburg. Ein Sittengemälde aus dem vorigen Jahrhundert nach den Aufzeichnungen eines deutschen Fürsten (45-48).

Die Notwendigkeit und Nützlichkeit von Kochschulen in grossen Städten (86).

Nekrolog des am 15. Mai 1889 zu Barr verstorbenen Pfarrers Appel (137)

Nekrolog des zu Wasselnheim verstorbenen Stadtpfarrers Rohr (147).

Elsässische Revolutionserinnerungen. Der letzte Strassburger Prätor (179).

Eduard Goguel. Sein Leben und Wirken (193).

Strassburger Revolutionserinnerungen. General Klinglin. 21. Juli 1789 (200).

Die frühere Strassburger Pfalz (209).

Voyages aux châteaux historiques des Vosges septentrionales par Henry Ganier et Jules Froelich (224).

Der Grosse Kurfürst in Strassburg (13.—16. Oktober 1674) (284).

Die Falkenhayn im Elsass (291).

Joachim Stoll, Hofprediger der Gräflichen Herrschaft von Rappoltstein und Pfarrer in Rappoltsweiler. Ein Lebenszeuge der evangelisch-lutherischen Kirche im 17. Jahrhundert (1647—1668). Nach unbenutzten Urkunden von Wilhelm Horning, Pfarrer an Jung St.-Peter. Strassburg i. E 1889. Selbstverlag des Verfassers (300).

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens. Herausgegeben von dem historisch-literarischen Zweigverein des Vogesenclubs, V. Jahrgang, Strassburg, Heitz u. Mündel. (302).

Sektirer und Separatisten in Elsass-Lothringen Sektenthum und Separatismus im jetzigen kirchlichen Leben der evangelischen Bevölkerung Elsass-Lothringens von A. Frölich, Pfarrer in Hürtigheim. Strassburg, J. E. Heitz, (Heitz u. Mündel (305).

1890.

Ein Uhrahne des Kaisers Wilhelm II. Johann Jakob der Letzte derer von Rappoltstein, ein frommer lutherischer Graf im Elsass 1598—1673. Aus unbenutzten Urkunden und Manuskripten von W. Horning, Pfarrer zu Strassburg. Mit einem Brustbilde. Rappoltsweiler 1890. In Commission bei A. Lutz (4).

Nekrolog des Pfarrers Emil Nied. Pfarrer und Konsistorial-Präsident zu Strassburg. Artikel über den Kirchenhistoriker Karl August Hase und über den Professor Dr. Eduard Reuss (6).

Evangelischer Kirchenkalender für Elsass-Lothringen. Rezension (26).

General Kleber. Ein Münchener Kadett. (Neue Forschungen und Ergebnisse über Kleber und dessen Familie) (75).

Artikel über die Beerdigung des Pfarrers Holl zu Eckbolsheim und daran anknüpfend: Besprechung seiner reichhaltigen und vollständigen Bibliothek, welche sehr werthvolle und äusserst seltene Sachen über elsässische Literatur und Geschichte und über die französische Revolution enthält (84).

Zum historischen Wörterbuch für Elsass-Lothringen (98).

Zur 50jährigen Jubelfeier von Dr. Adolf Stöber, 13. April 1890 (102).

In der Handschriften-Gallerie : Lettres authographes comprenant la collection de M. Alfred Bovet, décrites par Etienne Chavaray. Ouvrage imprimé sous la direction de Fernand Calmet. Paris, Librairie Chavaray frères (109).

Zur elsässischen Kirchengeschichte. Urkundliches über die Kirche Jung St.-Peter in Strassburg II. Theil und die Jung St.-Peterkirche und ihre Kapellen, mit besonderer Berücksichtigung der restaurierten Zornkapelle (112).

Geschichte der evang. Kirche des Elsass in der Zeit der französischen Revolution 1789—1802. Von J. Schneider, Pfarrer in Oberbetschdorf. Strassburg, C. F. Schmidts Universitätsbuchhandlung Fr. Bull 1890 (150).

Die Kleberfeier am 14. Juni 1840. Aus den Erinnerungen eines alten Strassburgers (164).

Johannes Calvin als erster Pfarrer der reformierten Gemeinde zu Strassburg Nach urkundlichen Quellen von Ed. Stricker, evangelischer reformierter Pfarrer. Strassburg, Heitz u. Mündel 1890 (164).

Das Gutenbergfest am 24.—26. Juni 1840. 50jährige Erinnerungen eines alten Strassburgers (175—177).

Strassburger Erinnerungen an Kaiser Napoleon I., 14. Juli 1815 (194).

Les Bibles et les Initiateurs religieux de l'humanité par Louis Leblois de Strasbourg, livre sixième, volume IV. (223).

Biblische Forschungen (224).
Drei kriegerische Bilder des alten Strassburgs (262).
Adolphe Schaeffer, Menus propos d'un convalescent. Paris, Grassart éditeur 1890 (269).
Die Aufhebung des conseil souverain d'Alsace am 30. September 1790 (271).
Kaiser Napoleons Leichenfeier in Paris. Zur Erinnerung an den 15. Dezember 1840 (347).
Zur elsässischen Kalenderliteratur. Betrachtungen eines Kalenderfreundes (359).

1891.

Stoeberiana (25).
Zur elsässischen Bibliographie. Adolphe Schäffer. Christianisme ou esquisses religieuses et morales. Lausanne, F. Payot. Paris, Grassart. Strassburg, Treuttel & Würtz (53).
Professor Dr. Ed. Reuss † (105).
Zur Strassburger Revolutionsgeschichte. Erinnerungen an Eulogius Schneider (165—171).
Die deutschen Regimenter in französischen Diensten (241—245).
Zur elsässischen Kirchengeschichte. Das Schiff von Jung St.-Peter in Strassburg Urkundliche Beiträge zur Geschichte desselben aus sechs Jahrhunderten (1200 bis 1700)) von Wilhelm Horning, Pfarrer an der Jung St.-Peterkirche. Strassburg 1891. Selbstverlag (252).
Die Grafen von Ribaupierre (253).
Die Beziehungen der Juden zur französischen Revolution. 27. September 1791 (268).
Studiendirektor Bronner † (272).
Küchenzettel und Regeln eines Strassburger Frauenklosters des 16. Jahrhunderts, herausgegeben von Ferdinand Reiber (283).
Zur elsässischen Reformationsliteratur (297).
Eine elsässische Gedenkfeier. Der Strassburger Reformator Martin Butzer (11. November 149) (310).
Beziehungen der Röder von Diersburg zum Elsass (314).
Zur elsässischen Literatur. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens Herausgegeben von dem historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesenclubs. VII. Jahrgang. Strassburg, Heitz & Mündel 1891 (316).
Zur elsässischen Literatur. Strasbourg et Bologne. Recherches biographiques et litéraires sur les étudiants alsaciens immatriculés à l'université de Bologne de 1289 à 1562, par P. Ristelhuber. Paris, Leroux éditeur (326).
Eine Strassburger Erinnerung an den Napoleonischen Staatsstreich. 14. Dezember 1851 (346).

1892.

Artikel über die bevorstehenden kirchlichen Wahlen in Elsass-Lothringen im Jahre 1892 und Hinweis auf das Engelmann'sche Werkchen hierüber (10).
Artikel über: Strasbourg historique et pittoresque depuis son origine jusqu'en 1870. (35).
Kurze Rezension über das Werk des Archivrathes Dr. Schulte: Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693-1697 (48).
Zur elsässischen Kirchengeschichte Kirchenhistorische Nachlese oder Nachträge zu den Beiträgen zur Kirchengeschichte des Elsass

(7 Jahrgänge) und Biographieen der Strassburger lutherischen Theologen: Marbach, Pappus, J. Schmidt, Dannhauer, Dorsch, Bebel, S. Schmidt. Spener, u. s. w von Wilhelm Horning, Pfarrer an Jung St.-Peter in Strassburg. Strassburg, Heitz u. Mündel 1891 (73).

Eine Erinnerung aus dem Elsass an den Grossherzog Ludwig IV. von Hessen (83).

Das Aubette-Gebäude in Strassburg. Geschichtliche Erinnerungen (88).

Besprechung des evangelischen Kirchenkalenders für Elsass-Lothringen 1892. Herausgegeben von C. Fr. Bögner. Strassburg, Friedrich Bull (93).

Die Marseillaise nach Geschichte und Legende. Eine Erinnerung an den 25. April 1792 (114–115).

Eine Revolutionserinnerung (28. April 1792). Artikel über die Erfindung und Verwendung der Guillotine (118).

Geschichtlicher Rückblick anlässlich der Abtragung der alten Festungswerke an der Finkmattkaserne (123).

Ferdinand Reibers Schrift: le centenaire de la Marseillaise. Strassburg, Fischbach (124).

Artikel über die Gründung und Entwickelung des Diaconissenhauses zu Strassburg (139).

Les chroniques strasbourgeoises de Jacques Trausch et de Jean Wencker. Les annales de Sébastien Brant. Fragments recueillis par l'abbé L. Dacheux. Strasbourg, imprimerie strasbourgeoise ant. R. Schultz & Cie. 1892 (190).

Der Tuilerienstürmer Joseph Westermann. Zur Erinnerung an den 10. August 1792 (221).

Artikel über den Herrn Appellationsgerichtsrath Dr. Karl Kern, anlässlich seiner Abreise nebst Familie aus Strassburg nach der Schweiz (227).

Nekrolog des Sammlers Ferdinand Reiber (229).

Besprechung des Werkchens des Kgl. Baierischen Hauptmanns Friedrich Teicher: Führer über das Schlachtfeld Ampfing-Mühldorf nebst Kraiburg und Umgebung (243).

Beerdigung des Pfarrers Rittelmeyer zu Grafenstaden (244).

Jahresbericht 1891/92 der Emeritatsgesellschaft der evangelischen Pfarrer in Elsass-Lothringen (247).

Jahresbericht von 1891 der allgemeinen Wittwen- und Waisenkasse der Pfarrer der Kirche Augsburgischer Konfession in Elsass-Lothringen zu Strassburg (240).

Artikel über die Auflösung des theologischen Kasinos zu Strassburg (270).

Artikel über die Stadt Bischweiler, bezüglich ihrer Beziehungen zu den Fürsten von Zweibrücken-Birkenfeld (283).

Ernennung des Hrn. Pfarrers Knittel zu Strassburg zum geistlichen Inspektor der St. Thomas-Inspektion (286).

Ein Strassburger Gedenktag aus der Revolutionszeit 7. November 1792 (310).

Adolf Stöber † (314)

Pfarrer Hauth in Sulz u. W. † (314).

Recension des 8. Jahrganges des Jahrbuchs für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens, herausgegeben von dem historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesenclubs (319).

Adolf Schäffer. Un presbytère alsacien en 1840. Lausanne F. Payot, éditeur, Paris, Grassart, éditeur 1893 (341).

Zur elsässischen Kirchengeschichte. Philipp Jacob Spener. Von lic. theol. Paul Grünberg. Pfarrer an Alt St.-Peter in Strassburg. Bd. I.. Goettingen, Vandenhoeck & Rupprecht. 1893 (344).

Erinnerungen an den Prinzen Max und an die schöne Strassburger Zeit 1777—1789 (255—261).

Die Kanonade von Valmy und des Marschalls Kellermann Beziehungen zum Elsass. Zur Erinnerung an den 20. September 1792. (262—263).

1893.

Revolutionserinnerungen aus dem alten Hanauer Land. General Helmstetter 27. August 1793 (237).

Der letzte deutsche Fürst von Mümpelgard. 10. Oktober 1793 (282—290).

Elsässische Revolutionschronik. 1889, 1890, 1891, 1892, 1893, 1894, erscheint täglich bis 1895.

18. Deutsch-evangelische Blätter
von Beyschlag u. Wolters.

1883 (Band 8).

Die Schicksale des Protestantismus in Pfalzburg.

19. Centralblatt für Bibliothekwesen
(herausgeg. von O. Hartwig und K. Schulz) Leipzig.

1884, Band 1.

Ein litterarischer Fund. (Bibliothecae publicae Argentoratensis Origo et incrementa varia. Auctore Andrea Lamejo. Ein Beitrag zur Geschichte der früheren Strassburger Universitätsbibliothek).

20. Landeszeitung für Elsass-Lothringen
von 1884—1889. Zahlreiche Beiträge, darunter:

1. 1884 (4. 10. 25. 33. 40.) Aus Andreas Lamey's eigener Lebensbeschreibung.
2. Biographies alsaciennes et portraits en photographie par Ant. Meyer. Colmar 1886.
3. 1886, (214) Les Bibles et les Initiateurs religieux de l'humanité par Leblois.
4. 1886, (249, 255). Das Schulwesen in Strassburg vor der Gründung des protestantischen Gymnasiums 1538, von Karl Engel. Strassburg, Heitz & Mündel 1886.
5. Die Schicksale einer Strassburger Bibliothek.
6. Die Strassburger- und Petersburger Blessigstiftung.
7. 1886, Schicksale eines elsässischen Landedelmannes, 6 Nummern. (Selbstbiographie von Joh. Reinhard v. Gayling, der im 17. Jahrhundert lebte.)
8. 1886, Nekrolog (Prof. C. Cunitz).
9. Zur Strassburger Kirchengeschichte. L'Eglise française de Strasbourg au XVIe siècle, d'après des documents inédits, par Alf. Erichson. Bull. 1886.
10. Geschichte der evang. Gemeinde zu Reichenweier im Ober-Elsass, von Ed. Ensfelder, Pfarrer in Reichenweier. Strassburg, Vomhoff 1885.
11. Zur elsässischen Litteratur. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens. I. Jahrgang. Strassburg, Heitz u. Mündel 1885.

12. Desgleichen. II. Jahrgang u. s. w. bis 1889.

13. 1888, (66). Zur elsass-lothringischen Literatur. Die Leiden der Evangelischen in der Grafschaft Saarwerden (Kanton Saarunion u. Drulingen). Reformation und Gegenreformation 1557—1700, nach den Quellen erzählt von Gustav Matthis, Pfarrer zu Eyweiler. Mit einer Karte der Grafschaft Saarwerden. Srassburg, Heitz u. Mündel 1888.

14. 1888, (100). Ein Kranz auf August Stöbers Grab. Auguste Stœber. Sa vie et ses œuvres par le docteur H. Ehrismann. Extrait du Bulletin du Musée historique de Mulhouse (1886 et 1887). Mulhouse Bader 1887.

15. 1888, (25) Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsass-Lothringen. 7. Heft. Zu Strassburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776 von Dr. Froitzheim. Strassburg, Heitz u. Mündel 1888.

21. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur in Elsass-Lothringen.

(Herausgeg. vom Vogesenclub) Strassburg.

I. 1885: III. Aus dem Unter-Elsass; IX. Mundartliches.
IV. 1888: V. Die Schicksale einer Strassburger Bibliothek.
V. 1889: II. Das Elsass bei dem Ausbruch der französischen Revolution.
VI. 1890: VIII. Einige ungedruckte Gedichte von Aug. Stöber. XIII. Elsässische Sprichwörter u. sprichwörtliche Redensarten.
VII. 1891: VII. Aus einer Familienchronik. Bilder aus dem 30jährigen Krieg; VIII. Zwölf ungedruckte Briefe von Pfeffel; IX. Elsässische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten.
VIII. 1892: V. Die Strassburger und die St. Petersburger Blessigstif ung; VIII. Volksmundartliches aus dem Elsass;.
IX. 1893: (nach dem Tode Rs. erschienen); VI. Elsässische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten.

22. Allgemeine Zeitung (München).

1890 Nr. 289 und folgende: August Stöbers Leben und Wirken (eine Ueberarbeitung von Aug. Stöber. Sa vie et ses œuvres von H. E.).

23. Strassburger Tageblatt.

1890, Nr. 2. Der Marschall von Contades und einige andere Artikel.

24. Meyers Conversationslexicon (III. Auflage).

Eine Reihe historischer Artikel über das Elsass in den Bänden VIII, IX, X, XI, XII, XIV, XV.

25. D'r Maiselocker und Maikäfer (Strassburg).

Eine Reihe von Artikeln.



X.

D'r Unkel.

Comédie in ein Akt

von

D. G. A. Horsch.

Personen:

Delphine, e jungi Frau.
Edmund, ihr Mann.
D'r Unkel Daniel, ihr Unkel.
Josephine, 'm Unkel sinni Magd.

Der Schauplatz stellt einen Garten dar; links (von den Zuschauern aus) ein Haus mit Thür und Fenster. Davor ein Tisch mit Bank und Gartenstühlen. Ueber der Gartenmauer ist das Strassburger Münster sichtbar, in deren Mitte eine Thür, daneben eine Bank.

Scene I.

Josephine (allein).

(Wischt Tisch und Bänke ab und kehrt den Hof.)

Nundebuckel, muess mer do Saches üsgstehn, bi dem alte einfältige Junggsell, wo sich inbild, er isch doch noch jung. Am grosse Ziel wurd's sechs Johr, dass i do here komme bin :

de nämliche Daa haw i widder furt gewelt, wenn i nit zuem Glück gsehn hätt, wies bi dem steht. Ich saa zuem Glück, diss will i grad expliziere. Wisse-n-ihr, was der isch? En-n-alter verliebter Katzeroller, glich de-n-erschte Daa het er mer Aue gemacht un het mi gepfetzt: ah so rauchts, hawi gedenkt, un bin gebliwe. Jetz bin i zimli voran mit-m, min Plan isch mer gelunge, un am e scheene Daa isch diss Hysel min. Grad ewwe isch er in d'Stadt, un i bin sicher, dass er mir e ganzer Wisch Dings mit bringt; denn i hab ihm ze verstehn genn, dass i verschiedeni Saches notwendi hab, un die holt er mer jetz. Der dumm Deifel! Na, der wurd au nit fur e Muschter do bliewe welle, un wenn mir emol so witt sin, no welle mer ererscht lewe; i hab's erscht kürzlich minnere Schwester gschriwwe wo in der Stadt dient; denn die het gar nit begriffe könne, dass ich so lang bi dem alte Vogetives üshalte kann. — Mer riecht ebbs, Herrschaft, ich glaub gar, d'Milch lauft mer in der Küche erum! — (ab.)

Scene II.

Edmond, Delphine.

Delphine mit Hut, Regenmantel, und Sonnenschirm. Edmond trägt einen Handkoffer. Sie reden leise mit einander.

Edmond: Bisch au sicher, liebs Wywele, mit dinnere intrigue, meinsch, dass sie dir gelingt? Ich zwifel famos dran.

Delphine: Ja, worum denn nit? Wieso?

Edmond: Ei, der Unkel isch jo grad e Narr, so duet er mit sinnere Köche! — Wenn so e alter Junggsell Fiir fangt, isch's halt gar ze gfährli. — Es heisst jo in der ganze Stadt, dass er Spring macht wi e Büerscht'l vun achtzehn Johr, wo 's erscht mol verliebt isch, enfin dass er grad 's Geld fur die Person zuem Fenschter nüss schmisst.

Delphine: Jo, un derno?

Edmond: Un derno, kennt er dich jo küm, oder gar nit! — Er weiss jo nit emol, dass de ghiroth bisch, — un er isch au kein grosser Friend gsin von dinnere Familie.

Delphine: Cela n'est pas étonnant! Min Babbe un Er hann emol vor e paar Johr e kleiner Händel mitnander bekumme. Weje was? Wie sin Gschwister mitnander? — Wejen-ere Kleinigkeit, weje nix. Un zitter isch keiner meh im andere uewer d'Schwell gange.

Edmond: Au het er dich schun lang nimm gsehn, un i begriff nit, wie dū ihm dinni soi-disant Visit klar witt leije.

Delphine: Dü bisch awer gspässig. Loss mich nur mache; denn er het mich früijer allewyl guet lide könne un verhätschelt. Du reste hawi ihm jo gschriwwe, dass i nächstens komm fur ihm e Bsuech ze mache. Er het mer zwar kein Antwort genn, un do nemm ich ne à l'improviste.

Edmond: Mach was de witt, 's isch mer ganz egal, ich wünsch dir Glück in dim Unternemme, un mir au; denn wenns die Alt ferti bringe dät, was sie im Schild führt, ze wärd üssgerbt, un do könnte mer nochgücke un gehn mit de abgsäjte — Ainsi, Adieu.

Delphine: Au revoir, un vergess nit ze kumme, wenn i di brüch.

Edmond: Brüchsch nit ze sorje. Adje, liebs Wywel. (umarmen sich.) Soll i der schelle? do nemm dinni Valise.

Delphine: (zieht die Klingel.) Jetz isch awwer Zytt, dass de gesch. (er will sie nochmals küssen.)

(Edmond ab!)

Scene III.

Delphine, Josephine.

Josephine: (kommt d'Hüsthür erüs.) Ich glaub 's hett gschellt? Es wurd doch der alt Bär noch nit sin; denn der isch jo kümm furt. (geht zur Gartenthür.) Tiens, luje do, e Mamsell? Hann Sie gschellt?

Delphine: (draussen stehend.) Ja.

Josephine: Zue wem hann Sie gewellt?

Delphine: Ei zuem Herr Daniel.

Josephine: Zuem Herre, ah! do muen Sie später komme, er isch üsgange.

Delphine: Diss macht nix, mache Sie nur uff!

Josephine: Ich soll uffmache? (beiseite) Jo wenn i will, denn do hinne kummedier ich. (laut) Wenn i-ne awwer saa, dass er furt isch.

Delphine: (ungeduldig.) Jetz isch awwer Zytt. Ouvrez-moi, un glich; der Herr Daniel isch min Unkel!

Josephine: (erstaunt.) (bei Seite) Hein? Ihr Unkel? (macht auf.) (laut) Ah so, diss hawi nit gewüsst, kumme Sie erin. (tritt vor die Thür.)

Delphine: Uff! (bei Seite) Diss isch awer e Säj! (lässt sich auf einen Stuhl fallen.) Mon Dieu, wie bin ich müd, so ebbs grifft mi an. (fächelt sich mit ihrem Taschentuch.)



Josephine: (b. S.) Die isch awer nit geniert! Sitzt do here, wie wenn Sie do d'heim wärd. Un redd im e Ton!

Delphine: Wie heisst Sie.

Josephine: (stolz.) Ich, ich heiss Josephine, un bin im Herr Daniel sinni Hüshältere (b. S.) Ohne de Rescht! —

Delphine: (b. S.) Quel toupet! Eh bien, Josephine, holl Sie mer e Glass Wasser, i hab e grosser Durscht.

Josephine: (aufgebracht.) (b. S.) Oho, ich glaub, die kummediert? (laut) Was welle Sie? e Glass Wasser? Ich soll Sie bediene? wenn i nur muesst! Dort isch der Brunne, un wenn Sie Wasser welle, ze hole Sie sich selbst. So redd mer nit mit mir do hinne. Do bin ich Meischter, Mamsell!

Delphine: (steht zornig auf.) Ah ça, was saat Sie, isch Sie krank oder gschosse? oder bin ich Magd!

Josephine: (verletzt.) Magd!

Delphine: Was denn sunsch? Dass Sie sich nur untersteht, mir so gejenüber uffzetrette: diss isch jo empörend! —

Josephine: (b. S.) Soll ich dere zeije, wo mer nüsgeht? (laut) Höre Sie, Mamsell, ich brüch mer ihri Scheldereje nit länger gfalle ze lonn, un wenn Ihne diss nit basse sott, ze wisse Sie jo, wo Sie erin komme sin!

Delphine: Ah par exemple, jetz wurds doch ze arrig, na ihr Betraue wur i mim Unkel schun verzähle.

Josephine: Jo, jo, verzähle Sie's ihm nurre, (lacht) ha, ha, ha, (b. S.) do wurd Sie schön ankumme. (laut.) 's isch mer leid, dass i nimm meh Zytt hab, mich mit Ihne abzegewe. (knixt spöttisch.) Bonjour, Mamsell. (ab gegen die Hausthüre.)

Delphine: Halt, meint Sie, ich will ewig do in dem Hof bliwe? zeigt Sie mir minn Zimmer, wo fur mich gerüscht muess sin.

Josephine: (an der Thür.) Do weiss ich nix dervon, fur Sie isch kein Zimmer gerüscht.

Delphine: Au nit? Eh bien alors, ze wart i in sinere Stub.

Josephine: (tritt ihr entgegen.) Do gehn Sie nit eryn.

Delphine: Ah! zell welle mir emol sehn.

Josephine Ich lids nit, der Herr wills nit hann.

Delphine: Jetzt isch genue — dort holt Sie mir minni Valise un min ombrelle, un bringt Sie's eryn. (geht an der Dienstmagd vorüber in's Haus.)

Scene IV.

Josephine: Ich! bin Ichs noch! Wach ich oder traim ich! Ich begriff jetz noch nit, dass ich dere nochgenn hab! Jetz bin i schun sechs Johr do, un so ebbs isch mer noch nit vorkomme. E Zorn hawi wie e Hüs! — Hein, was will denn die eijetlich au do? Dass diss dem alte verliebte Katzeroller sinni nièce isch, kann i küm glauwe, denn i hab noch nie nix von so Jemand redde höre — Un was die fur e Manière het — e gfährlichi Person! Die muess mir so schnell als möjli widder zuem Hüss nüss, sunsch gehts do letz. Dere hawi schun angsehn, dass Sie e Wiel do bliewe will, weje was? — Ja, weje was? — — — Hät i die doch schelle lonn bis morje, do wärd si schun allein furtgange, awer do muess ich immer minni Naas nüsstrecke un muess lüje, wer do isch — (lüejt vun wittem durchs Fenster in d'Stub). C'est ça, die macht's sich's glauw i, bequem do hinne; de Mantel het Sie üsgezöje, der Huet au, jetzt setzt Sie sich noch uffs canapé un au noch an mine Platz! un diss mues ich annemme? Nein, diss geht nit eso. Die will ich fröje, wer do d'Madame isch — Sie oder ich! (sie geht wütend hinein.)

Scene V.

Daniel kommt gelade mit e me ingewickelte Tärtel in der Hand, unterm Arm e Packel, Zey fur e Rock, e Fischgärnel mit allerhand Saches drin, Wollschue, Händschue, Gelleruwle, etc. e parasol . . . Helle Hosse, gilet excentrique, brüns Veston, e wisser Panama uff, grossi Uehrekett, cravatte à flots; (In der Tasche hat er einen Armring.)

Daniel: (tritt ein.) Voila! Do bin i — Sapristi, i hab d'Händ so voll Dings, dass i d'Thuer nit emol zue mache kann! — Aha, so gehts glauw i au (macht die Thüre mit dem Fuss zu). Hein, bin i nit gelade wie e Esel? Awer was macht mer nit, wenn mer verliebt isch. Décidément: L'amour n'a pas de saison. — Ihr lache glauw i, in mim Alter isch mer erscht verliebt un wie! Ninefufzig Johr un kein gräus Härel. — — — Was i do hab isch alles fur 's Josephinel. — 'S Josephinel, ah (wirft eine Kusshand nach dem Haus zu) dies lieb Kind, wurd e Plaisir hann, wenns erfahrt dass diss alles, was i do hab, fur ins isch. Erschtens, 8 mètres 75 Kaschmir, fur e neyer Rock: diss mues e Kleidel genn, Numero Coco! Zweitens, e paar gants de suède, ebbs fins! — E Baresoll, dass es kein Sommerflecke kriet, ich halt arig viel uff e scheeni, reini Hütt. No haw i au noch e paar Hüsschue

do im Gärnel un sunsch noch e ganze Hüffe Dings. 'S bescht noch hawi do in dem Babierel, e Erdbeere-Tärtel, un im Sack, rothe emol was ich im Sack hab? (luejt erum obs nieme sieht.) E bracelet, wenn ich euch saa! Hein oder nit Hein. diss soll nix sin! — Ich muess es halt e mol anfange üszestafiere. Es het mich gern, un besorjt mi, hätschelt mi, enfin i bin ganz verdorwe, denn so guet haw i 's noch nie ghet. — Awer es soll mir so ebbs nit umesunscht mache, entwedder due ichs hyrothe im Friejohr, oder ich vermach-m-min ganz Vermöje, diss wäre mer noch sehn. (legt alles mitgebrachte auf den Tisch.)

Scene VI.

Daniel, Delphine, Josephine.

(Diese beiden hört man im Hause reden)

Josephine: Gehn Sie jetz vun dem canapé erunter oder nit!

Daniel: Oho, was isch diss, zitter wenn saat denn 's Josephine der Katz «Sie»?

Delphine: Sie macht mich lache, ha, ha, ...

Daniel: (erstaunt.) Hein — — — hein — — — hein? E fremdi Stimm?

Josephine: Ah, ich mach Sie lache, na ze wäre Sie sehn was es jetz gitt. . . .

Delphine: Will Sie geschwind minni Sache leje lonn!

Josephine: Hä, hä, Sie gehn also nit?

Delphine: Nein!

Josephine: (wirft den Hut von Delphine zum Fenster hinaus.) Eins het gsetzt.

(Daniel erstaunt, horchend.)

Delphine: Ah, mon Dieu, min Huet?

Josephine: (fährt in gleicher Weise fort.) Zwei! — (wirft den Schirm hinaus.) Drei (den Koffer.) Vier (die Handschuhe).

Delphine: Herje minni Sache! Welle Sie uffhöre!

Josephine: (Wirft den Mantel hinaus.) Fünf — so jetz isch nix meh hinne, als Sie?

Daniel: (erstaunt immer mehr; ihm sind mehrere Gegenstände an den Kopf geflogen.) Was isch denn nur loss, ich glaub, do isch's nit ghier. (man hört eine Ohrfeige.) Batsch! Oho, was hör ich? jetz isch glauw i Zytt, dass i luej was diss fur e Krambol do hinne isch, (als er eintreten will, stürzt Josephine heraus, indem sie sich den Backen hält.)



Josephine: (sieht Daniel.) (b. S.) Ah, der isch zerück, der muess mer helfe — (laut) Herr Daniel, helfe Sie mer! mer bringt mi um. (wirft sich an seinen Hals).

Daniel: Ums Himmelswille, was isch denn gschehn? Was isch diss fur e Skandal?

Josephine: Ei, die abscheili Person isch schuld dran, do hinne.

Daniel: Was fur e Person? ich versteh kein Wort von allem waas du saasch. Explizier dich!

Josephine: (b. S.) Wie soll ich ihm diss anbringe? — (laut.) Ach, Herr, kommt do e landsfremdi Person, un fröjt noch Inne, un will erin; no hawi-re gsaat, dass Sie nit d'heime sin, awwer Sie hett sich nitt abwendisch mache lonn, un isch nitt allein erin in de Hof komme, nein, sie isch au noch nin in d'Stub, un i bring sie nimmi nüss.

Daniel: E Fremdi? Ja, was will denn die do?

Josephine: Ja, diss weiss ich jo nit. — Sie het gsaat, Sie sin ihr Unkel.

Daniel: Ihr Unkel? Ah, ich bin ihr — — — jetz versteh ich. So, die will also nimm furt — Kriej ich doo for e paar Daa e Brief vum Jean Baptiste sinnere Dochter, wo annonciert, dass sie e paar Daa bi mir in d'Visit kommt! Was soll denn diss heisse? Ich geh in mim Brueder schun sechs Johr üss-m Wej, un jetzt schickt er mir sin Kind und meint, ich soll amend die Schand vergesse, wo er mir gemacht het?

Josephine: (b. S.) Was hör ich? I habs gewisst, er helft mer!

Daniel: Nix! Nix! ich will nix meh von minere Familli wisse, ich hab kein Brueder, ich hab kein nièce, fur mich existiert nimme meh. Josephine, geh nin und saa-e-re, dass ich sie nit kenn un dass i nieme empfang!

Josephine: (b. S.) Mit Plaisir — (laut) Wie Sie welle. (sie geht zur Thüre; diese öffnet sich und Delphine erscheint.) Do isch sie. (sie tritt zurück, um zu sehen was es geben wird.)

Delphine: (geht zu ihm.) Bonjour, liewer Unkel!

Daniel: (wendet ihr den Rücken zu.) Ich bin kein Unkel!

Delphine: (b. S.) I hab mers glich gedenkt, dass es so gehn wurd! (laut) Kenne Sie mich denn nit, 's Delphinel.

Daniel: Ich kenn kein Delphinel.

Delphine: Wo Sie früijer so gern hann ghett.

Daniel: (ebenso.) Ha, früijer — — —?

Josephine: (b. S.) So isch recht, jetz wurd sie glich drüsse sin. — Der Backe duet mer als noch weh.

Delphine: Kenne Sie sich denn gar nimmi erinnere, dass Sie mich als uff ihre Kney hann reitzle lon? (Daniel weicht) un wo Sie alle Wyl so gueti Saches fur mi im Sack han ghett — Wenn Sie mi nurre anlueje wotte — —

Josephine: (im Hintergrund.) (b. S.) Wenn diss d'Eva wär, dät Sie d'-n-Adam nochmol üwwerredde. (schüttelt die Faust.)

Daniel: (für sich.) I kann mache, was i will: der Wunderfitz losst mir's nit zue, ich muess doch lueje, wenn i mi noch so wehr! (luejt verstohle.) Uh, was e netts Kind!

Josephine: (erstaunt.) Was het er gsaat?

Delphine: (weint.) Wenn Sie nix vun mir wisse welle, ze geh i halt widder furt.

Josephine: (b. S.) Jo, jo, 's isch höchsti Zitt.

Daniel: (b. S.) Sapristi, i gspier ebbs immer — Sie isch zue schön un ament noch ledi. (laut) Diss hawwi nit gsaat. Sie — — — — Sie — — — — dü kannsch bliewe! (b. S.) Jetz ischs hüss!

Josephine: (ausser sich.) 'S wurd mer schwach, Daniel hilf! (sie lässt sich auf einen Stuhl fallen.)

Daniel: Na, ze geh un trink e Glass Zuckerwasser!

Josephine: (droht Delphine.) Hein? — Wart nur! (geht wütend ab.)

Scene VI.

Delphine, Daniel.

Daniel: (setzt sich auf die Bank.) (b. S.) Hawwi e Dummheit gemacht, oder hawwi keini gemacht?

Delphine: (b. S.) Jetz à l'œuvre, mir sin ellein. — (laut) Do derf i also e paar Daa dir societät leischte, du bisch der bescht Unkel, wo 's gitt. (sie küsst ihn.)

Daniel: (sieht seine Nichte an.) (b. S.) Uh! wie guet — — — ganz andersch als wenns Josephine mer als eine gitt! (laut) Dü bisch e kleini Schmeichlere (klopft ihr auf die Wangen). (b. S.) Viel zarter wie s'Josephine, (laut) un i muess der gestehn, dass i ganz entschlosse bin gewese, (b. S.) halt, diss derf i jetz nimm sawe. . .

Delphine: Dass dü mich küm erwart hesch, nit wohr? I kumm awwer grad do so eryngschneyt? Weisch Unkel,

i hab gedenkt, i mach dir e kleini Uewerraschung, hawi dir nit gschriwwe ghett?

Daniel: (ebenso.) Gewiss, Gewiss! (b. S.) Un Hoor, viel viel meh als 's Josephine.

Delphine: Gfallt's dir denn, liewer Unkel, do so ellein ze wohne, grad, wie verlosse un von aller Welt abgschlosse, ich mein do muesch dü awwer als au langi Zyt krieje, ich glaub gar nit, dass ich so ebbs üshalte könnt.

Daniel: Ha, so verlosse bin i grad nit, ich hab jo Hund un Katz — (b. S.) 's Josephine, (laut) un sunsch noch Vieh; (b. S.) Sapristi, sapristi, hett diss Maidel e kleins Mülele, min sechs, nur halwer so gross wie im Josephine sins!

Delphine: Sie han, schint sich, Plessir dran; mer saat, dass die Mensche wo s'Vieh lide könne, gueti Litt sin; nit Unkel?

Daniel: I mein au (küsst ihr die Hand). (b. S.) Was e fins Händele un kein Ring dran!

Delphine; A propos, was hann Sie denn do fur schöni Saches, do lejt jo e ganzer Lade, uff dem Tisch. Isch diss verlicht fur mich — (b. S.) i weiss ganz guet, dass diss fur d'Ander isch. (sie betrachtet die Sachen.)

Daniel: (b. S.) Ei, ei, ei, an diss Dings hawwi gar nimm gedenkt, diss hawwi jo ganz vergesse, Was soll i denn jetz mache, ich kann doch nit saue, dass i die fur 's Jo. . .

Delphine: (b. S.) Er saat nix! (laut) Lue emol do, was scheeni Händschi, die gehn mer jo grad wie angemesse. (b. S.) Wohri Mehlsäck, sinn Numero 8 1/2!

Daniel: (b. S.) I weiss nit, soll ich! ach was! 's Josephine brücht au keine. (laut) Gfalle sie dir?

Delphine: O ja!

Daniel: Eh bien, sie sinn fur dich, ich hab dir sie mitgebrocht (b. S.) Ich glaub gar, ich liej!

Delphine: Merci Unkel! (sie küsst ihn.)

Scene VII.

Dieselben.

Josephine: (b. S.) 'S wurd mer nit besser. Ich glaub, jetzt losst er sich schun verschmutze. — (laut) Daniel. . .

Daniel: (bei Seite zu ihr.) Herr, Herr Daniel, for de Litt. (b. S.) Ich glaub, minni nièce hett's nitt ghört?

Josephine: Herr Daniel, soll ich de Kaffee drinne serviere?

Daniel: A bah! Bring uns ne nur do erüss, nit Delphine?

Delphine: Wie de witt, 's isch so scheen in der Luft.

Josephine: (b. S.) Natirli, die muess ihm erecht genn. (b. S.) O, wenn die nur wär, wo der Pfeffer wachst. (ab.)

Delphine: Un was fur e scheener Barasoll? an dem hät i au Fraid.

Daniel: Gell, der isch nett? er hett au 22 Franke kost, bim Heupel, qualité extra, hett d'Lademamsell gsaat, der isch au vor dich. (Josephine kommt mit Tassen, als sie das hört, lässt sie sie fallen.)

Delphine: Ah! — — — — } (mit einand.)
Daniel: Oho — — — — — }

Josephine: (b. S.) Jetzt schenkt er, glauwi, dere au noch die Sache wo fur mich sin.

Daniel: Josephine, was hesch gemacht? Min scheen vieux Saxe, wo i üs Saargemin hab komme lonn.

Josephine: (rafft die Scherben auf.) (b. S.) Jo netti Scherwe. (laut) I kann nix derfur. Herr Daniel, i bin gstulpert. Nein, e Röjes haw ich! (ab.)

Delphine: I weiss nit, Unkel, do hann Sie emol e Magd, wo mer gar nit gfallt.

Daniel: (b. S.) Zitter das 's Delphine do isch, gfallt Sie mir au nimme recht. (laut) So, worum?

Delphine: Die macht jo do, wie wenn sie d'Madame wär, un geht mit dir um?

Daniel: Heh, Delphine, d'Madame, dis bin ich, dis heisst eijentlich der Herr! (b. S.) Es hett erecht; awwer ich gspirs, 's wurd andersch.

Delphine: (b. S.) Jetz gehts ball, also wittersch. (laut) Was hesch denn do in dem Päckel?

Daniel: Do, ei, do hawwi Zey drin, fur e Rock fur dich — lueij emol, hein, pure laine!

Delphine: Dü üwerladsch mi mit Gschenker, ich weis gar nimme, was saa.

Daniel; (b. S.) Ich au nimm. (laut) Jo un 's isch noch lang nit alles, do säh, gück emol, was in dem Lädel isch.

Delphine: E Bracelet! O wie nett! (legt es an.) Derf ich diss au bhalte?

Daniel: Allewäj!

Delphine: (springt ihm an den Hals.) O, dü liewer Unkel, dü bisch der buscht Mann, was gilts, dü weisch gar nit, wie gern dass ich dich hab!

Daniel: Hein! mich, du hesch mich gern, ich's möjli? Eh bien, ich hab dich au gern, un wie! (fällt auf die Knie.) Delphine, do kney i vor der, heb mich uff, un ich bin din! Gell, ich sich noch üss fascht wie e jeune homme. I hab zwar e bissel e breiter Scheitel, 's fehle mir e paar Hoor, awwer uff's üsserlich kann mer nit so gehn, innewendi isch der Hoke, min Herz isch noch so jung, wie vor drissig Johr! Herrgott, mini Wade! I bin au noch guet uff de Bein, 's fehlt no nix, i hab nur dann und wann als Rhümatissem. (b. S.) 's kneye bringt mi fascht um. (laut) Do nemm mich also, un wenn dü erscht min Wywele bisch, ze wursch sehn, wurr i widder ganz jung.

Delphine: (b. S.) Jetz hann mer ne? (laut) awwer Unkel, ich. . . .

Daniel: (aufstehend.) Saa mer nimmi Unkel — (b. S.) sunsch muess i mi schämme; (laut) saa mer liewer, din Daniel. Also.

Delphine: Enfin, wenn ich dir. . . . . .

Daniel: Hesch dü nit gsaat, dü hesch mich gern?

Delphine: O doch! Awwer isch's au sicher wohr, was dü do saasch.

Daniel: Obs wohr isch, wie kannsch dü nur so ebbs fröje? Wass soll i dir mache, dass 's glaubsch. (b S.) Dies lieb Kind isch gar ze naïv un glaubt nit an sin Glück. — (laut) Soll ich ebbs verspreche, soll ich dir ebbs verschriwe?

Delphine: (b. S.) Ah, une idée! (laut) Eh bien, ja, so geh ichs in.

Daniel: (küsst sie.) O, dü herzgebobelts Zuckerschnüffele, dü sollsch alles hann, wass ich hab, min Hüss, min Geld, min Garde, min Feld! Lüij, i geh glich furs ze mache. (ruft) Josephine. . . Josephine. . . .

Scene VIII.

Daniel, Delphine, Josephine.

Josephine: (unter der Thür.) Was isch denn?

Delphine: (b. S.) Die isch höffli!

Daniel: Rüscht dü, nein, rüscht Sie mer Dinte, Feder un Papier, i kumm nin, i müss ebbs schriwe.

Josephine: (kommt erüs.) Was welle Sie, ebbs schriwe? (b. S.) Diss het er zitter dass ich do bin no nit gemacht.

Daniel: Gewiss . . . natürli . . . un dummel di, i komm glich nin.

J o s e p h i n e: (b. S.) Er will schriwe, diss kummt mer füehricht vor, ich hab e Ahnung! diss krieg i erüs! (ab.)

D a n i e l: (ruft nach.) Zind au zwei Lichter an, 's wurd finster. Alle, i geh, un du wursch sehn, dass du mit mer zefridde bisch. (ab.)

Scene IX.

Delphine, Edmond.

('S wurd e bissel dunkler, der Owe kommt langsam.)

D e l p h i n e: Er geht, un will mer alles verschriwe! Armer Unkel, wenn er wisst', er dürt mi doch. Ich hab zwar druff angsuecht, 's isch mer gelunge. Awwer 's macht mer Miej, viel Miej, dass ich ne grad hab müen anschmiere. Na, na, min Mann wurd höre un sich verwundere. Oh, mon Dieu! ich nenn minn Mann, ja was wurd denn diss genn, wenn der Unkel erfahrt, dass ich ghyroth bin! — — — — dass ich ne betröje hab! Diss wurd ebbs absetze. Na, zuem Glück hawwi minni mesure genumme un hab do e ganz merkwürdigs Babirel im Sack, wo mer zufälli in d'Händ isch kumme. Diss letsch hawwi in der Küeche ebbs gsuecht, un do isch mer dies Briefel in d'Händ gfalle. Wo ich's gelese hab, hawwi gemeint, ich kann minne Aue nit tröje. Isch's e Brief gsin an unseri Magd gericht, wo do diss Josephine gschriwwe het; do stehn Saches drinn üewer minne Unkel, dass mer d'Hoor zue Berri sin gestande! 's nettscht isch au noch, dass die in unserer Magd ihr Schwester isch. — No hawi halt mim Mann gsaat, jetz isch Zitt, dass ich do nüs geh; denn so e Gröjel kann i nit sehn, 's isch empörend!

E d m o n d: (üssewendi am Door.) Pst, Delphine!

D e l p h i n e: (erhebt sich.) Ah! hesch dü mich verschreckt, ah dü bisch's schunn.

E d m o n d: Jo, i hab angst ghet, 's gschicht der ebbs, un do hets mich nit rüewig gelonn — Zeij mach uff!

D e l p h i n e: (öffnet, Edmond tritt ein.) Gewiss, awwer nur langsam un liis, dü kommsch innere gfährliche Zitt, dü muesch glich widder furt, denn er kann alle Auesblick erüs komme.

E d m o n d: Wer er, der Unkel? komm liewi Frau, i gieb der e Schmutz, denn i hab der schun lang keiner meh genn. (sie setzen sich alle zwei auf die Bank nahe an der Gartenthür.) — Na, wie ischs gange?

D e l p h i n e: (sie sprechen halblaut.) Alles geranschiert.

Edmond: Jo, nit möjli!

Delphine: Wenn i der saa, 's isch ganz vun ase gange!

Edmond: Zey, verzähl mer e bissel.

Delphine: Ha, was soll dir verzähle, zersch hawwi mi müen mit dere Magd erumhändle, no het mich min züekünftiger Mann nit welle empfange.

Edmond: (aufspringend.) Din züekünftig Mann? Was will diss heisse — — —

Delphine: Loss mich nur üsredde. Nochher hawwi doch derfe bliwe, no het er mer e ganze Wisch Saches Präsent gemacht, un jetz isch er grad nin gange und will mer alles verschriwe.

Edmond: Ich hör sicher nimm guet. — Isch diss wohr, hein? Ja, wie hesch denn dü diss ferti gebrocht, diss isch leids schnell gange. — — — ('s Josephine lueijt zuefällig, ohne von denne zwei gsehn ze sinn, zue der Thür erüs.)

Scene X.

Delphine, Edmond, Josephine.

(Bleibt unter der Thür stehn.)

Josephine: (b. S.) Hein, was isch diss? E Mann.

Delphine: Ei, wo er mir alli die Präsente gemacht het. . .

Josephine: (b. S.) Die redd von minne Sache.

Delphine: So hawwi mi bedankt un hab ihm gsaat, dass ich ne so gern hab. . . . .

Edmond: So, un ich?

Delphine: Geh dü alter Schalüsielade. . . also, derno het er mich missverstande un het mer e Lieweserklärung gemacht, un het gsaat, er gibt mer un verschriibt mer alles, wenn ich sin Wywele will wäre?

Josephine: (b. S.) Heiliger Quartian, was hör ich do fur Sache!

Edmond: So, un dü bischs ingange?

Delphine: Worum nit, do hawwi no d'occasion bi de Hoor genumme un hab ja gsaat — gell liebs Männel, hesch du e gescheiti Frau!

Josephine: (b. S.) Was ihr Mann! Un der dumm Steckelburjer meint, 's isch e Mamsell! Ah ich hab jetz minni revanche, i will ne emol erüs lange! (ab.)

Edmond: Dü bisch e famosi Frau, un i bin wahrhaft stolz, dass ich dich hab. (sie küssen sich.)

Scene XI.

Delphine, Edmond, Josephine, Daniel.

Josephine: (zeijt de Daniel, wo e Papier in der Hand het, zue der Thür erüs; zue ihm heimlich). Wil Sie's nit glauwe welle, lueje Sie selbst, ich hol gschwind Licht. (ab.)

Delphine: (sieht den Daniel.) Um Gotteswille, mach dich furt, do isch der Unkel. (Edmond springt auf und will zur Thür hinaus, in demselben Moment kommt Josephine mit einem Licht heraus.) (es wird hell.)

Edmond: (b. S.) Adje, Schriwes, jetz isch alles hin!

Daniel: Halte la, was ich denn diss? wer ich denn diss?

Josephine: 'S isch ihr Mann, Herr Daniel.

Daniel: (streng.) (leijt 's Papier uff de Tisch.) Ich diss wohr, Delphine, hein, gell 's isch nit so?

Delphine: (b. S.) Was soll ich saa. (laut) Liewer Unkel. . .

Daniel: Saa mer nit liewer Unkel un gib mer Antwort.

Edmond: Eh bien, ja ich bin ihr Mann! (b. S.) Jetz kann komme was will.

Josephine: (stellt sich neben Daniel.) Aha, hawwi nit erecht ghet. — Die het Sie scheen genumme, haha. Jetz nur nüs mit-ere.

Daniel: (lässt sich auf einen Stuhl fallen.) Ah Delphine! Isch's möjli? mich so ze belieje! (zornig.) Ah ah, ihr hann mich glauwi welle-n-ütze, ihr hann mich welle fobbe . . . . ah, jetz haw ichs, ihr hann welle erwe, ha, ha, ha! Na, ihr wäre sehn, wer jetz erbt. (langt 's Papier zu Delphine) Leuij, do stehts schwarz uff wiss, alles was ich hab ghet, isch dinne gsinn! Eh bien (zerreisst das Papier) do heschs, säh! (wirft ihr die Stücke vor die Füsse.)

Josephine: Bravo, guet gemacht. (b. S.) ich hab doch e fini Naas ghet, dass ich uffgebasst hab!

Daniel: Ihr könne gehn, wenn ihr welle. Josephine, in minne Arm, vergib. . . .

Delphine: Halt! Unkel, — . . . do, nemme Sie diss, un lese Sie emol. (zieht den Brief aus der Tasche.)

Josephine: (b. S.) Noch ebbs, het denn Sie noch nit ferti.

Daniel: (nimmt den Brief.) Mer sicht jo nitt, zeij Josephine, zünd mer. — (Josephine kommt mit dem Licht heran.) Hein, was steht do. — «Liewi Schwester.»

Josephine: Liewi Schwester??

Daniel: (liest weiter.) «Ich muess dir widder emol noochrichte von mir genn, sunsch meinsch am End gar, i bin gstorwe, kein idée, 's geht mer ganz guet.

Josephine: (b. S.) Was hör ich?

Daniel: un wursch sehn, nächstens gehts noch besser, denn i hab denne alte Dolle ball ganz im Gärnel. Ich saa der, er isch ganz verruckt, un wenn er so furt macht, hawwi nur noch Angst, dass er uff Stechfelde kommt, eh er mer alles vermacht het. . .

Josephine: (lässt das Licht fallen.) Ach! Jeses, min Brief! — — — (fällt auf einen Stuhl.)

Daniel: (erstaunt.) Was, sin Brief, wo isch d'Unterschrift? Richtig, do stehts: Josephine Klett! — Ah so, i versteh! — Delphine, vergib mer! du hesch erecht, wie hawwi nur so närrisch könne sinn, un Sie muess ich au um Verzeihung bitte, liewer Herr, ihr hann erecht, i bin e alter Mann, (b. S.) wo Dummheite gemacht het; (laut) wissen ihr was, nemme mich zu eich, es gfallt mer nimmi ellein, un Morje gehn mer zuem Notaries un schriwe fur erecht.

(Der Vorhag fällt.)

XII.

Zur Volkssitte im Elsass.

von

Dr. med. Kassel in Hochfelden.

1. Das Rummelbrettchen in Minversheim.

Ein eigenartiger Gebrauch bestand früher in Minversheim (Kanton Hochfelden). Wie in vielen anderen Dörfern wurden auch dort beim Herannahen eines Gewitters die Glocken geläutet. Es geschah dies in der doppelten Absicht, die im Felde beschäftigten Dorfbewohner auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen und die Kraft des Blitzes zu brechen. Diese spezielle Eigenschaft pflegt man heute noch mancher Orten den Kirchenglocken zuzuschreiben. Nun kommt das Merkwürdige. Das Läuten der Glocken zu Minversheim wurde nicht etwa vom Sakristan, auch nicht vom Gemeindewächter vorgenommen, es beteiligte sich daran die ganze Bürgerschaft nach einer gewissen Reihenfolge. Und damit der betreffende Bürger jederzeit an sein wichtiges Amt erinnert werde, musste er als sichtbares Zeichen in seiner Stube das «Rummelbrettchen» (rummeln=donnern) aufhängen. War das Gewitter vorbei, so wurde das Brettchen dem Nachbar übergeben, der es wiederum später dem Nächstfolgenden einhändigte. Der Gemeindediener hatte darüber zu wachen, dass das Brettchen ordnungsmässig weiterging und nicht etwa zu schnell zirkulierte. Es wurde kürzlich in dem Nachlass des 1868 verstorbenen hochbetagten Gemeindedieners Joseph Lechner aufgefunden und befindet sich jetzt im Besitz des Herrn Lehrers Hertzog daselbst. Es ist aus fingerdickem Eichenholz verfertigt, 23 cm lang und 15 cm breit. In

das Holz sind auf der einen Seite kunstlos eingeschnitzt die Buchstabengruppen AL, INL, F, IR, LK, welche das in der Mitte aufgeklebte und aufgenagelte Bild des hl. Hieronymus umgeben. Das Bild trägt den Vermerk': «in Verlag bei Fr. Heysig Cath. Aug. Vind.» In Augsburg ist der Verlag nicht mehr vorhanden, auch nicht bekannt. Dem Druck nach zu schliessen stammt das Bild aus dem Ende des vorigen oder Anfang dieses Jahrhunderts. Auf der anderen Seite ist gleichfalls ein Bild befestigt, nämlich das der Jungfrau Maria. Es ist ungeschickt von Hand gemalt und ohne Inschrift. Die Himmelskönigin ist von Schnörkeln umgeben, welche Blitzstrahlen nicht unähnlich sind. Auch diese Seite weist viele ausgeschnittene Buchstaben auf, welche zum Teil durch das Marienbild verdeckt sind. Leider wollte der Besitzer des Brettchens die Loslösung des Bildes nicht gestatten. Von den Buchstaben lassen sich deuten INRI und IHS, ferner sind noch zu erkennen F, SH, AW, H und RB. Jedenfalls stellen diese Zeichen die Anfangsbuchstaben von Namen dar, vielleicht von solchen Bürgern, welche das Brettchen einmal vorübergehend besessen haben. Was ferner gerade der heilige Hieronymus auf dem Brettchen zu bedeuten hat, ist völlig unklar. Der Schutzpatron irgend einer Einrichtung ist er nicht, auch nicht der der Gemeinde Minversheim. Thatsache ist jedoch, dass der Vorname Hieronymus früher und heute noch im Dorfe sehr häufig ist. Ueber alle diese rätselhaften Verhältnisse ist in Minversheim keine Auskunft zu bekommen. Die ältesten Leute wissen sich noch ganz dunkel vom Hörensagen des Rummelbrettchens zu erinnern, zu ihrer Zeit war es jedoch nicht mehr im Gebrauch. Wie und von wem es in den Besitz des oben erwähnten Lechner gekommen, war auch nicht zu ermitteln. Jedenfalls hat man es hier mit einem Ueberbleibsel aus dem heidnischen Altertum zu thun, mit dem vielleicht früher noch abergläubische Anschauungen verbunden waren, und welches durch den aufgeklärten Geist der französischen Revolution hinweggefegt worden sein mag. Eine ähnliche Einrichtung in einem anderen Dorfe ist uns nicht bekannt.

2. Eine Hochzeit in Mietesheim.[1]

Mietesheim ist eines jener alten elsässischen Dörfer, in denen seit langer Zeit, wohl seit Jahrhunderten, bei allerlei festlichen und feierlichen Anlässen eigenartige Gebräuche be-

---

[1] Dorf im Kanton Niederbronn, unweit der Bahn Hagenau—Bitsch, mit etwa 700, grösstenteils protestantischen Einwohnern.

stehen. Schon der Umstand, dass es ehemals zu der Grafschaft Hanau-Lichtenberg gehörte, — jenem gesegneten Ländchen mit seinen biederen Einwohnern, welches nur allzufrüh von der geographischen Karte des Elsass' verschwunden ist, — lässt den Kenner elsässischer Verhältnisse vermuten, dass das Dorf noch manche alte Sitte birgt, und dass seine Insassen an mancher althergebrachten Anschauung mit jener Zähigkeit festhalten, welche wir im alten Hanauer Ländl gewöhnt sind. Und in der That ist es so. Durch eine glückliche Verkettung von Umständen ist es gekommen, dass der Forscher wohl keinem alten Brauche in Mietesheim vergeblich nachspürt. Insonderheit gilt dies von den Hochzeitsgebräuchen.

Die nachfolgende Schilderung hat der Verfasser theils durch persönliche Anschauung, theils durch mündliche Mittheilung bei Gelegenheit der am 7. Februar 1893 stattgehabten Hochzeitsfeier des Ackerers Michel Urban und der Margaretha Bühry gewonnen.

Es ist 10½ Uhr. Die kleine Kirchenglocke läutet das zweite Zeichen. Durch die hartgefrorenen Dorfstrassen schreiten im stattlichen Hochzeitsputz Frauen und Männer, Jungfrauen und Burschen bedächtig einher. Manche unter ihnen, welche von einem auswärtigen Dorf herbeigeeilt sind, tragen einen Regenschirm oder ein Blumensäckchen. So heisst ein aus einem geblumten Stoff verfertigter, etwa ½ Meter langer und ¼ Meter breiter Sack, welcher dem reisenden Bauern als Behälter für allerhand Gegenstände dient. Heute birgt das Blumensäckchen die Hochzeitsgeschenke, oder, wie der Bauer sagt, die Brautstücke. Solche werden nur von Auswärtigen in natura abgestattet, die Mietesheimer selber geben eigentümlicher Weise Geld.

Allmählich treffen die fremden Gäste im Hochzeitshause ein. Bald sind mehrere Tische mit den zum Teil kostbaren Brautstücken geschmückt. Es sind fast nur nützliche Sachen, Tafelgeschirr mannichfacher Art, worunter besonders das geblümte beliebt ist, Tischbestecke, Wolle, Garn u. s. w. Auch Prunkstücke sind ein willkommenes Geschenk, namentlich Vasen, kostbare Lampen, künstliche Blumensträusse mit und ohne Glasglocke u. s. w. Die Räume des Hochzeitshauses sind fast ganz mit Festgästen gefüllt, die geräumigen Ställe mit Pferden vollgepropft, im Hofe ist Wagen an Wagen gereiht. Die geschäftige Hochzeitsmutter übersieht die wogende Schar, die grosse «Freundschaft» von ihrer und von der «andern» Seite ist vollzählig da. Jetzt sucht sie den Brautführer auf.

Dieser wartet bereits abseits, neben der ersten Brautjungfer stehend, auf das Zeichen, dem Herrn Pfarrer die Brautsuppe zu bringen. Die Brautjungfer erhält einen Korb. Darin befindet sich, mit einem Korbtüchel bedeckt, ein Stück Brod und eine

Suppenschüssel, welche ausser der Suppe noch ein Stück Fleisch enthält — alles in den beim Bauern üblichen Dimensionen. Der Brautführer bekommt eine Mass (2 Liter) Wein. Der Herr Pfarrer nimmt die Sachen lächelnd in Empfang und entlässt wieder die Ueberbringer.

Unterdessen hat sich der Hochzeitszug bereits geordnet. Es läutet «zusammen». Der Zug setzt sich in Bewegung. An der Spitze schreitet einher der Hochzeiter, allein. Von der alten historischen Tracht ist nichts zu sehen. Er trägt Kleider nach modernem Schnitt und einen neumodischen Hut. Hinter ihm kommen die beiden Hochzeitsväter, dann zwei und zwei die Männer. Ihnen schliessen sich in breiter Reihe die ledigen Burschen an, mit künstlichen Blumensträussen am Hut. Zuletzt kommt, bunt durcheinander, die Jugend. Die jüngere Generation trägt Kleider nach neuerem Schnitt, kaum dass man an der Hüftenseite der kurzen Joppen mehrere kleine goldblinkende oder auch schwarze Hornknöpfe bemerkt, ein Ueberbleibsel aus der alten Mode. Aeltere Leute tragen noch das sogenannte Schippen-Ass, einen breitkrämpigen Filzhut mit halbkugelförmiger Kappe. Der hintere Teil der Krämpe ist beiderseits aufgestülpt und in dieser Stellung mit der Hutkappe durch je eine Schnur mit Hornknopf festgehalten, während um die Kappe selbst eine bunte Doppelschnur gelegt ist. Zu diesem Hut passt der lange Mutzen. Die Rockschösse sind bis hoch hinauf ausgeschnitten, die Taille hoch, ohne Knöpfe. Vorne sind rechts zahlreiche Hornknöpfe, links zugenähte Knopflöcher. Die beiden Rockhälften werden oben durch eine seidene Bandschleife zusammengehalten. Manche Leute tragen ausserdem noch eine alte rote Weste, welche zu beiden Seiten mit je einer Reihe Metallknöpfen besetzt ist; meistens sind jedoch Westen von neumodischem Stoff im Gebrauch. Die früher üblichen Hosen, Strümpfe und Schnallenschuhe werden nicht mehr getragen. Eine weitere Spur der alten Mode findet sich aber noch in den kleinen Knöpfen, welche unterhalb der Taschen an der Hosennath befestigt sind. Man trifft sie ebensowohl bei den alten Leuten, als bei den Schuljungen.

Nachdem wir also die Männer im Hochzeitszuge genauer gemustert und an uns haben vorbeiziehen lassen, haftet der Blick an dem Brautführer. Er trägt, gleich den alten Leuten, den langen Mutzen mit roter Weste und das historische Schippen-Ass. Der Hut weist jedoch einen besonders reichen und eigenartigen Schmuck auf. Die vordere Krämpe ist mit zahlreichen, schön neben einander geordneten und mit Goldplättchen durchflochtenen Rosmarinstengeln belegt. An der linken Hutseite prangt ein farbenprächtiger, gold- und silberschimmernder

Strauss von künstlichen Blumen und buntgefärbten Federn, ähnlich den Sträussen, welche gewöhnlich von den Militärpflichtigen am Musterungstage getragen werden. Im gleichen Schmuck pflegt sonst der Bräutigam zu erscheinen. Im vorliegenden Falle wurde jedoch hiervon abgewichen, leider! Es geht eben mit den alten Dreimastern wie mit vielen andern Gegenständen. Neue werden nicht mehr angefertigt, die alten nützen sich allmählich ab, sind manchen feinfühligen Leuten nicht mehr gut genug, und so müssen diese Hüte notwendiger Weise abkommen.

Unser ganz besonderes Interesse erregt die Kleidung der Braut. Beginnen wir gleich mit dem Vornehmsten, nämlich der Kopfbedeckung. Die Braut trägt nicht, wie die anderen Frauen, die bekannte elsässer Schlaufkappe, sondern das sogenannte Krönel. Die Unterlage dieses Schmuckes bildet ein kleines haubenartiges Käppchen, welches wagerecht aufgesetzt wird und an den Haarzöpfen mit Stecknadeln befestigt ist Die Wölbung dieser Haube, welche der Kranz genannt wird, ist mit unzähligen, dicht gereihten Plättchen von Flittergold in Gestalt von 2½ Centimeter langen und ½ Centimeter breiten Eichenblättern ausgestattet. Den unteren Rand der Haube bildet ein rotseidenes, 2 querfingerbreites Band, welches hinten zu einer Schleife zusammengebunden wird, deren Enden lang über den Rücken hinunterhängen. Auf der Stirnseite ist das Band durch das eigentliche Krönel durchgezogen, wodurch dieses gegen die Stirn befestigt wird. Das Krönel stellt einen Ring von etwa 5 Centimeter Durchmesser dar, welcher aus einem silberschimmernden Geflecht mit imitierten Perlen und Korallen besteht. Die Kopfbedeckung, welche im Ganzen einer preussischen Militär-Kommissmütze nicht unähnlich ist, besteht, wie gesagt, blos aus Flitterwerk. Früher mochten wohl die Krönlen aus kostbarerem Material gefertigt gewesen sein, nach Art des gleichnamigen Kopfputzes der Strassburger und Oberländer Frauen, mit dem sie zweifellos identisch sind. Jetzt haben sie, abgesehen von dem historischen Interesse, wenig materiellen Wert. Es ist namentlich zu bemerken, dass neue Krönlen nicht mehr gemacht werden. Die jetzt im Gebrauch befindlichen, welche schon stark mitgenommen sind, trotzdem sie blos bei Hochzeiten getragen werden, vererben sich als teueres Familienstück von Geschlecht zu Geschlecht. So sind auch sie dem allmählichen Untergang mit Sicherheit geweiht. Mietesheim ist das einzige Dorf des Unterelsass, und, soviel uns bekannt, überhaupt des ganzen Elsass, wo noch Krönlen im Gebrauche sind. Vor wenigen Jahren wurden sie auch im benachbarten Engweiler getragen. Doch ist die Sitte dort zur Zeit gänzlich erloschen.

Ein schöner, wir möchten beinahe sagen idealer Zug haftet

der Sitte des Kröneles an. Es ist nämlich Gebrauch, dass eine Braut, welche sich mit ihrem Bräutigam bereits soweit eingelassen hat, dass dem Verhältnisse Folgen entsprungen sind, das Krönle nicht trägt, sondern die gewöhnliche Schlaufkappe. Auch tragen in diesem Falle die Trauerjungfern Schlaufkappen, und die Sträusse des Brautführers und der Burschen fallen weg. Auf absolute Reinheit der Braut wird nicht gehalten, denn bekanntlich ist es alter Hanauer Brauch, dass das Brautpaar bereits vom Tage der «Verschreibung» an, oft Wochen und Monate lang, zusammenlebt.

Hinter dem Brautführer und der Braut schreiten die beiden sogenannten Trauerjungfern. Der Name kommt daher, weil sie über die verloren gegangene Gespielin trauern. Auch sie tragen Krönlen. Den Trauerjungfern schliessen sich zunächst die beiden Hochzeitsmütter, dann nacheinander die übrigen geladenen weiblichen Gäste, Jungfrauen und Mädchen in bunter Folge an. Ihre Tracht ist von der in grösserem Umkreise üblichen nicht verschieden und soll daher nicht besonders ausführlich beschrieben werden. Auffallend ist das seltenere Vorkommen der früher so beliebten pfirsichroten Röcke, ferner das allmähliche Abkommen der reizenden Mieder und das ungewöhnlich weite Hervortreten des mit buntem Bändel eingefassten Unterrocks unter dem Rockrand. Letzterer Umstand nimmt sich besonders sehr eigentümlich bei der Braut aus, welche als die einzige in ganz schwarzer Kleidung geht. Alle weiblichen Gäste tragen Rosmarinstengel mit Goldflitterplättchen, und zwar Braut und Trauerjungfern in dem zur Schau getragenen blendend weissen Taschentuch, die übrigen im Gesangbuch.

Nachdem die ganze Hochzeitsgesellschaft sich zur Kirche begeben hatte, bot sich die günstige Gelegenheit, über die näheren Verhältnisse der Hochzeit und des künftigen jungen Paars Erkundigungen einzuziehen. An dem hierauf stattfindenden Festmahl nahmen Teil 142 Personen, die an 17 Tischen von 6 Aufwärtern bedient wurden. Die Hochzeit dauerte, wie später verlautete, 4 Tage, und es wurden während dieser Zeit unter Anderm gegessen 1200 Pfund Rindfleisch, 700 Pfund Kalbfleisch, über 100 Pfund Bratwürste u. s. w. Zur Anfertigung des Backwerks, welches zum nicht geringen Teil den Gästen mitgegeben zu werden pflegt, waren erforderlich 165 Pfund Butter und 27 Säcke Mehl, welche zu 350 Kugelhöpfen und Kuchen verarbeitet wurden. An Getränk wurden vertilgt 1440 Liter Wein. Diese Angaben beweisen, dass der Hanauer Bauer seinen Vorfahren in Bezug auf Leistungsfähigkeit beim Essen ebenbürtig ist, und dass das Trinken, die echt germanische

Nationaluntugend, bei ihm eine eben so liebevolle Pflege gefunden hat, wie alte Sitten und Gebräuche.

Es ist nun selbstverständlich, dass eine grosse Zahl von Gästen bereits am ersten Tage wieder nach Hause zieht. Die Reihen der Festgenossen lichten sich von Tag zu Tag, und zuletzt bleibt blos noch die ledige Jugend. Ist es doch dieser in der Hauptsache nicht um Essen und Trinken, sondern um Lustbarkeit und Tanz zu thun.

Schon während des Essens hat die Ortskapelle des benachbarten Dorfes Mühlhausen die schönsten Nummern ihres Programms zum Besten gegeben. Die Jugend hat sich's bequem gemacht. Auch der Neuvermählte wie der Brautführer haben das lange Kleid mit dem bequemeren kurzen Mutzen vertauscht und eine schneeweisse Schürze angelegt, welche bis zu den Knieen reicht und am unteren Rande reich mit Spitzen besetzt ist. Es ist das in früheren Zeiten auch im südlichen Hanauerland modisch gewesene, jetzt gänzlich abgekommene (Lein-)Wandvortüchel.

Die lustigen Weisen der Musikanten schlagen den Tanzlustigen in die Glieder. Endlich rüstet man sich zum Aufbruch, und paarweise geht es, Musik an der Spitze, zum Tanzboden im nächsten Wirtshaus. Dort harren noch die Trümmer einer grösseren Gesellschaft mit stumpfsinnigen Gesichtern und lallenden Geberden der ankommenden Hochzeitsgäste. Es sind die letzten trinkfesten Kämpen der nichtgeladenen ledigen Dorfburschen, denen vom Hochzeitspaar ein Freitrunk, ein sogenannter Trumbote (= Trunkbot) gewährt worden. Auch sie verziehen sich allmählich, übermannt von den Strapazen des Tages.

Unterdessen hat sich die Hochzeitsgesellschaft im Kreise herum im Tanzsaal aufgestellt. Die junge Frau hat ihr Krönel abgenommen und dem Brautführer mit dem roten Bändel um den Hut gebunden. Die Musik spielt. Es tanzen junge Frau und Brautführer, sowie die beiden Trauerjungfrauen zusammen die üblichen «drei allein». Beim letzten der 3 Tänze sucht der Brautführer zu entweichen. Die Brautjungfern laufen ihm nach und wollen ihm das Krönel wegnehmen. Sie fangen ihn richtig ein, und zur Strafe muss er 5 Kaffee bezahlen, wobei der Neuvermählte gleichfalls mittrinkt. Hätten ihn die Brautjungfrauen nicht erwischt, so hätten sie selbst den Kaffee bezahlen müssen. Das Krönel wird nachher der jungen Frau wieder zurückgegeben. Den ganzen Gebrauch, über dessen Bedeutung keine Auskunft gegeben werden konnte, nennt man «das Krönel heraustanzen». Die Anwesenden verfolgen ihn mit lebhaftem Interesse und freuen sich, wenn er beendigt ist, denn dann erst kommt die Reihe zum Tanzen an sie. Unermüdlich

wird bis zum frühen Morgen getanzt, bis endlich der Wirt zum Aufbruch mahnt.

Auch der zweite Tag wird gleichwie der erste durch Essen, Trinken und Tanzen, in ungebundener Fröhlichkeit verlebt.

Der dritte Tag bringt uns wiederum etwas Eigenartiges. Vor dem Essen versammeln sich die ledigen Leute in der Wohnung der «Nächsten», d. h. derjenigen Trauerjungfrau, welche mit der jungen Frau am nächsten verwandt ist. Dort steht das Brauträdel bereit, das Hochzeitsgeschenk der beiden Trauerjungfrauen. Es ist ein nagelneues Spinnrad, fein poliert, mit reichen elfenbeinernen Verzierungen. Auf dem Boden sind die Anfangsbuchstaben des Namens der Neuvermählten durch Elfenbeinnägel dargestellt. Die Kunkel ist mit 6 bis 7 Pfund Hanf vollständig behangen, welcher durch die 4 «Brautheljen»[1] teilweise verdeckt ist. Es sind das Stücke farbigen Fliesspapiers von Foliogrösse, welche mit Gold- und Silberaufdruck belegt sind. Sie wurden beim Buchbinder Rosenfelder in Pfaffenhofen gekauft. Das ganze ist umwunden mit prächtigen und kostbaren bunten Bändern, wie sie zum Einfassen des unteren Randes des Unterrockes dienen. Die Spitze der Kunkel wird durch einen einfachen Buchsbüschel geziert. Die Ausstattung der Kunkel allein, ohne die Kosten des Rades, kostete im vorliegenden Fall über 18 Mark. Nun nimmt die «Nächste» die Kunkel, die andere Trauerjungfrau das Rad selber. Dann geht es, Musik an der Spitze und die übrige Hochzeitsgesellschaft paarweise Arm in Arm hintendrein, durch die Hauptstrassen des Dorfs und endlich zum Hochzeitshaus, wo das Geschenk feierlich überreicht wird. Bei kleineren Hochzeiten wird das Brauträdel schon am 2. Tage übergeben. Aehnliche Gebräuche bestehen übrigens auch sonst im Elsass und in der benachbarten Rheinpfalz.

Nachdem am 3. und 4. Hochzeitstage die Wogen der Freude immer tiefer geschlagen, ging die fröhliche Gesellschaft wieder auseinander. Aber bei aller Festesfreude gedachte man auch der Armen und Bedürftigen. Sie wurden in reichlichem Masse mit Wein, Brod und Fleisch und später noch mit den sogenannten Arosen, dem Uebriggebliebenen, beschenkt. Dieser Wohlthätigkeitssinn und dieses Mitgefühl für Notleidende, Unglückliche und Kranke ist überhaupt ein schöner Zug in unserem Elsass, würdig, den althergebrachten Sitten und Gebräuchen zur Seite gestellt zu werden.

---

[1] Heljen, ursprünglich = Heiligenbild, im weiteren Sinne überhaupt = Bild, buntes Papier.



Möge auch bei zukünftigen Hochzeiten zu Mietesheim an den schönen Gebräuchen festgehalten werden, möge insbesondere die Sitte des «Krönels» noch recht lange geübt werden! Für alle gebildeten Leute aber, die wissen, was das «Krönel» für eine Bedeutung hat, sollte es eine heilige Pflicht sein, nach Kräften an der Erhaltung dieses schönen Trachtstücks, vielleicht auch an seiner Neubeschaffung und Verbreitung zu wirken.

XIII.

E Hochzydder im Kleiderkaschde.

Schwank in 1 Aufzug

von

Dr. Julius Greber.

(Das Aufführungsrecht bleibt vorbehalten.)

Personen:

Valentin Holzinger, Rentner, früher Schlossermeister.
Karoline, seine Tochter.
Georg Edel, Sekretär an der Tabaksmanufaktur.
Johann Baptist Dewein, Kaufmann.
Marie Keck, Nichte von Holzinger.

Ort der Handlung: Strassburg i. E., Langestrasse Nr. ***.
Zeit der Handlung: Die Gegenwart.

Dekoration.

Ein hübsches, nicht allzu elegant möbliertes Zimmer. Mittelthüre, rechte und linke Seitenthüre. Rechts vorn ein Tisch mit Zeitungen. An der rechten Wand ein Schränkchen. Links vorn ein Rauchtischchen. Links in der Ecke ein Kleiderschrank.

(Rechts und links vom Schauspieler.)



Scene I.

Holzinger mit Karoline am Tische sitzend. Holzinger ist in eine Zeitung vertieft, Karoline stickt.

Karoline: Babbe?

Holzinger: (ohne aufzusehen): Hen?

Karoline: Heer', Babbe!

Holzinger: (w. o.): Was isch denn? Was witt, min Herzele?

Karoline: Jez bin i ball ferdi mit minem Dings do. Gell, 's isch scheen worre?

Holzinger: (w. o.): Sehr g'fizt.

Karoline: Dü lüejsch jo nit emol. (Pause.) Was hesch denn, dü bisch in der letschte Zydd so präoggübiert! Het dir villycht der Brief Surje gemacht, wo-n-ich hit morje im Fakteur abgenumme hab?

Holzinger: (w. o.): Hab noch kenne Brief gelese hit.

Karoline: Er isch üs Hawenau.

Holzinger: (aufmerksamer.) Ues Hawenau! Wie isch er denn, Linel?

Karoline: Do uf de Disch haw i ne anne geleit.

Holzinger: (sucht u. findet ihn.) Ah do! Der isch wohrschynli vum Scharl.

Karoline: Wer isch denn des?

Holzinger: Dü waisch doch. Des isch min güeter Frind, wo mit mir zellemols, wie mer noch jung sin gsin, in d'Lehr isch gange. (macht den Brief auf.) Mir henn uns lang nimmi g'sehne, zydder 25 Johr.

Karoline: So — — der! wo so lang in Baris isch gsin un vun dem dü ass so netti Stickle verzehlsch. Was schriebt er denn?

Holzinger (während er liest.): Mer kanns nit wisse; 's geht dich villycht au ebbs an. (Nachdem er gelesen.) So ischs erecht, so hab ich's erwart vun em. (Er legt den Brief auf den Tisch. Geheimnisvoll:) Heer', Linel, ich will dich ebbs fröje. Hesch dü schun ans Hirote gedenkt?

Karoline: Jo, worum niggar? Bin noch vill ze jung derzue.

Holzinger: Dü krejsch awer jez ball 20 Johr, do kammer schun dran denke.

Karoline: Worum hesch mich jez des gefröjt?

Holzinger: Sychsch, Linel, dü bisch e verninftigs Maidel un mit dir kammer schun e Wertel redde. Waisch — — min güeter Frind — — der Scharl — — der het e Büe —

— — es soll e netter Mensch sin — — ich kenn ne nit — — er heisst Schambedyss — — —

Karoline (ihn durchschauend): Denne soll i hirote — — —

Holzinger: Jez wart doch e bissele. Der Scharl meint eso un eso — — — er het e Büe — er isch 24 Johr alt — — — un ich hab e Maidel — du bisch ninzeh — — —

Karoline (entschieden): Babbe, ich hirot ne nit.

Holzinger: Jez eryffer' dich donnit so; loss mich erscht üsredde.

Karoline: Ich will ne awer nit. Liwerscht gew i widder zeruck in d'Bansion.

Holzinger (ohne auf Karoline zu hören): Er isch rych, er bekummt e scheens Gschäft in Hawenau — — —, enfin, 's isch, was mer saat, e güeti Partie, — — ich mein, ihr werre glickli.

Karoline: Ja, ich kann donnit d'Hochzyddere vun Ainem werre, wo-n-ich nit kenn!

Holzinger: Dü wursch ne schun kenne lehre. Hit am-e-n-Uehre-n-elfe kummt er ins Hüs. Do stehts im Brief.

Karoline: Dü kennsch ne doch awer au nit.

Holzinger: Cela ne fait rien. Sin Babbe het mer for ne garandiert.

Karoline: Awer wammer emol ghyrot sin, kann i ne nimm in simm Babbe zeruckgenn!

Holzinger: Mach' kenni Plän. Die Sach isch bschlosse. Wenn dü ne mol kenne gelehrt hesch, wurds schun vun selbscht gehn.

Karoline: Un wenns der nettscht un der richscht Bue wär, ich wott ne gannit kenne lehre.

Holzinger: Jez lüej doch Aner des obsenat Kepfel an! Ich hoff, dü wursch mer au dodrin g'horche, wie sunscht.

Karoline: Nein, Babbe, wo sich's um min Lewesglick handelt, do haw i noch e Wertel mitzeredde.

Holzinger: Bring mi nit in d'Raasch! (Pause.) Jez merk' ich, weje was dü mir obbosiersch. Dü hesch e Mann im Kopf, un der müss erüs.

Karoline: Awer Babbe!

Holzinger: Ja, so ischs. Des haw i glych g'schmeckt. Do misst mer e schlächdi Nas han. Ich wur dir noch der Karakter stelle. Denk dran! Din Babbe waiss besser, wer fur dich basst, hesch's verstande!

Karoline: Ich kann ne nit hirote. Ehnder hirot ich aner üs em Raschbelhüüs.

Holzinger: Sakredenundebib! So ebbs haw i nonnit gheert. Linel, ich saa dirs im Güete: mach mer kenn Saches. Wenne hesch dü im Kopf? Saa's, wenn dü's Kürasch hesch!

Karoline: Ich kanns nit sawe, Babbe.

Holzinger: Was — — —! dü hesch wirkli hinder minem Rucke ebs angebendelt? Dü sottsch dich schame! Wer ischs, ich wills wisse.

Karoline: Ich brüch mich nit ze schame. 's isch der Schorsch üs der Düwaksmanüfaktür.

Holzinger: Wer ischs?

Karoline: Der Schorsch Edel — — —

Holzinger: Hab dene Name nonnie g'heert. Was isch er?

Karoline: 's isch e-n-Emplöjirter, e Sekretär bi der Düwaksmanüfaktür.

Holzinger: Was — — —! E Schriwer? Un écrivain saat mer uf Dytsch. Un denne witt dü hirote? Was mansch denn dü? Was fallt dir in? Haw i min Geld desweje in Müj un Arwet zsammegespaart, dass ichs so aim Fedderfuchser an der Kopf schmiss? Linele, Linele, des isch nix — — do wurd nix drüs. (Mit Nachdruck.) Wann hit d'Lumbeglock lytt, bisch dü mit em Schambedyss fianciert.

Karoline (unglücklich; weint): Babbe, liewer Babbe!

Holzinger: Des Hyle badd nix. Je te l'ai dit; du hesch min Wort g'heert. Dü bariersch. Dü bisch mer meh wert, ass d'Frau vum e Schriwer ze werre. Dü machsch e güeti Partie. Saa, din Babbe het dirs gesaat. Ich waiss schun, was ich dhüe, un hab mich nonnie drumbiert. Un domit Punktum. — (Er setzt seinen Hut auf) — — Ich müss noch e-n-Auesblick furt for e Kommission uf em Gimbelmerik. Bitztert um 11 Uehr bin i widder do. Bitz zü dere Zydd kannsch dü dine Düwaksschorsch üs em Kopf han. Un wenn dernot der Schambedyss kummt: e scheens Frätzel ufgesetzt un ne güet besurjt. So het's din Babbe gewellt — — — un so wurds gemacht.

(durch die Mittelthüre ab).

Scene II.

Karoline allein.

Karoline (nachdem sie sich ausgeschluchzt): Mir armi Maidle! Mir sin bi Gott ze bedüere. Nit allein, dass mer nit hirote kann, wammer will, mer müess a hirote, wammer nit will. Wenn ich's noch emol ze dhüen hädd, ich dhät ass Büe uf d'Welt kumme. 'S isch en Elend. Min armer Schorsch! Awer dir bliew i trei; ich bin allewyl e g'horsams Kind gsin, awer im Hirote will i minem ayene Herz, un nit im Babbe sinem Kopf folje.

Scene III.

Karoline, Marie.

Marie (im Schlupf, die Mittelthüre aufreissend, und nachdem sie Karoline gesehn, auf sie zueilend): Güete Daa, liebs Linel, güete Daa!

Karoline (wieder aufgeheitert): Lü do, 's Marie! (Sie umarmen und küssen sich). Wie geht dirs? Wie kummsch so g'schwind here?

Marie (eifrig): Dü waisch doch, ich bin zwei Monet bi der Dande in Obernai uf Besüch gsin. Netti Lytt, e grosser Hofft, e scheener Garde, alles was mer will. Oh, ich ha mich so güet amüsiert! Awer 's isch doch zü güeter Letscht ze-n-ambedant worre, de ganze Daa bi dene-n-alti Lytt züzebringe. Do haw i gsaat: A revoir, ma chère tante, hab mine Bindel gpackt un bin widder uf Strossburri kumme.

Karoline: Was dü nit saasch!

Marie: Gell, ich hab scheens Wedder ghett! Denk, Linel, en arj güeti Erndt'! Aepfel, Biere, Pfirschi — — alles im Iwwerfluss. Un der güet Win!

Karoline: Wie geht's der Dande?

Marie: Merci bien. Sie macht güet. 's isch nit so lycht, mit er iwwereins kumme, ass mer denkt. Ich ha mini Müj mit er ghett. So alti Persone hen gar manchi Schrull im Kopf, un wann die mol drinne sitze, gehn sie nimmi nüs. Sie het so vill geredt vun ihrem Teschdament — —

Karoline: Het sie dir ebbs verschriwwe?

Marie: Drei däusig livres, het sie mir gesaat. Un was machsch denn dü und der Unkel?

Karoline (etwas niedergeschlagen): Der Babbe-n-isch zefridde.

Marie: Was gitts denn Neijs in Strossburrj?

Karoline: Der Bebel isch Gedepüdierder worre.

Marie: Der Bebel? Lü do, der Bebel!

Karoline: 's isch e roder, het der Babbe gsaat.

Marie: Hesch dü ne schun g'sehne?

Karoline: Abba. 's leit mer au nit an. Ich kann so wie so d'rode nit lyde.

Marie: Awer Linel, dü sychsch nit güet üs. Dü bisch donnit krank gsin? — — Dü hesch gegryne!

Karoline (verlegen): Ich bin nit krank gsin — awer — awer —

Marie: Dü hesch donnit chagrin d'amour?

Karoline (zögernd): Doch, Marie, 's isch so ebbs.

Marie: Was! Un dü hesch mir nix dervun geschriwwe? Dinem güete Kamerädel hesch nit emol so ebbs mitgedeilt?

Karoline: So ebbs losst sich nit schriewe. Des kammer numme sawe.

Marie: Ja, so saa doch! Ich wart jo druf! Wer isch denn dine chevalier, wo dir so vill Surje macht?

Karoline: Dü kennsch ne güet.

Marie: Eh bien, so saa doch — —

Karoline: Der Schorsch Edel üs der Fritzgass.

Marie: Linel, denne kenn i awer nit. Isch's e scheener Büe?

Karoline: Ja, ja, wem er gfallt! Er isch Schriewer bi der Manüfaktür. — — Wenn mer hirode dhädde, un der Babbe dhädd e bissele Geld derzüe genn, no dhädd er e Düwakslade ufmache uf em alte Fischmerik. Do dhädd's Gschäft güet leije, het er gesaat.

Marie: Wie hesch ne denn kenne gelehrt?

Karoline: Des isch e langi Gschicht. Mir hen emol e Dür gemacht uf der Fuchs-e-Buckel. Do simmer Schiffeles g'fahre uf em Wasser mit em Frenzel un mit em Finnel. Un do isch er au derzüe kumme — 's Frenzel het ne g'kennt, er isch — man i — üs sinere Frindschaft — un het glich so scheen ze redde gewisst un so ardli ze dhüen. Do haw i mir glych gedenkt, denne dhäddsch dü nemme. Alors, es het nit lang gedüert, do haw i ne bim Frenzel getruffe, un do het er mir gesaat, dass er mich gern het — — un eso — — un dernot hemmer uns gejeseiti 's Wort genn.

Marie: Waiss din Babbe nix dervun?

Karoline: Hit haw ichs im gesaat, wil er mir probosiert het, ich sott en Anderer hirote, de Sohn vum e güete Frind vun em, dem ers schun versproche het. Il s'appelle Schambedyss.

Marie: Losch dü dir dies gfalle?

Karoline: Nan, 'ich hab im Babbe gesaat, dass i ne nit will. Do isch der Babbe bees worre, het gedundert, mich angeschnurrt un gemant, er wott mich schun zerecht stutze. Jez hit soll der Schambedyss ins Hüs kumme un dernot solle mir mit enand fianciert werre. Do leit der Brief, wo's drinne steht.

Marie: Hesch dü ne schun gelese?

Karoline: Nan, i bin au nit druf wunderfizzi. Ich weiss genue.

Marie: Dies muess mer awer lese! Dü wursch dich donnit verhandle lon wie e Balle üs em Bassage? (nimmt den Brief.) Mer welle ne mol ins Gewisse lüeje, denne zwei Babbe.

Jesses isch des e Welt! Sott mers fur mejli halde! (Sie liest.)

Hagenau, den 21. September 1893. «Mein lieber Valentin! Dass du so schnell und so freudig auf meinen Vorschlag wegen unseren beiden Kindern eingegangen bist, hat mich sehr gefreut, indem dass ich daraus entnehme, dass unsere gute Kameradschaft noch immer die alte ist. Damit wir die Sache baldigst in die Reihe bringen, wird mein Sohn sich morgen» — — (sieht auf den Wandkalender) des isch also hit — — «um elf Uhr bei dir einfinden, um sich vorzustellen. Mit vielen Grüssen Dein Dewein.

Postcripdom. Mein Sohn wird im Rebstöckel logieren. Dies zum Avis für den Fall, dass du ihn vorher sprechen möchtest».

Linel! um elf kummt er jo schun. 's isch glych elfe. Er isch jezert schun uf em Waj. Do muess ebbs rangiert werre, awer gschwind.

Karoline: Marie, ich hab so Aengschde, un der Babbe-n-isch au nit do — — —

Marie: Der isch alleway zü em gange. Arms Linel! Ja, was mache mer, was mache mer?

Karoline: O Jerum, o jerum! (Pause. Es klingelt.) Hesch die Sonett gheert? Er kummt schun. Ich mach nit uf Was selle mer anfange? (Sie horchen beide.)

Marie: 's Rosalie macht wirkli d'Dihr uf.

Karoline: Jerum, jerum!

Marie: Halt, Linel, ich hab e-n-Idee. So gehts. Ich worr's im zaye. Geh furt, Linel, gschwind! Kannsch dich uf mich verlon. Ich will im de Kopf wesche, asser nit widder kummt.

Karoline: Was witt denn mache?

Marie: I will mit em redde. I hab kenn Aemes vor de Mannslytt. Jez geh awer!

Karoline: Ich geh schun. (Ab Seitenthüre rechts.)

sehr schnell

Scene IV.

Zuerst Marie allein, dann Georg.

Marie (hat sich mittlerweile auf einen Stuhl gesetzt und thut so, als ob sie läse; es klopft): Entrez, s'il vous plaît.

(Georg, schwarz und altfränkisch gekleidet, einen Cylinder in der Hand, tritt ein. Marie wirft einen kurzen Blick auf ihn zu und beachtet ihn weiter nicht.)

Marie (für sich): Wie e Kaminfejer mit eme Schibüs.

Georg: (nach einer Pause, während welcher er verschiedentlich mit dem Fuss scharrt, für sich): Kürasch, Schorsch Edel, Kürasch! (laut) Bonjour, mademoiselle.

Marie: Bonjour, monsieur. (für sich.) Isch des e Blebs! (laut.) Welle sie Platz nemme.

Georg: Ja. (Pause, dann für sich.) Wann ich numme min Linele spreche kennt! Bi dere Person isch mers nit ghyr. (setzt sich.)

Marie (spitz.): Wenne süche Sie?

Georg: Ich mechd mit em Mossjö Holzinger redde.

Marie: Ah so! Er isch nit d'heime. (für sich.) Der Unkel het ne alleway nit getruffe.

Georg: Er isch nit d'heime? (für sich.) Schorsch, dü wärdsch besser uf der Manüfaktür gebliwwe.

Marie: Bermediere Sie, ass ich Sie fröj, was Sie mit em redde welle? (Pause. Dann für sich.) Was er Aim anglozzt! Er macht Aue ass wie e Stier.

Georg: Ich mechd im sawe — — —

Marie (schnell einfallend.): Ich waiss, was Sie im sawe welle. Sie mechde's Linele hirote.

Georg: Ganz recht, un mechd de Babbe bidde — — de Babbe bidde — —

Marie: Schame Sie sich. Mer wisse-n-alles; mer sin derhinder kumme, 's Linel un ich. Sie brüche-n-alleway kenne Babbe meh ze fröje. — Sie hen awer d'Rechnung ohne de Wirt gemacht.

Georg: Dies kann i jez nit verstehn.

Marie (für sich.): Was er sich noch verstellt, die Newwelkapp! (Sie steht auf und geht auf Georg zu, der sich allmählich ganz entsetzt erhebt.): Wie kenne Sie sich erüsnemme, ass e wildfremder Mensch in des Hüs ze kumme for um d'Dochder anzehalde? Isch dess savoir-vivre? Bi Inne-n-isch der Anstand nit wit here: Fur Sie wärd's güt, Sie giengde-n-emol züm Bittler oder züm Rey, ass Sie Maniere kreje, Sie Loddel!

Georg: So ebbs isch mer bitz jez nonnit arriwiert. (Etwas pikirt.) Was het Sie sich denn in mini Affaire ze milliere?

Marie: Des will i ne sawe. Des Recht gitt mer's Linel.

Georg: Des kann nit mejli sin.

Marie: Ich will mit Inne nit noch lang erum plädiere. Sie mechde sich bi mir noch güet Männels mache. Was Sie mir do sawe, macht mir nit meh üs, ass wemmer im e Ochs ins Horn pfezt.

Georg (in's Publikum): Bi dere wurd's Aim ganz abardi.

Marie: 's Linel het mir ufgetrawe, Inne mitzedeile, dass von ere Hirot zwische-n-Inne un im nit d'Redd kann sin. 's Linel isch kenn Gstuns zum Spiele, wo mer in jedem 'Dalliänerlaade kaufe kann.

Georg: Haw i denn des g'saat?

Marie: Babble Sie kenn dumms Dings. 's Linel will nix vun Inne wisse; es will Sie nit emol sehne.

Georg: Ja awer weje was denn nit?

Marie: 's Linel het schun sine Hochzydder un zwei sin ze vill. Mir kenne numme aner brüche.

Georg (erschrocken): Was? 's Linel isch schun fianciert! Um Gottswille, ich kanns nit glauwe.

Marie: So losse Sies bliewe. Kammer's schun vorstelle, ass Sie gern in des scheen Geld nin g'hirot hädde. Awer des welle mir noch hinderdriewe. 's Bescht wurd sin, Sie nemme widder ihre Schibüs un gehn heim. Do han Sie nix meh ze süche.

Georg (für sich.): Sott 's Linel so falsch sin? Nein des geht mir nit in de Kopf. (laut.) Ja, kann i denn gannit mit em Linel redde?

Marie: 's Linel het kenni Zydd un will au kenni han.

Georg: Ich müess vum Linel selwerscht heere, ass es mich nit will.

Marie: Au noch! — Sie hen jez Dings genüe gemacht. — Adje!

Georg: Wann i numme wisst, was do derhinder steckt! (ab durch Mittelthüre.)

Marie (ruft in die Seitenthüre rechts): Linel, Linel!! (Sie lacht, dass ihr die Thränen in den Augen stehn.)

Scene V.

Marie, Karoline.

(schnell und im Lachen)

Karoline: Saa, wie isch's gange?

Marie: Güet. Der kummt nit widder. Ich habs em g'saat. Denne haw i gschwind erüsspediert. Er isch wie verdattert gsin.

Karoline: Was hen ihr denn so lang mit enand geredt?

Marie: Ich ha ne gannit redde lon. Er hett zü dinem Babbe gewellt.

Karoline: Wie sycht er denn üs?

Marie: E schwarzer Frack un e Schibüs.

Karoline: Un sunscht?

Marie: Ebbs ganz gewehnlichs. Mit aim Wort: e Krummschunke. Mer lüejt im an, ass er nit for dich g'schaffen-isch. Er het e ganz verzwirwelts Gsicht gemacht, wie ich im sini Lektion hab genn.

Karoline: Wenn ers awer im Babbe verrot.?

Marie: Bly numme rüewi, der träut sich nit; — — un wenn ers em saat, wur ich di schun erüsrisse.

Karoline: Dü bisch so güet, Marikel! — Dü hesch awer immer noch de Schlupf an. Lej ne doch ab! Dü bliesch doch zum Medda-Esse un auch iwwer Nacht? — Dü derangiersch uns nit.

Marie: Eyetli dürft i nit. Awer i bli doch. Ich kumm uf Bischwiller noch früej genüe.

Karoline: Dü schlofsch in minere Schambre. Hit Owe welle mer uns ordetli üsretsche. Ich ha dir noch so vill ze verzehle!

Marie: A propos — — saa mer doch, weje was kummt denn nit der Schorsch emol zü dinem Babbe, for mit em ze redde? Din Babbe wurd sich schun erweiche lon.

Karoline: Noch letschte Sundaa het mer der Schorsch g'saat, ass er kumme will. Jezert, wann er's üsfiehrt, zell wisst i nit.

Marie: Müesch numme gherig bim Babbe bettle, ass er dir de Schorsch gitt.

Karoline: Waisch — — in dere Wuch derft er nit kumme. Wenn der Babbe ne jez in sinere Wiewacidäd verwitsche dhäd, er dhäd ne grad verwurje.

Marie: Des müen mir verhiete.

Karoline: Ich glaub awer nit, dass er kummt. Ich hab em nit zügeredt. — Bardon, ich müss jez furt um's Zimmer for uns ze rangiere.

Marie: Ich geh mit der, ich hilf der.

Karoline: Bly numme do. Der Babbe müss doch ball kumme. Er wurd e gross Bläsir han, wann er dich sycht. Des wurd ne widder güet stimme. Waisch, er kann dich so güet lyde.

Marie: I will mich doch e bissele frischiere un müess mer a d'Hend wesche.

Karoline: So kumm.

(Beide Seitenthüre rechts ab.)

Scene VI.

(Es klopft mehrere Male. Dewein tritt vorsichtig ein. Bäurische Eleganz, brauner Filzhut, gelbe Handschuhe. Er schaut sich im ganzen Zimmer aufmerksam um. — Bei dem Tische bleibt er stehn.)

Niemes do! D'Dhiere-n-isch drüsse offe gstande — — — alles üsgflöje. (Er sieht auf die Uhr.) Jez isch's grad 11 Uehr. Der Babbe het doch geschriwwe, dass ich kumm. Am End bin i lezz. — — (Er geht auf die andere Seite. Marie, jetzt ohne Schlupf, tritt auf.) (Dewein für sich.) Halt, do kummt sie schun. Der Babbe het jo recht; 's Mamsell Holzinger isch e syfers Maidel! (entschlossen.) Die wurd ghirot. — Jez awer, Schambedyss, numme nit mit der Diehr ins Hüs gfalle.

Scene VII.

Dewein, Marie.

Dewein: Serviteur, mademoiselle.

Marie (die ihn zuerst nicht bemerkt hat.): Jesses, e Mann! — — Güete Daa! (für sich.) Des isch alleway der Schorsch vun der Düwaksmanüfaktür! Der het Kürasch!

Dewein: Es wurd ne bekannt sin, wer ich bin.

Marie (verständnisinnig.): Ja, ich kammers denke.

Dewein: Mamsell, welle Sie mirs nit in Iwwel nemme, ass ich so sporestracks in des Hüs kumme bin.

Marie: Ich weiss. Awer 's isch scheen vun Inne, dass Sies iwwers Herz g'brocht han. Es müess doch emol sin. 's wurd sich schun alles mache. (Für sich.) E netter Burscht! 's Bescht wurd sin, dass ich em Linel rüef; awer halt, mer welle mol lüeje, was es for aner isch. (laut.) Welle Sie sich nit placiere?

Dewein: Merci bien; bin nit mid. Awer bermediere Sie, ass ich e Cigarettel rauch? Es redd sich besser derby.

Marie: Nemme Sie sich ans, wanns beliebt.

Dewein (beschaut dieselben aufmerksam.): Die sin vun der Manüfaktür. (macht einige Züge.) Die sin güet.

Marie (für sich.): Er macht, dass es Gschäft geht. (Sie setzen sich).

Dewein: Het mer Inne schun mitgedeilt — — —?

Marie (überlegen.): 's isch mer alles schun gesaat worre.

Dewein (für sich): Die het ihr Babbe güet dressiert. So e Herrgottsrüej haw i doch nit vun ere erwart. — — (laut.) Wisse Sie, liewi Mamsell, ich mein, dass mers mit der Lieb nit eso triwwliere sell. So e Herzesbund kann nit uf amol geschlosse werre. Do derzüe müess mer sich schun e bissele kenne, wammer uf e glicklichs Lewe spikklire will.

Marie: Do henn sie recht.

Dewein: Sie derfe mer a nit bees driwwer sin, ass ich hit, wo ich Sie zum erschte Mol sych, so glich vun der Lewwer ewweg redd. Des gheert sich, wammer welle-n-Achtung vor enand bhalte.

Marie: Sie redde scheen.

Dewein: Sie werre villicht au schun vun mir wisse, dass fur mich der Ghorsam geje d'Eldere immer 's Erscht isch. Wer sine-n-Eldere nit bariert, der kann nit glickli werre. — Awer mit der Lieb isch's e so e Sach; do sotte d'Eldere de Kinder donnit erinkrame.

Marie: D'Eldere henn güet redde; sie hirote nit, awer mir.

Dewein: 's isch fur e junge Mann züe gênant, wann er in e Hüs sell kumme un sawe, do isch der Hochzydder.

Marie: Un for e Maidel, wemmer em saat, denne müesch dü hirote.

D e w e i n : Awer wenn sie sich dernot emol kenne gelehrt han un finde, dass sie zü enand passe — es brücht nit lang, bitzt mer des erüsgspiert het (Seitenblick auf Marie.) —, not ischs doch widder besser, ass d'Hirot de Winsche vun de-n-Eldere entsprecht.

M a r i e (für sich): 's Linel het sich e braver Büe üsgsüecht. Der dhädd mer au conveniere.

D e w e i n : Des mein i so im Allgemeine — — en général — —

M a r i e : Un was meine Sie im Bsundere?

D e w e i n : Ich mein, Mamsell, 's isch mer güet gerote worre, dohere ze kumme.

M a r i e : Mer sott allewyl sinem Herze un sinere Lieb folje, no dhüed mer nit annekeye.

D e w e i n : 's isch mer gannit so lycht worre, mich ze bräsendiere.

M a r i e : Wie d'Affaire leye, kann ichs begriffe. Der Gedanke, dass mer nit erecht kumme kennt, der dhüed Aine dukke. No kammer ass nit der Uesdruck finde for das, wo mer sawe will.

D e w e i n : Vous avez raison, mademoiselle. — S o ischs mer au ums Herz gsin, wie ich do erin getreddc bin.

M a r i e : Awer jez hen Sie's iwwerwunde?

D e w e i n (warm werdend): Wann ich I n n e in d'Aue lüej, no weiss ich, dass alles güet ablauft.

M a r i e : Sie kenne rüewi sin, ich wur Inne schun helfe.

D e w e i n (w. o.): Glych, wie ich Sie gsehne hab, hab i bi mir gedenkt: so e Frau im Hüs, des isch e Glick un e Seje.

M a r i e (für sich.): Oho, ich glaub gar, der macht m i r Awance.

D e w e i n (leidenschaftlich.): 's isch e-n-abardigs Gfiehl, wammer aim Maidel gege-n-iwwertredd un sich sawe müess, die kannsch, die müesch dü glickli mache.

M a r i e (steht auf): Was isch denn los? Sie lüje mich jo an wie e Durdeldiwelkidder. Denke Sie doch an anderi Persone, wo sie meh schuldi sin.

D e w e i n (schaut im Zimmer umher): 's sin jo kenni do! — Wann ich Sie sott beleidigt han, dhädd's mer leid; des hab i nit gewellt.

M a r i e : Mit aim Maidel sotte Sie genüe han; sie brüche nit noch andere de Kopf ze verdreje. Sie verstehn's. Awer ich gheer nit züe de Dumme. Des misste Sie erüs han.

D e w e i n : Pardon, mademoiselle — — veuillez avoir la bonté de me dire — — —

M a r i e : Jez fange Sie franzeesch an, wammer ditsch mit Inne redd! Soyez tranquille! Allons!

(Man hört draussen Tritte. Stimme von Holzinger.)

(für sich.) Jesses, jez kummt der Unkel — — un's Linel het mer gesaat — —

D e w e i n : Awer heere sie doch — —

M a r i e : Sin sie verständig. Er derf Sie nit do treffe! Des gäbd e carambolage! Sie müen furt, sie müen sich versteckle. Sie derfe hit nix mit em redde. Sunscht geht alles schiewes!

D e w e i n : So kläre Sie mir doch uf — —

M a r i e : Nix, nix, nix, nix — — — mer hen kenni Zydd derzüe. Jez awer wie anne? Warte Sie, in des Zimmer (Zimmer links) — — nein, des geht nit — — kumme sie gschwind — — in denne Kleiderkaschde — —

D e w e i n : Was sin denn des for Visemadende — —

M a r i e : Als erin! Sie werre doch des for Ihri Lieb und ihre Schatz dhün kenne — —

D e w e i n : Ich versteh nix vun dem ganze Gebübs. Awer enfin, wenn S i e s welle — — Inne will i's nit abschlawe.

(in höchster Eile)

(Er geht in den Schrank. Sie macht zu, zieht den Schlüssel ab und legt ihn in Eile auf den Rauchtisch; der Hut Deweins ist auf einem Stuhle liegen geblieben.)

M a r i e : Gottlowedank. Jez heissts, der Verstand zsammenemme!

Scene VIII.

Holzinger, Marie.

M a r i e (Unbefangenheit heuchelnd.): Güete Daa, liewer Unkel.

H o l z i n g e r : Ah — — 's Marikel. Des isch awer scheen, dass dü uns au emol besüchsch, min herzigs Meyel. Zydder wenn bisch do? Was gitt's d'heim?

M a r i e : Ich kumm üs Obernai.

H o l z i n g e r : Vun minere Schweschder?

M a r i e : Ja, Unkel.

H o l z i n g e r : Do kannsch awer vill verzehle. Ich will mer's g'schwind kommod mache, dernot welle mer mit enand babble. Ich Niemes do gsin?

M a r i e : Wisst nit wer, liewer Unkel.

Holzinger: Hm-hm — — — so—so — — (für sich.) 's isch züe dumm, ass ich de Schambedyss nit d'heim getruffe hab.

(Er will in sein Zimmer, gewahrt den Schlüssel auf dem Rauchtisch.)

Was isch denn des for e Schlissel? Do gheert er nit anne. Dass es Linel awer kenn Ordnung halde kann. Dess isch bi Gott der Schlissel vun minem Kleiderkaschde. Späder süecht mer ne widder.

(Er steckt ihn in die Westentasche; will nach links ab.)

Marie (erschrocken für sich.): Um Gotteswille, des wurd e scheeni Gschicht. (laut, naiv bittend) Unkel, witt dü mir de Schlissel nit genn? Ich gibb ne im Linel.

Holzinger: Bi mir isch er besser ufgehowwe.

Marie: Awer 's Linnel brücht ne.

Holzinger: For was?

Marie: 's het e Kleid drinne, wo's anzeye will.

Holzinger: 's sin numme Kleider vun mir drinne. (nach links ab.)

Marie: 's wurd mer ganz dirmli. Do haw ich ebbs scheens angriecht. Wann der Schorsch numme jez üs em Kaschde erüs kennt, no wurd alles güet. E beeser Geischd het mich alleway vexiert, dass ich denne Schlissel do anne geleit hab.

Scene IX.

Karoline, Marie.

Marie: Linel, Linel, en Unglick!

Karoline: Verschreck mi donnit so. Was gitts?

Marie: Babbel donnit so lüt. — Do isch er drinne (zeigt auf den Schrank).

Karoline: Wer?

Marie: Din Schorsch!

Karoline: Min Schorch. Ja, ich sych ne jo nit.

Marie: Do im Kaschde isch er drinne.

Karoline: In dem Kleiderkaschde?

Marie: Ja, er isch ewwe kumme, for mit Dinem Babbe ze redde. Der het uns awer iwwerrascht — — no haw i ne g'schwind versteckelt.

Karoline: So loss ne doch erüs. Er verstickt am End.

Marie: Ich kann jo nit. Der Unkel het de Schlissel.

Karoline: Isch der Babbe noch do?

Marie: Er isch in sinem Zimmer.

(sehr schnell u. im Flüstertone)

Karoline: No will i de Schlissel gschwind hole.

Marie: Er gitt ne nit erüs. Ich hab ne im schun gefröjt.

Karoline: Jehmer! — — — — (Sie geht an den Schrank) Schorsch, liewer Schorsch! (Sie umarmt den Schrank und giebt ihm einen Kuss.)

Marie: Was saat er? (Sie horchen.)

Karoline: Er brüelt: lon mich erüs! ich bekumm kenn Luft meh!

Marie: 's isch um verruckt ze werre.

Karoline: Schorsch, Schorsch, numme noch en Auesblick — — —

sehr schnell und im Flüstertone

Scene X.

Holzinger, Marie, Karoline.

Holzinger summt ein Liedchen, ist vorzüglicher Laune. Die Mädchen bleiben wie versteinert stehen und ringen, sobald Holzinger den Rücken wendet oder den Kopf verdreht, verzweifelt die Hände, indem sie sich gegenseitig anschauen und bedeutungsvolle Blicke auf den Schrank werfen.

Holzinger (im Schlafrock, mit der Hauskappe.): Do bin i widder. — — — Worum stehn ihr denn do, wie zwei Landerne? Setze-n-ych doch. — — E nets Rauchdischel! n'est-ce pas Marikel? Ich ha's gewunne in der Armeloderie for 2 Franke. — — — Awer was schmeck i denn? Do het ebber geraucht.

Marie: Ich hab e kleins Zigarettel — —

Holzinger: Ah so! dü rauchsch! Dü bisch, glauw ich, au e Rüss worre wie d'Franzose.

Marie: 's sin numme Plän gsin, Unkel.

Holzinger (gewahrt den Hut Deweins.): Awer do leyt jo e Schabbo — — — Isch doch e Bsüech do gsin? Ich erwart aner. Waisch dü nix dervun, Linele?

Karoline: 's isch ebber do gsin; awer numme 's Marie het mit em geredd.

Holzinger (zu Marie.): Dü hesch mer doch gesaat — — —

Marie: Ich ha's vergesse ghet, Unkel.

Holzinger: Wie isch er denn jez?

Marie: Er isch widder furtgange.

Holzinger: Ohne sine Hüet? — — — (misstrauisch) Ir worre mir donnix verdutsche?

Marie: Er het zwei Hiet ghet.

Karoline: 's isch alleway e Hüetmacher gsin.

M a r i e: Er het noch e Schabboglack ghet. Denne het er angezöje.

H o l z i n g e r (für sich.): Des wurd der Schambedyss gewenn sin. (Es klopft im Schrank.) Entrez — — — entrez! (Geht an die Mittelthüre und sieht nach.) Niemes do. (Es klopft wieder.) Was isch des for e Klopfe?

K a r o l i n e: 's Rosalie macht Holz klein.

H o l z i n g e r: Des isch im Zimmer, des isch nit drüsse. (Es klopft wieder, er hört im ganzen Zimmer umher.) Min Seel — — des kummt üs em Kleiderkaschde. Do welle mir doch glych lüeje, — — — es wurd doch kenn Dieb sin?

K a r o l i n e: Attention Babbe, geh nit dran. Wer weiss, was do los isch.

H o l z i n g e r: Bi denne Zydde isch mer nimm sines Lewes sicher. (für sich) Wo haw i denn min Pistol? (Er sucht in dem Wandschränkchen und findet eine alte, grosse, verrostete Pistole; er geht gegen den Schrank.)

M a r i e (ihn zurückhaltend): Mach denne Pistol ewegg — —

H o l z i n g e r: (leise zu Marie.): Bly rüewi, mer kann ne jo gar nimm lade.

K a r o l i n e (stellt sich, während Holzinger auf den Schrank zugeht, vor denselben.): Nan, Babbe, an denne Kaschde derfsch nit gehn! 's isch ebbs drinne, wo dü nit sehne derfsch.

H o l z i n g e r (legt die Pistole weg.): Ah — —! was isch denn des? Hen ihr ebs im Kaschde versteckelt? Do mach i ne jez g r a d uf (geht wütend auf den Schrank wieder los.)

K a r o l i n e: Halt Babbe, dü derfsch im S c h o r s c h kenn Leids andhüen, ich lyd's nit.

H o l z i n g e r: Ah so — —! tiens, tiens — — —! liebs Linele, — liebs Dechderle — — dine Schorsch hesch dü do drin versteckelt! Jez hesch dich vergallebiert. Mer wisse jez, wer drinne-n-isch! — — — — Des isch e Schand! Dass dü mir so ebbs im Hüs uffiehre müesch! Bi dir kammer nit Aue genüe han. — Jez mach i's awer kurz. Ze-n-erscht kummt der do hinne, dernot kummsch dü. — — Geh' jez uf dini Chambre; Marie, geh mit im. — — Was ich mit dem Herr ze redde hab, des kenne mir numme mit enand üsmache. (die Mädchen nach rechts ab).

Jez verstehw ich au, wies mit denne zwei Schabbo isch. Verlöjes Wibsvolk! 's wurd güet sin, mer schliesse d'Diehre. (Schliesst rechts und links ab.) Zelli Diehr (zeigt auf die Mittelthür) müess offe bliewe. Do wurd jez aner nüskeit, dass er meint, er isch im Veloklubb.

Scene XI.

Holzinger. Dewein.

Holzinger (öffnet den Schrank und zieht Dewein heraus; dieser ist zuerst ganz geblendet und gewinnt erst allmählich Fassung). Kumme Sie erüs! Kumme Sie erüs! So! do hemmer ne. Sie sin also der Mann, wo mich mit minere Dochter anschmiere will? Sie nemme sich erüs, hinder minem Rucke minem Linele-n-e Bsüech ze mache un sich dernot in de Kaschde ze versteckle! Bliewe Sie doch uf der Manüfaktür, wo Sie here kumme sin. Mer brüche Sie nit, Sie Schnupfdüwaksgsicht!

Dewein: Herr Holzinger, ich bin bi dere ganze Sach unschuldi.

Holzinger: Halte Sie 's Mül. Mer hen Sie jez nit gefröjt. Sie welle mir au noch e Bäre-n-uffbinde? Ich worr Sie in d'Brandgass bringe lon uf d'Wehlung.

Dewein: Jez lon Sie mich numme an Wertel redde!

Holzinger: Nit 's Mül derfe Sie uffdhüen. E paar Dachtele sott mer Inne genn, dass Sie nit wisste, obb der Münsterzipfel in d'Luft lüejt oder in de Keller. Wer het sie gheissse, dohere ze kumme? Awer grad so gschwind, wie Sie do rin geflöje sin, worre Sie nüsgeschukkt, avez-vous compris?

Dewein (in den Affekt geratend): Sie sin, glaub i, gebikkt. Ze-n-erst mache Sie, ass mer dohere kummt, un dernot, wenns Inne leid isch, fange Se-n-an ze krakeele un ze briele wie e wilds Vieh — — —

Holzinger: Was sawe Sie? — — Sie welle weje mir do anne kumme sin? So e Lüjer, wie Sie, haw i nonnit gsehne! Weje minere Dochter hen Sie sich in des Hüs geschliche, wie e Dieb hen Sie sich in Kleiderkaschde verkroche — — mit Ihrem schlächde Gwisse — — Sie — — Sie —

Dewein: Wenn Ihri Dochder mers nit grode hädd, werd ich allewäy min Lewesdaa nit in die Müsfall (zeigt auf den Schrank.) eringehukkt. Mane Sie, 's isch e Bläsier, der Nochber von ihre-n-alte Gilets un Fräck ze sin? Ihrer Dochder ze lieb haw i des gedohn. . . .

Holzinger: Ich glaub schun, Sie hädde Graddel genüe, for min Dochdermann ze werre. Des dädd ne basse! D'Maidle den Eldere wegbuzze, des isch ihr Gschäft. Awer so wahr ich Holzinger heiss, Sie bekumme sie nit, Sie nit. Was denke Sie vun mir? Sie hen mir Affrunde genüe gmacht, will i mane. Sie Batschbüe!

Dewein: Un wisse Sie was Sie sin? E Growian, e Schliffel!

Holzinger: Sawe Sie des noch emol?

Dewein: Ja, ich saa's noch emol; hab kenn Aengste vor Inne. E Schliffel sin Sie!

Holzinger: Jezert bin ichs mid! — — Des isch min Hüs, des isch min Ayedum! (Er geht auf ihn los. Gebieterisch.) Nüs, saw i, nüs! Sie impertinenter Mensch!

Dewein: Ich wurr schun gehn. Mer werre-n-uns schun widder treffe, Mosjö Holzinger!

Holzinger (ganz ausser Athem.): Mache Sie, was Sie welle. Awer jez nüs mit Inne! Wurd's ball? I saa's Inne züm letschte Mol! — — (Dewein geht nach der Mittelthüre.)

(Weder Holzinger, noch Dewein haben bemerkt, wie Georg eingetreten ist. Georg hält seinen Cylinderhut vor die Brust, dass der an ihn rennende Dewein denselben eindrückt. Dewein ab.)

Scene XII.

Holzinger, Georg.

Holzinger (auf Georg zugehend, eine heitere Miene aufsetzend mit übertriebener Freundlichkeit.): Dü kummsch grad erecht, min liwer Sohn. Zydder um elfe hemmer dich erwart. (Er drückt ihm die Hand, dass er sich vor Schmerzen windet). So ischs scheen. Des macht er e grossi Fraid! — — — (Georg schaut ihn sprachlos an.) Der Simbel het dir dine Schabbo verdruckt. Ley ne do anne. Mer losse ne bim Rameau widder uffbejle un uff d'Hochzydd bekummsch vun mir e ganz neier ass e scheens Bräsent.

Georg: Herr Holzinger, derf ich Inne — — —

Holzinger: Redd donnit so dumm! Mir sin kenni fremdi Lytt meh. Ich bin for dich nit der Herr Holzinger, ich bin for dich din Babbe, un so müesch mich au tidliere. Mir zwei welle zsamme halte. Mir welle die beste Frind sin vun der Welt. Loss dich emol anlüeje. (Er beschaut ihn von oben bis unten). Des nenn ich en Aehnlichkeit. Wie der lawendig Babbe, wie im üs em Gsicht gschnitte. Wie gehts im denn?

Georg (für sich.): Was will er numme mit minem Babbe? (laut.) Er macht güet.

Holzinger: Un was dü for e netter Büe bisch; cela fait beaucoup de plaisir. — — Drej dich emol erum. A la bonheur!

Georg: Sie fladdiere mir.

Holzinger: Saasch mer schun widder Sie. Des lyd ich nit. So welle mirs nit glich anfange.

Georg: Ich hädd e grossi Bidd — —

Holzinger: Dü hesch nix ze bidde. Dü kreisch's Linel. Dü wursch min Dochdermann. Nix meh dervun geredd. Die Sach isch im Reine.

Georg: (farblos.) — — Des macht mich iwwerglickli.. Awer liewer . . . . . Babbe — wenns doch so sin mües —, ich mein, 's Linel het schun e-n-anderer Hochzydder . . .

Holzinger: Halt, do kummt mer ebbs in. Ich glaub, dü bisch hit schun emol do gsin. . .

Georg: Ganz recht.

Holzinger: Was isch denn dir gesaat worre?

Georg: Es wärd ganz unmejli, dass ichs Linel hirot. Es hädd sich schun aim andere versproche — —

Holzinger (für sich.): 's isch zum narrecht werre mit denne Wibslytt. (laut.) Des het sich verschlawe. Des sin dummi Kindernarredeye. Müesch dich nit dran stosse. Wie ichs dir gesaat hab, so blieds. Zeller, wo so gschwind het Bech genn, wie dü kumme bisch, des isch der ander gsin. Mer hen e Wertel mit enand üsgedüscht.

Georg: Ich habs gheert un gdenkt, es wurd aner hingemacht.

Holzinger: Mer müess denne Lytt hirnwüedi grob werre, sunscht isch nix ze welle. Ich glaub, er het mich verstande.

Georg; Mer hets au drüsse verstehn kenne.

Holzinger: Jez will i dir ebbs sawe. Mer mache 's eso. Ich rüef im Linel, noterd kannsch mit em redde. Dü wursch schun reüssiere. Din Babbe het 's au g'kennt; dem hets hinder d'Ohre g'sesse. Awer 's isch doch e braver Mann gsin, an dem mer sin Bläsir het ghet.

Georg (für sich.): Er müess mine Babbe kenne. (laut.) Awer 's Linel will mich nit, zell waiss ich.

Holzinger: Was d'Wibslytt geredt han, müesch nit glauwe. Wann sie ebbs sawe, ze müesch grad 's Gejedail annemme, not hesch erüs, was sie denke. (Er geht an die Thür links, schliesst auf und ruft) Linel! Bardon, 's isch jo in sinere Schambre (schliesst die Thüre rechts auf und ruft) Linel! Linel! (Stimme hinter der Scene. Babbe!) Kumm emol here!

Scene XIII.

Karoline, Holzinger, Georg.

Karoline wird unter der Thür sichtbar, wagt nicht aufzuschauen.

Holzinger (laut.): Do isch ebber, wo mit dir redde will. (leise aber eindringlich.) Dü wursch dich noch erinnere, was ich dir denne Morje gesaat hab. Dü hesch vill güet ze mache. Wann dü mit dinem Babbe in Fridde bliewe witt, no wursch wisse, was dü jez ze dhüen hesch. (Geht nach links ab.)

Scene XIV.

Karoline, Georg,

Karoline (niedergeschlagen): Schorsch, dü hesch dir e schlächder Daa üsgesücht.

Georg: Des glaub i schun, wann dü mir sawe losch, dass dü mich nimmi witt.

Karoline: Awer Schorsch, wie kannsch des vun mir denke? Wer hett denn eso dumms Dings gebabbelt?

Georg: Des ander Maidel, wo bi dir uf Bsüch isch.

Karoline: 's Meyel sott so schlecht sin?

Georg: Es hett nit vill gebrücht, not hädd's mich die Stej nabkeit.

Karoline: Schorsch, bli bi der Wohret. Mir het's ebbs ganz anders verzehlt. 's isch gannit schen vun dir, dass dü im Avance gemacht hesch. Was müess es von uns for e Meinung han! Wann dü so weni Lieb zü mir hesch — —

Georg: Ich im Avance? Wer het jez des wieder gelöje?

Karoline: 's Meyel het mirs verrote. Dü wurschs hirote welle. Saa wies isch (weint.)

Georg: Awer Linele!

Karoline: Ja mainsch, des merk i nit, dass 's Marie dini Avance güet ufgenumme het? Dü müsch im der Kopf heiss gemacht han.

Georg: Sych i so üs? I bin jo fro gsin, wie ich dich bekumme hab, Linele. Alles wärd jez güet gange, un jez fangsch mit denne Gschichte-n-an.

Karoline: 's Marie schynt mir dernot e beeser Gspass gemacht ze han; ich wurs em awer noch zeye.

Georg: Ja, bisch mer denn güet?

Karoline: Wie kannsch des fröje, liewer Schorsch!

G e o r g : Min liebs Linele ! (giebt ihr einen Kuss.)

K a r o l i n e (immer noch traurig.) : Was het dir de Babbe gesaat ? Was hesch mit mir ze redde ? Alleway nix güets.

G e o r g : Ich kanns nonnit begryffe, dass din Babbe-n-uns so glickli mache will.

K a r o l i n e : Was will er ?

G e o r g : Er het mir gsaat, dass ich sin Dochdermann werre sell. Un dü wursch mini Frau.

K a r o l i n e : Schorsch — —, mach kenni Plän. Ich weiss ganz genau, was der Babbe mit der geredd het.

G e o r g : Awer 's isch d'Wohret. Ich weiss selbscht nit, wie's gange-n-isch. Er isch mer mit so warmem Herze entgejekumme, un isch so güet gsin, i kann der's gannit beschriewe. Dü kannsch dich iwwer dine Babbe nit beklawe. Wenn ich des gewisst het — —

K a r o l i n e : Ja, het er dich nit verbrielt und verschumpfe, wie dü üs dem Kaschde komme bisch ? Ich ha's doch gheert.

G e o r g : Ues wellem Kaschde ?

K a r o l i n e : Wie kannsch noch fröje? Ues zellem Kleiderkaschde, wo dü hinne bisch gsinn. Dü hesch dich doch vor em Babbe versteckelt.

G e o r g : Ich bin in kennem Kaschde gsin, liebs Linele.

K a r o l i n e : Um Gottswille ! — — — am End isch noch einer hinne. . . . Lüj emol noch.

G e o r g : Ja, ich will lüje (Er geht auf den Kleiderschrank zu und bleibt plötzlich stehen).

K a r o l i n e : Dü hesch jo kenn Kürasch. (Sie geht an den Schrank und sieht hinein) 's isch Niemes meh hinne. Awer dass aner drinne ghukkt hett, des sycht mer. — Isch denn sunscht Niemes do gsin ?

G e o r g : Ja doch. Wie ich kumme bin, het der Babbe grad einer nüsspediert. Wenn ich noch dran denk, bekumm i widder es Herzbobble. Des Gebefz häddsch dü sotte heere. Ich hab mich nit erin geträut un bin uf em Korridor so lang stehn gebliwwe, bitz dass sie ferdi sin gsin. Din Babbe kann sich enragiere, des will ich mane.

K a r o l i n e (für sich.) : 's wurd donnit der jung Dewein gewenn sin ? Des isch unmejli.

G e o r g : Mer welle des lon. Die scheeni Stund welle mer mit enand geniesse. Mer hen genüe Zydd, for uns des ander Dings ze verzehle.

Karoline: Dü hesch erecht. Un dü sellsch min Hochzydder werre!

Georg: Ja, min herzis Linele. 's isch wie vun Aasse kumme. Mer kann jez sawe, mer sin ghirot.

Karoline: Wann welle mer uns ins Käschdel hänge?

Georg: Mer welle de Babbe fröje. — Jez müsch mer awer noch e Schmizzele genn.

Karoline: Krejsch hundert, wenn du witt. (Sie küssen sich wiederholt.)

Scene XV.

Holzinger, Karoline, Georg.

Holzinger (der dem vertraulichen tête-à-tête der beiden eine Zeitlang vergnügt zugeschaut hat): A la bonheur, à la bonheur! (er reibt sich die Hände.) So gefalle-n-ihr mir. Des macht mer grossi Fraid! (für sich.) 's het doch bariert; 's het awer au e scheeni Müj koscht. (laut.) Kumme heere, ihr zwei Fiancierti. E jeds vun ych krejt jez vun mir e Schmuz (küsst beide auf die Stirn; zu Karoline) Wursch dine Babbe nit vergesse, wenn dü mol dini aye Menasch hesch?

Karoline: Liewer Babbe, i bin so glickli.

Holzinger: Kannsch's awer au sin, min liebs Kind. Haw i dirs nit gsaat?

Georg (zu Karoline.): Mer werre-n-uns Müej genn, dass er mit uns zefridde-n-isch.

Karoline: Ville Dank, min liewer Babbe, dass dü mir mine Schorsch hesch genn.

Holzinger (leise zu Karoline.): Schambedyss, witt sawe.

Karoline (unbefangen.): Nein Schorsch.

Holzinger: Hoho, dü wursch dich donnit glich im Name-n-irre, Linel!

Karoline (w. o.): Nein, liewer Babbe, des isch der Schorsch.

Holzinger: Wa—a—s!! (Er tritt zwei Schritt zurück und ist ganz sprachlos; dann fasst er sich und ruft entschieden aus) Halt! Gehn ihr zwei üs enand! (Er führt Georg auf die andere Seite.)

Karoline: Was isch denn los? } gleichzeitig.
Georg: Was will er numme? }

Holzinger: Monsieur! — — — Wie heisse Sie, was sin Sie? (hält Georg mit der rechten Hand fest.)

Georg (sehr eingeschüchtert.): Ich heiss — — Georg Edel —

Holzinger: Un sin Schriwer bi der Manüfaktür?

Georg (w. o.): Ja — — — wenn Sie nix dergeje han.

Holzinger: Dogeje haw i nix. Awer üs der Hochzydd, won-ich Inne proposiert hab, wurd nix. 's kann nix drüs werre. Schlawe Sie sich des üs em Hirn, ich hab mich in Inne gdrumbiert. Was ich ne gesaat hab, gilt alles, alles nix.

Karoline: Mir wurds ganz schlächd.

Georg: Was haw i denn gemacht?

Holzinger: Fröje Sie nit. Do het alleway e Deifel sini Hand im Spiel ghet. Ich hab Sie for de Hochzydder ghalte, in wellem ich mini Dochder versproche hab — — — Der sin sie nit. Sie worre-n-insehn, dass es mit em Linel un Inne ferdi isch.

Georg (für sich, doch so, dass es Holzinger hört.): Ich glaub, aner vun uns isch zyddi fur Steffelde.

Holzinger: Wanns aner sin mües, not Sie. — (für sich.) Wer des Wurrwerk gschaffe het, der gheert in e Düele g'schmisse.

Georg: Awer ich hab ne doch gsaat — —

Holzinger: Nix han sie gsaat, Sie Dukkelmüeser. Sie hen mich beschwindle welle.

Georg (mit affektiertem Zorn.): Herr Holzinger — — Sie worre donnit — —

Karoline: Schorsch — — um Gottswille bli rüewi!

Georg: Loss mi. Kennsch mi doch. I mach nix.

Scene XVI.

Holzinger, Georg, Karoline, Marie (rechte Seitenthür).

Marie: Was isch denn do wiederum for e Standal? Vor dem Krambols versteht mer nit sin aye Wort.

Holzinger (zu Georg): Ich saa's zum letzte Mol, Sie kreje's Linel nit. Sie hergeloffener Zipfel!

Marie. So ischs erecht, Unkel.

Georg: Jez kummt au die noch. Ich bin verlore.

Karoline: Awer Marie — —

Marie (zu Georg.): Haw ichs ne nit vor ere Stund dydli genüe gsait? Wenn Inne nit ze rote-n-isch, losse Sie sich vor d'Dhire setze, mir isch's ein Dhüen.

Holzinger: Woruff warte Sie noch? Henn Sie nit gsehne, wie ich grad ewwe aner nüskeit hab? Sie worre nimm lache, wenns Inne-n-au bassiert isch. — — (Schlägt sich vor den Kopf.) Awer wenne haw i denn nüskeyt? Des isch jo der Schambedyss gsin, der Sohn vun minnem güete Frind!! Er müess es sin. — Do isch's alleway Zydd,

dass mer des widder in d'Reih bringe. (Setzt sich an den Tisch und schreibt etwas eilig.)

Marie (zu Karoline.): Wie ischs denn gange, dass der Unkel so gschwind uf e-n-anderi Meinung gfalle-n-isch? Dü machsch jo e bees Gsicht! Bisch nit froh driwwer.

Karoline: Geh ewegg. Dü bisch e falschi Katz.

Marie: Awer Linel, hesch denn der Verstand verlore?

Karoline (weinend und zornig.): Dü hesch mer mine Schorsch genumme, dü gunsch mer ne nit, dü bisch schalu uf mich, dü hesch mich betröje — — —

Marie: Sa, wie isch der Schorsch anne? Ich glaub, dü hesch hit am End noch gannit mit em geredt.

Karoline: Do steht er jo.

Karoline: Heilig — — — Des isch der Schorsch? Ich ha gemeint, des isch der Schambedyss.

Karoline: Fröj ne selbst, wann d'mir nit glaubsch.

Holzinger (ist aufgestanden, hat einen Brief in der Hand.): Wie ischs Rosalie?

Karoline: 's isch drüsse in der Kiche.

Marie (Georg bemitleidend.): Sie sin der Schorsch üs der Düwaksmanüfaktür?

Georg: Der bin i.

Holzinger (an der Mittelthüre hinter die Scene rufend): Rosalie, Rosalie!

Marie (zu Karoline): Des isch e scheeni Affaire! Wie isch denn der, wie im Kaschde sich versteckelt het?

Karoline: Dennne müess der Babbe nüskeit han. 's isch alleway der Schambedyss gsin.

Marie: Was der Unkel nit alles macht! Mer soll mane, er het Kinddauf.

Georg: Ja heere sie, er het uns schun fianciert ghet —

Karoline: Wyl er ne (zeigt auf Georg) for de Schambedyss ghalte het.

Marie: Was ihr nit sawe! — — Warte. Ich will versüeche, was noch ze mache-n-isch.

Holzinger (in die Thür sprechend.): Do, nemme Sie denne Brief, un bringe Sie ne gschwind im Herr Dewein im Rebsteckel. 's pressiert arj. Dummle Sie sich! — — (Er kommt wieder nach vorn, stösst im Eifer an Georg.) Sie sin jo immer noch do. Mer kenne Sie nimm brüche.

sehr schnell

Marie: Unkel, ich hab der noch ebbs ze sawe. Ich hab ewwe gheert, ass dü die zwei Lytt schun mit enand fianciert hesch. Wo die Sache eso leie, ischs nimm mejli, dass dü sie widder üs enand rissch, wil dü dich gedrumbiert hesch. Dü witt denne junge Mann ins misère bringe! Des isch awer nit scheen vun dir. Wann dü de Schorsch emol im Linel hesch genn, not mües es au derby bliewe.

Holzinger: Dü witt mich, glaub i, au noch wüedig mache.

Marie: Recht was Recht isch. Sychsch Unkel — — (spricht langsam und bedächtig) wenn die Sach erüs kumme d'hädd, wie dü dich gedrumbiert hesch, — — wenn sie am End gar im Bläddel dhädd stehn — — —, un wenn noch züe güeter Letzt der Schambedyss vun weje der Hirot dhädd merci sawe, — — des sin Affaire, wo ze denke genn. Des gheert iwwerleit — —

Karoline: Babbe, dü kannsch doch so hart nit sin — —

Georg (kläglich.): Herr Holzinger, d'hün Sie e güets Werk — —

Holzinger (für sich.): Wanns bekannt wurd, kennt ich nimm rüewi in der Davern e Scheppel trinke. Sie dhädde's allewil ufs Dabeet bringe for mich ze-n-üeze — — (kämpft einen schweren Kampf. laut.) Eh bien mache mers eso. (Ueberlegt weiter. Grosse Pause. Dann ganz tonlos.) Ihr kenne-n-enand hirothe.

Georg: Herr Holzinger! } gleichzeitig.
Karoline: Liewer Babbe! (küssen ihm die Hände.) }

Scene XVII.

Holzinger, Georg, Karoline, Marie, Dewein.

Dewein: Monsieur Holzinger — —

Holzinger (sehr verlegen für sich.) O je, jez müss der au noch kumme. (laut.) Liewer Schambedyss Dewein — bardonniere Sie — — — en unglückselis Missverständnis — — ich hab Sie for (er blickt auf Georg und stockt.) — — aner ghalte, wo nit do isch.

Marie: Un ich hab gemant, Sie sin der do, wie do steht.

Holzinger: Ja — ja, ihr hen e grossi Aehnlichkeit mit enand.

Marie: Mer sott mane, ihr sin Zwilling.

G e o r g (für sich.): Wenn mir arriwiert wär, was dem, so dhädd ich, min Sechs, im Burjerspidal leie.

D e w e i n: Monsieur Holzinger — — — weje Inne wärd i min Lewesdaa nimm do anne kumme. Des wisse sie. Awer wil Sie vun ihrer Dochder geschriwwe han un sie mir gfallt (er blickt auf Marie und hält inne.) — — —

H o l z i n g e r (sehr verlegen.): So, so — — vun minere Dochder — — (kratzt sich hinterm Ohr.). 's dhüed mer leid. Wenn Sie bitztel ehnder kumme wäre — — —, grad ewwe haw i sie fianciert.

D e w e i n (blickt auf Marie.): Ja, wie isch derno der Hochzydder?

H o l z i n g e r: (ganz tonlos) Do kenne Sie ne lüeje.

D e w e i n (auf Marie zeigend.): Isch des nit Ihri Dochder?

H o l z i n g e r: Des ischs Marie, ma nièce.

D e w e i n: Mamsell Marie, sie wisse, wies in minem Herze-n-üssycht. Saawe Sie mir ans: sin sie noch leddi? Hen Sie sich noch kenner schoassiert?

M a r i e: Ich wart noch uf ne.

D e w e i n: Mamsell Marie, dädd ich Inne konveniere? Kennte sie nit mit mir glickli un zefridde werre?

M a r i e (verschämt.): I waiss nit — — — i waiss nit — — —

D e w e i n: Herr Holzinger, sie müen mir d'Marie genn.

H o l z i n g e r: Ja — —, ich hab do nix ze sawe.

D e w e i n: Eh ben, Mamsell, no sawe Sies!

M a r i e (nach einer Pause.): Ja denn, wenn düs wisse witt, min liewer Schambedyss!

D e w e i n: Min liebs Marikel! (will sie umarmen.)

M a r i e: Allez! Dü wursch mer doch nit e Schmizzel welle genn vor den Lytt! Mer müess sich jo schame.

H o l z i n g e r (reicht beiden die Hand.): Des het sich awer scheen gemacht! Schambedyss, hesch e bravs Maidel verwitscht; ich kann der numme graddüliere. Un dir au, liebs Marikel. Kinder, hit bliewe mer bynand. 's Meddaesse wurd glich kumme. Dernot welle mer e paar Budelle Wolxemer blose uf d'Gsundheit vun ych vier jungi un glicklichi Fiancierti.

K a r o l i n e: Des wurd gfizt. Un wenns scheens Wedder isch, no gehmer ufs Bäckehiesel, gell Babbe!

Holzinger: Wie ihr anne welle.

Dewein: No müen Sie uns awer verzehle, wie die ganz Gschicht kumme-n-isch.

Georg: Heer', Babbe, jez müess ich dich noch ebbs fröje —

Holzinger (ärgerlich): Halt doch d'Lytt nit uf! (zum Publikum.) Bliewe rüewi, ihr kenne jez anfange ze danze.

XIV.

Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsass. 1894.

Mitgeteilt von

Bruno Stehle.

Wiederum bin ich durch den Sammelfleiss meiner Schüler in den Stand gesetzt, nachfolgende Mitteilungen zu veröffentlichen. Die Beiträge sind, wie früher, an Ort und Stelle gesammelt.

Allerheiligen.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Es herrscht die Sitte, dass drei Wochen vor Allerheiligen von den Mitgliedern einer Familie jede Woche am Montag, Mittwoch und Samstag Abend drei Rosenkränze gebetet werden.

Wolschweiler (Kreis Altkirch). — Jedes Jahr am Allerheiligenabend und am Allerseelenmorgen werden die Glocken der Kirche zu Ehren der armen Seelen eine Stunde lang geläutet. Beim Läuten sind aber nur die Sänger und die Messdiener thätig. Während des Läutens an Allerheiligen gehen zwei Messdiener mit einer Schelle und einer Laterne von Haus zu Haus und bitten um eine Gabe für die Läutenden. Das erhaltene Geld wird dann ehrlich unter die Messdiener und Sänger verteilt. — Vor 30 Jahren läuteten die Schulknaben alle unter der Aufsicht des Lehrers, der zu jener Zeit noch Sakristan war. Auch damals gingen einige mit Körben, Säcken und Schüsseln im Dorfe umher, wo ihnen dann Mehl, Obst, Honig, Kuchen und selbst Wein, aber selten Geld gegeben wurde. Das Erhaltene wurde in das Haus des Lehrers gebracht, woraus dann am folgenden Tag ein Mahl zubereitet wurde.

Weihnachten.

Dachstein (Kreis Molsheim). — Am Donnerstag vor Weihnachten versammelte sich die Jugend in verschiedenen Häusern, woselbst ein Braten zubereitet wurde. Die Jünglinge suchten den Braten zu entwenden und in ein anderes Haus zu tragen, wo er verzehrt wurde. Es kam in dieser Nacht nicht selten vor, dass die Strasse mit Hanfseilen abgesperrt wurde. Sobald nun jemand durchging und die Seile nicht sah, fiel er über dieselben. Daher wurde diese Nacht Sperrnacht genannt. Dieser Gebrauch hörte vor ungefähr 20 Jahren auf.

Weckolsheim (Kreis Colmar). — Am Tage vor Weihnachten ging der Lehrer mit dem Weihwasserkessel, den der Priester beim Ausspenden des Weihwassers benützte, im Dorf umher. Er begab sich in die Häuser, Scheunen und Ställe und besprengte dieselben mit Weihwasser. Dabei sprach er: « Heiliwog, s'Glück in's Haus, s'Unglück draus ». Die Leute warfen ihm dann Geldstücke in den Weihwasserkessel.

Wolschweiler (Kreis Altkirch). — Wenn man am Vorabende vor Weihnachten nachmittags 3 Uhr das «Heiliwog» läutet, so werden die Obstbäume mit Strohbändern umwickelt. Dadurch glaubt man bewirken zu können, dass die Bäume mehr Früchte bringen; auch sollen die Bäume, die während dieses Läutens gebunden worden sind, nicht so leicht vom Sturme umgerissen werden können.

Westhalten (Kreis Gebweiler). — Am Vorabende vor Weihnachten singen arme Kinder auf der Strasse Weihnachtslieder. Wenn das Lied zu Ende ist, wirft man ihnen durch die Fenster Geld zu, welches man zuvor in ein Papier wickelt und dieses dann anzündet. So können die Kinder bei der Dunkelheit erkennen, wo das Geld hinfällt.

Steinsulz (Kreis Altkirch). — Früher war es Sitte, dass der Schulmeister oder die ältesten Schüler, wenn es am Vorabend des Weihnachtsfestes Feierabend läutete, in den Häusern herumgingen und in den Zimmern, Ställen und Scheunen Weihwasser ausgossen, indem sie die Worte aussprachen: « Heili Wog, Gottis Gob, Glück in's Hüs, Unglück drüs ». Zu gleicher Zeit umwanden die Bauern ihre jungen Obstbäume mit Stroh, weil sie glaubten, sie würden künftiges Jahr reichlich Früchte tragen. Diese Sitte dauerte bis 18[illegible]0.

Rufach (Kreis Gebweiler). — In früheren Zeiten wurde hier in der Mitternacht ein Weihnachtsgottesdienst abgehalten. Vom Abendessen bis 12 Uhr unterhielten sich dann die Leute durch allerlei Spiele (Verstecken und Aufsuchen, wobei sie nicht selten in Kleiderschränke, unter Bettstellen u. dergl. gerieten); nach den Spielen wurde Schinken, Wurst u. dergl. gegessen. Bevor man sich zur Kirche begab, steckte man in den Ofen einen grossen Holzklotz, damit die Wärme anhielt. — Ferner erzählt man sich, dass alles, was man an den Weihnachtstagen spinnt, von den Mäusen gefressen werde.

Gunstett (Kreis Weissenburg). — Am Christabend kommt in Begleitung des Christkindes ein Mann als Esel verkleidet, mit einem grauen Tuche überworfen und mit langen Papierohren versehen.

Wird nun dem Christkind ein Kind als böse bezeichnet, so wird dasselbe zur Strafe auf den Esel gesetzt und fortgetragen.

Steinsulz (Kreis Altkirch) — Es ist in dem Dorfe bei vielen Bauern noch Sitte, dass sie in der hl. Nacht um 12 Uhr eine Zwiebel in 12 Teile teilen und diese, nachdem man sie mit Salz bestreut hat, auf den Tisch nebeneinander legen. Auf diese Weise wollen die Leute bestimmen, ob die Monate im künftigen Jahre trocken oder nass sein werden. Ist der erste Zwiebelteil trocken, so entsteht im Januar auch trockenes Wetter; ist der zweite Teil aber nass, so herrscht im Monat Februar der Regen vor. So glauben die Bauern von jedem Monat das Wetter feststellen zu können.

Witternheim (Kreis Erstein). — Bis gegen 1820 machte man den Rossbuben weiss, dass die Pferde beim Läuten in die Mitternachtsmesse an Weihnachten redeten. Der Herr begab sich in den Stall und klagte mit verstellter Stimme, dass er nicht gehörig und in der Ordnung im vergangenen Jahr gefüttert und geputzt worden sei. Der Rossbube, der draussen gehorcht hatte, behauptete dann fest, dass die Pferde geredet hätten, und besorgte sie hernach auch besser.

Wolschweiler (Kreis Altkirch). — Kinder, welche die erste hl. Kommunion noch nicht empfangen haben, werden an Weihnachten von ihren Taufpaten mit einem Wecken beschenkt. An Fastnacht werden die Fastnachtküchlein gebacken. Die Kinder erhalten dann von den beiden Taufpaten je 3 Küchlein. Wenn an Ostern der Osterhase gelegt hat, bekommen die Kinder von ihren Taufpaten 3 gefärbte Ostereier und einen Osterwecken.

Johannisminne.

Westhalten (Kreis Gebweiler). — An den beiden Tagen nach Weihnachten, den Festen des hl. Stephanus und des hl. Johannes, wird Wein geweiht. Nach Schluss des Gottesdienstes begeben sich die Schulkinder in das Chor, wo ihnen die Geistlichen von dem geweihten Weine zu trinken geben.

Sylvester.

Niedersept (Kreis Altkirch). — Am Sylvesterabend singen die Kinder vor den Häusern Neujahrslieder; gewöhnlich folgendes:

Mer kemme dohar am Owe so spot,
Mer wensche-n-eich alle e neies güets Johr;
Und das esch wohr, und das esch wohr.
Mer wensche-n-eich alle ein neies güets Johr.

Ist das Lied zu Ende, so erhalten die Kinder Geld. Brot oder Obst.

Pfetterhausen (Kreis Altkirch). — Am Sylvesterabend gehen die ärmeren Kinder des Dorfes von Haus zu Haus, um das Neujahrsalmosen zu sammeln. Dabei singen sie folgende Verse:

Mer kemma dohar am Owa so spot,
Mer wenscha euch alla a neues güats Johr,
A neuas guats Johr un a fröhliche Zeit,
Die uns Gott Vater vom Hemmel verleiht.

Mer senga un pfiffa so tapfer druff los,
We mer hia nit bekämma, so geh' mer uf Moos,[1]
Un wenn er is jetzt kei Weckla weid ga,
So sell euch der Iltis d'Hianer all na.

Osenbach (Kreis Gebweiler). — Vor etwa 40 Jahren war es bei uns noch Sitte, dass die Rekruten des Dorfes den wohlhabenderen Bürgern am Sylvester-Abend ein Neujahrslied sangen und sich sofort wieder entfernten, ohne auf Dank zu warten. Am Tage der hl. 3 Könige gingen 2 der Rekruten bei diesen Bürgern herum und sammelten Geld ein. Einer hielt einen gebogenen Säbel hoch, auf dem ein grosser, schöner Apfel angespiesst war. Das Geld, welches sie erhielten, steckten sie in diesen Apfel, und nicht selten waren Goldstücke darunter. Sie erhielten nie weniger als einen Franken.

Orschweier (Kreis Gebweiler). — Hier war es bis 1830 Gebrauch, dass am Sylvesterabend der Lehrer aus dem Dorfe mit seinen Schulkindern von Haus zu Haus ging, um den Leuten das Neujahr anzukündigen. Vor jedem Haus wurden ein paar schöne Lieder gesungen, wozu der Lehrer den Takt schlug. Ueberall bekamen die Sänger Geld. Dieses Geld gehörte der Schule. Noch jetzt ist es daselbst Sitte, dass die Kinder am Sylvesterabend, aber vereinzelt, den Leuten vor ihren Wohnungen einige Neujahrslieder singen.

Neujahr.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — In der Neujahrsnacht lief früher eine Anzahl Jünglinge in den Holzschuhen durch die Strassen der Stadt und rief: «Näi Johr, Näi Johr, blib blob, blib blob, jetzt hani noch der Link». Dann brachten sie ihrer Geliebten eine grosse «Bratstall» oder Bretzel.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Am Abende vor Neujahr gehen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, vor die Häuser, um den Leuten das Neujahr anzuwünschen und dadurch eine kleine Gabe zu erhalten. Dabei singen sie folgende Verse:

1. Wir kommen daher,
   Am Abend so spat.
   Wir wünschen euch alle ein neues gut's Jahr.
   Wir wünschen euch alle ein neues gut's Jahr.

2. Ein neues gut's Jahr,
   A fröhliche Zeit,
   Die Gott der Vater vom Himmel verleiht.
   Die Gott der Vater vom Himmel verleiht.

Westhalten (Kreis Gebweiler). — Am Neujahrsfeste, nach dem Hochamte gehen die Kirchensänger und Messdiener von Haus zu Haus, wünschen den Leuten Glück zum neuen Jahr und singen folgendes Lied:

---

[1] Ein Dorf in der Nähe.

Ein glückseliges neues Jahr
Ohne Krankheit und Gefahr;
Durch den heil'gen Namen dein,
O liebreiches Jesulein!

Das Geld, welches man ihnen bei dieser Gelegenheit giebt, verteilen sie am Nachmittage unter sich.

Dreikönigsfest.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Am Abend des Festes der hl. drei Könige kamen jedes Jahr von einem Nachbarsdorfe drei Kinder nach Ensisheim, die als Könige gekleidet waren. Sie trugen ein weisses Unterkleid und darüber ein rotes Oberkleid. Den Hals zierte eine gekräuselte Halsbinde. Ein hohes Barett deckte ihr Haupt. Auf ersterem befand sich ein grosser, runder Ball. In der Rechten trugen sie einen Stab, der mit einem Stern verziert war. Sie gingen nicht zu Fuss, sondern auf Stelzen. Sie sangen ein Lied, das die Geburt, überhaupt die ganze Jugendgeschichte Jesu enthielt. Nachdem sie gesungen hatten, gab man ihnen ein Almosen, worauf sie sich wieder entfernten. Dies dauerte bis 1850.

Krüt (Kreis Thann). — Am Vorabend von Dreikönig gehen drei Knaben, als Könige verkleidet, mit zahlreichem Gefolge von Haus zu Haus. In die Stube eingetreten singen sie:

«Die heiligen drei König mit ihrem Stern
Bei Gott dem Herrn da wären sie gern;
Sie reisen, sie reisen auf schmalem Weg
Vor Herodes Haus;
Herodes schaut zum Fenster hinaus.
«Ihr heilige drei König, wo wollt ihr hin?»
«Nach Bethlehem, der Davidsstadt,
Wo Christus der Herr geboren hat;
Er ist geboren und das ist wahr.
Wir wünschen euch alle ein neues gut Jahr.
Der hintere König ist gar so schwarz und wohlbekannt,
Es ist der König Kaspar aus dem Morgenland.»

Hierauf tritt der König Kaspar, dessen Gesicht geschwärzt ist, hervor und schüttelt ein Geldkistchen in der Hand, worauf er ein Geldstück empfängt. Darauf entfernen sie sich.

Nordhausen (Kreis Erstein). — Am 6. Januar, am Feste der hl. drei Könige, gehen 3 arme Knaben, mit weissen Hemden angethan und einer Krone aus Papier, von Haus zu Haus, um Almosen zu sammeln. Einer von ihnen ist schwarz gefärbt, und einer hat ein Spinnrad an einer Stange befestigt, das er mittelst einer Schnur schnurren lässt. Dabei singen sie:

Wir kommen daher aus aller Gefahr,
Wir wünschen einander glückseligs neu's Jahr.
Glückseligs neu's Jahr ist eine göttliche Zeit,

Sowie sie Gott Vater vom Himmel rab seit.
Wir sind die drei Weisen aus Morgenland.
Wir reichen einander die göttliche Hand.
Wir gehen mitnander vor Herodes Haus,
Herodes schaut zum Fenster heraus.
Herodes sprach mit falschem Besinn :
«Ihr lieben drei Weisen, wo wollt ihr hin?»
«Wir wollen, wir wollen nach Bethlehem,
Wo Christus, der Herr, geboren soll sein.»
Herodes sprach mit falschem Bedacht:
«Warum ist der mittlere König so schwarz?»
«Der Schwarz, der Schwarz ist wohlbekannt,
Es ist der König aus Morgenland.»
Der Stern, der Stern soll rumer[1] gehn,
Wir müssen bei Tag noch weiter gehn.
Wir gehen mit 'nander den Berg hinauf.
Der Stern, der Stern stand über dem Stall.
Wir gehn mit nander den Stall hinein
Und fanden das Kind im Krippelein.
Joseph zog sein Hemdelein aus,
Maria macht drei Windelein draus.

Fastnacht und Fastenzeit.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Am Sonntag nach Herren-Fastnacht, unter dem Volke «Bürefasnacht» Bauernfastnacht genannt, wird jedem, der in's Wirtshaus kommt, vom Wirte ein Fastnachtsküchlein gegeben. (Die Sitte herrscht jetzt noch.)

Nordhausen (Kreis Erstein). — An Fastnacht verkleiden sich die Rekruten und gehen in die Häuser des Dorfes. In einem Hause erhalten sie Eier, in einem andern Schinken und wieder in einem andern Geld. Haben sie dann überall gesammelt, so wird alles verkauft, und aus dem Erlösten wird in einem Gasthause ein Mahl gehalten.

Pfettershausen (Kreis Altkirch). — Am Fastnachtsonntage wird auf einer Anhöhe ausserhalb des Dorfes das sogenannte Fastnachtfeuer angezündet. Des Tags über sammeln die Knaben Holz, Hanfstengel, Stroh u. s. w. und singen dabei folgendes:

«Streu, Streu, alti, alti Hüsfräu,
Stengel, Stengel, alti, alti Seibangel.»

Bergholz-Zell (Kreis Gebweiler). — Es war hier Sitte, dass die Jugend acht Tage vor Fastnacht ein kleines Fest feierte. An dem Feste beteiligten sich Knaben und Mädchen, die bereits die erste hl. Kommunion empfangen hatten. Man kannte dieses Fest unter dem Ausdruck «die Hexe verbrennen». Dazu wählte man eine schlanke, hohe Tanne in der Nähe des Dorfes. An die ersten Zweige der Tanne

---

[1] Herum.

band man einige Rebwellen fest. Diese wurden angezündet, so dass die Tanne abbrannte. Dabei ergötzte sich die Jugend. Dieser Gebrauch hörte vor etwa 20 Jahren auf.

Oberhergheim (Kreis Gebweiler). — Am dritten Fastensonntage ist es Sitte, dass sich die Knaben in Stroh einhüllen und von einem Haus zum andern gehen. Der Strohmann, «Hérzgiger» genannt, wird von einem Knaben geführt, welcher einen Korb bei sich hat, um die freiwilligen Gaben in Empfang zu nehmen. Dabei singt der Führer folgendes Lied:

Hét esch Méttelfaschta,
Si wura nis Kiachla bacha. (nis = uns).
Wia der Wénd so geht so kalt,
Drei Resala in dem griana Wald.
Mr hera dia Massr giga,
Si wura nis Brot abschnida.
Mr hera dia Schalla klingla,
Si wura nis äbis brengla.
Mr hera dia Pfanna kracha,
Si wura nis ebis bacha.
Schàja nüs, trata nüs,
Schàja unsra Hértsgiger a, (Schàja = schaut).
Dr Hértsgiger esch a saliga Mann,
Eier und Anka müass r ha.
Wenn r m wann ke Eier ga,
Müass ch dr Maidr d'Hianr na.
Wenn r m wann ke Anka ga,
Müass ch d'Küa ke Melch me ga,
Wenn r m wann gar nichs ga
Müass ch dr Hértsgiger d'jengst Tochter na.

Osenbach (Kreis Gebweiler). — Am Donnerstag vor Fastnacht, dem sogenannten «schmutzigen Donnerstag», kocht man mittags fast in jedem Hause die gedörrten Schnitze der Aepfel und Birnen und dazu Speck. Hausfrauen, denen solche Schnitze nicht zur Verfügung stehen, holen sie bei ihrer Nachbarin, um ja am schmutzigen Donnerstag das gewohnte Gericht zu kochen.

Fislis (Kreis Altkirch). — Am Sonntag vor Aschermittwoch, am Fastnachtsonntage, wird am Abend ein grosses Feuer gemacht. Dabei giebt man acht, wohin der Wind die Flammen treibt. Nach dieser Richtung hin sollen dann während des Jahres alle Gewitter ziehen.

Am Fastnachtdienstag darf man nicht spinnen, sonst fressen die Mäuse das Garn.

Wenn am Sonntage nach Aschermittwoch, an der sogenannten «alten Fastnacht», eine finstere Nacht ist, so giebt es in dem Jahre viel Steinobst.

Alt-Thann (Kreis Thann). — Am zweiten Sonntag nach Fastnacht wurde hier Jungfrauenfastnacht abgehalten. Alle Jungfrauen des Dorfes buken an diesem Tage eine grosse Menge Küchlein (die sogenannten «Fasànachtkiàchlà»). Die Jünglinge gingen nun des

Abends vor die Thüren der Häuser und begehrten Küchlein, die ihnen auch alsbald bereitwilligst neben einer Flasche guten Weines verabreicht wurden. Die Mädchen, bei denen die bereitgehaltenen Küchlein nicht geholt wurden, schämten sich gar sehr und wurden deswegen lange Zeit hernach gefoppt.

Wolschweiler (Kreis Altkirch). — Am zweiten Fastnachtsonntag, welcher auch «Kiachlifastnacht» heisst, versammelt sich die Jugend an einem Ende des Dorfes und geht dann durch alle Gassen des Dorfes und sammelt Brennmaterial: Holzwellen, Strohwellen und Stengelwellen zum Fastnachtsfeuer. Wenn sie am Ende des Dorfes angelangt sind, haben sie oft soviel, dass die älteren Knaben diese Wellen müssen tragen helfen. Alles Gesammelte wird dann auf einen nahen Hügel, der von allen Strassen des Dorfes gesehen werden kann, getragen. Die Forstverwaltung giebt gewöhnlich noch die Erlaubnis, einen Tannenbaum aus dem Walde zu holen. Dieser Baum, der ungefähr 10—12 m. hoch ist, wird dann in die Erde gegraben, und an seine Aeste werden Stroh- und Stengelwellen gehängt, und am Fusse sind die übrigen Wellen hingelegt. Wenn dann die Glocken das «Ave Maria» läuten, wird der Stoss angezündet, der bis tief in die Nacht hinein brennt. Wenn alles abgebrannt ist, kehrt man unter Singen in das Dorf zurück.

Alt-Thann (Kreis Thann). — Am Fastnachtmontag, auch «Eglàsàmàntig» genannt, war es früher Sitte, dass die Weiber, wo es ihnen auch nur möglich war, den Männern die Kopfbedeckung wegnahmen. War es ihnen zu verschiedenen Malen gelungen, so hatten sie das Recht, den grössten Eichbaum im Gemeindewalde umzuhauen. Mit Axt und Beil zogen nun die Weiber in den Wald, hieben die schönste Eiche um, die sie fanden, und brachten sie auf den Schulplatz, wo sie versteigert wurde. Der Erlös wurde alsdann unter die Heldinnen des Tages verteilt. Dieser Gebrauch, das «Abdecken» genannt, dauerte bis zum Jahre 1840.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Drei Wochen nach Fastnacht wurde die Jungfrauenfastnacht gefeiert. In jedem Hause buk man die sogenannten Jungfrauenkuchen. Kam ein Gast in ein Wirtshaus, so wurden ihm davon vorgesetzt. Diese Sitte dauerte bis 1860.

Dachstein (Kreis Molsheim). — An Fastnacht gehen die Knaben im Dorfe herum und sammeln Holz, Stroh und was ihnen die Leute geben zum Verbrennen. Alles wird dann auf den Wiesen in einiger Entfernung vom Dorfe verbrannt. Dieses Feuer wird das Küchelfeuer genannt. Wenn es dunkel geworden ist, gehen die Knaben mit einem Korbe im Dorfe herum, um Kuchen zu sammeln. Sie singen dann in jedem Hause:

Wir treten dem Bauer in den Hof
Schläft er nicht, so wacht er doch.
Kiachala heraus, Kiachala heraus,
's ist eine schöne Frau im Haus.

Der Bauer hat einen schönen Keller,
In jedem Eck ein Fass mit Muskateller.
Kiachala heraus, Kiachala etc.

Die Kiachala sind gebacken.
Wir hören die Pfannen krachen.
Kiachala heraus, Kiachala etc.

Heidweiler (Kreis Altkirch). — Am Fastnachtsfeste machen die Dorfknaben auf einem nahen Hügel ein grosses Feuer, das man Fastnachtsfeuer nennt. Wenn sie dazu Reisigwellen und Stroh bei den Leuten sammeln, so singen sie folgende Strophe:

Walle, Walle stiere!
Mer wan ech tscho geh fiere.
Walle, Walle Strai,
Fer en alti Frai.

Niedersept (Kreis Altkirch). — Bei uns ist es Sitte, dass die Knaben an Fastnacht ein Feuer anzünden. Am Tage vorher sammeln sie im Dorfe Holz und Stroh. Dabei singen sie:

Holz, Strai, eder d'alti Hüsfrai.

Haben sie genug, dann wird alles auf einem Platze ausserhalb des Dorfes aufgeschichtet und an Fastnacht Abend angezündet. Die Knaben schwingen dabei Fackeln.

Bergholzzell (Kreis Gebweiler). — Vierzehn Tage vor dem Fastnachtsfeuer wird die «Hexe» verbrannt. Am Mittag sammeln die Knaben Stroh und holen im Walde eine Tanne. Am Abend wird die Tanne aufgepflanzt, das Stoh darum gebracht und dann verbrannt. Ist das Stroh verbrannt, so wird die Tanne unter dem Jubel der Jugend etwa zweimal durchs Dorf geschleift und dann verkauft. Für das erhaltene Geld lassen sie sich im Wirtshaus Wein kommen, und in fröhlicher Unterhaltung wird der ganze Abend zugebracht.

Am Fastnachtsonntag wird seit den frühesten Zeiten das Fastnachtfeuer angezündet. Am Abend gehen die Knaben von Haus zu Haus, um Holz zu sammeln. Sie sind mit grossen Stecken versehen, mit welchen sie die Wellen auf einen nahen Hügel tragen. Beim Einsammeln werden die Worte gesungen:

Rawalla
Brattschtalla
Rossnegel
Säikegel
Kückück.

Alles Holz wird um eine grosse Tanne gebracht und mit Anbruch der Nacht angezündet. Alt und Jung versammelt sich um das Feuer, und Knaben und Mädchen lassen ihre Dorflieder erschallen. Einige Jünglinge belustigen sich mit dem Fortschleudern der «Sprangredla».[1] Es herrscht noch der Glaube, dass es auf der Seite, gegen die der Rauch fährt, am meisten Wein gebe.

[1] Springrädchen.

Hat sich jemand am Fastnachtdienstag verkleidet, so laufen die Kinder hinter dem «Narra» her und rufen: «Ei Narr macht hundert Narra» oder «Hüssie Notari, Hunigloch, Siroploch».

Am Sonntage Lätare holen die Jünglinge bei den Mädchen des Dorfes die «Jungfrauenküchlein». Erhalten sie bei einem Mädchen keine Küchlein, so nageln sie an alle Läden des Hauses «Runkelrübenschnitze».

Palmsonntag.

Bergholzzell (Kreis Gebweiler). — Wer am Palmsonntag mit den Palmen zuerst in die Kirche geht, ist der «Palmenesel», und wer zuletzt hinausgeht, ist der «Fallalalipfer» das ganze Jahr hindurch.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Am Palmsonntag werden zu jeder Palme noch Ruten gelegt, damit sie ebenfalls gesegnet werden. Drei davon werden dann in dem Stall über dem Vieh angebunden, damit es von Krankheiten verschont bleibe. (Die drei Ruten sind der allerheil. Dreifaltigkeit geweiht.)

Hüsseren (Kreis Thann). — Hier ist die Sitte, dass man die Palmen, wenn sie geweiht sind, in den Garten steckt oder auf einen Baum legt. Vergisst man am Ostermorgen dieselben zu holen, so nimmt sie der Nachbar und bringt sie dem Eigentümer. Dieser muss ihm dann die Ostereier dafür geben.

Henflingen (Kreis Altkirch). — Auf den ersten Wagen voll Dünger, den man im Frühjahr aufs Feld hinaus fährt, steckt man einen Zweig geweihter Palmen.

Karfreitag und Karsamstag.

Bergholzzell (Kreis Gebweiler). — Wenn man die Hühnereier, die am Karfreitag gelegt werden, ausbrüten lässt, soll es Hühner geben, die mit jedem Jahre ihre Farbe ändern.

Hüsseren (Kreis Thann). — Wenn jemand viel Unkraut, besonders viel Disteln auf seinem Acker hat, so soll er ihn am Karfreitag pflügen, dann wird das Unkraut nicht mehr wachsen.

Steinsulz (Kreis Altkirch). — Am Karsamstag wird neben der Kirche mit zwei Feuersteinen, die man an einander schlägt, ein Feuer angezündet. Darauf werden auf dem Friedhof die alten Kreuze gesammelt und in das Feuer gelegt. Dann heisst es im Dorfe: «Der rote Jud wird verbrennt».

Bergholzzell (Kreis Gebweiler). — Am Karsamstag wird vor der Kirche ein Feuer gemacht. Daselbst werden umgefallene Kreuze, Überreste von alten Särgen verbrannt. Alle Leute bringen Rebstecken und lassen sie in dem angemachten Feuer anbrennen. Diese Stecken legen sie dann in den Stall, um das Vieh vor dem bösen Feinde zu behüten. Diese Sitte nennt man «den Jud verbrennen».

Erster Maisonntag.

Steinsulz (Kreis Altkirch). Am ersten Maisonntag wird von den Mädchen des Dorfes der «Mai gemacht». Nachdem man im Walde

einen kleinen Baum geschnitten und denselben mit bunten Kränzen geschmückt hat, wird ein Mädchen gewählt, das diesen Baum von Haus zu Haus tragen muss. Ist die Wahl vorüber, so wird das Mädchen mit allerlei Blumen und Kränzen an Kopf und Brust geziert. Sind die Mädchen bei einem Haus angekommen, so bleibt dasjenige, welches den gezierten Baum trägt, stehen, während die andern denselben fortwährend umkreisen und ein Lied singen, w. z. B.: Der Mai ist gekommen, oder: «Dr Mai fahrt zum grina Wald i, so fahra mir Maia in Rosa. Wenn dr uns kä Eier wann ga, so sell euch dr Iltis d'Hianer all na, wenn dr uns ka Anka wann ga, so sell euch Küah kä Milch me ga, wenn dr uns kä Mahl wann ga, so sell euch dr Müller s halba 'dr vo na. Dr Mai, dr Mai geht dreimol um, so fahre mir Maia in Rosa».

Pfingsten.

Pfetterhausen (Kreis Altkirch). — Am Pfingstsonntage wird von den Erstkommunikanten der sogenannte «Pfingstblibbel» veranstaltet. Einer der genannten wird mit einem langen weissen Hemde bekleidet und durch eine Larve unkenntlich gemacht; um die Lenden bindet man ein langes Seil, an dem er herumgeführt wird. Am Halse trägt er ein Glöcklein und in der Hand eine Rute von 4—6 m. Länge. Nun ziehen die Knaben im Dorfe umher und führen den so Verkleideten mit sich. Das ist der «Pfingstblibbel.» Dieser macht allerlei Possen und schlägt auch manchmal zum Scherz unter die nachlaufenden Knaben, was jedesmal ein Gelächter hervorruft.

Manchmal wird vor den Häusern folgendes gesungen:

«Hola, hola, ho! der Pfengstblebbel esch do.»

Witternheim (Kreis Erstein). — Am Pfingstmontag ziehen verkleidete Knaben und Jünglinge von Haus zu Haus, um Eier, Speck und dergl. zu sammeln. Die Eier werden teils verkauft, teils im Wirtshause mit dem Speck verzehrt. Bis 1850 kam es vor, dass Knaben mit einem jungen Marder umhergingen und riefen:

Eier herüs,
oder mer leen dr Marder en's Hienerhüs.

Bergholz-Zell (Kreis Gebweiler). — An Pfingsten wurde hier ebenfalls ein Volksfest gefeiert. Es war bekannt unter dem Namen «der Pfingstpfitteri». Jungfrauen und Jünglinge zogen am Pfingsttage miteinander in den Wald hinaus. Einen Knaben schmückten sie so mit Blumen, Laub und Kränzen, dass er nicht mehr zu erkennen war. Dann wurde der Geschmückte auf einen Esel gesetzt und durch alle Gassen des Dorfes geführt. Dabei sang man Frühlingslieder. Wenn alle Bewohner den Pfingstpfitteri gesehen hatten, begab man sich an einen bequemen, mit Rasen bewachsenen Platz und ruhte. Zwei oder drei der vornehmsten Bürgersöhne begaben sich nun in das Dorf und sagten, der Pfingstpfitteri habe Durst. Da Bergholz-Zell ein Weinort ist, bekamen sie oft viel Wein. Einige Leute gaben auch etwas Geld, wofür Brot und Wurst oder Käse gekauft wurde. So verbrachte man den Tag, bis es dunkelte. Dieser Gebrauch hat auch schon aufgehört.

Steinsulz (Kreis Altkirch). — Am Pfingstmontag macht die Dorfjugend den sog. Pfingstmorch. Man zieht einem Knaben alte, zerrissene Kleider an, füllt dieselben, damit er einen ziemlich dicken Leib bekommt, mit Heu oder Stroh aus, setzt ihm einen grossen, schwarzen Hut auf seinen Kopf, färbt sein Gesicht mit Tinte oder Kohle, oder man zieht ihm auch eine Larve an und giebt ihm einen tüchtigen Stock in die Hand. Nachdem man ihm noch ein paar halbzerrissene Schuhe angezogen, bindet man ihm eine Kette oder ein Seil um die Hüften. So wird er von einem Knaben von einem Haus zum andern geführt. Die Jugend zieht in fröhlichem Singen hinten nach. Ist die muntere Schar bei einem Hause angekommen, so wird, während der Pfingstmorch an seinem Stocke tanzt, von ihr ein Lied mit folgendem Text gesungen: «Die Pfingste isch do, d'Fallbüaba schlen no, d'Alti wia d'Jungi, dr Holzschlegel übers Hüs, d'Jungfroie namma d'Eier üs, eis, zwei, dri, oder mr schlen euch d'Faischtr i.»

Orschweier (Kreis Gebweiler). — Hier wurde am Pfingstmontag ein älterer Jüngling in den Wald geführt. Dort wurde er mit Heidekraut und Laub ganz bedeckt, so dass man von ihm nur die Füsse sehen konnte. Auf einem Esel wurde er an einen Weg geführt, wo viele Leute vorbeigingen, und alle gaben ihm etwas. Am Abend wurde dieser Mann, der sogenannte Pfingstpflittri, auf dem Esel in ein Wirtshaus gebracht, wo er sich's nun gut schmecken liess. — Seit einigen Jahren ist dieser Gebrauch verschwunden in unserm Dorfe.

Gunstett (Kreis Weissenburg). — Am Pfingstmontag wird ein Knabe, der sich im letzten Schuljahre befindet, ganz mit grünen Zweigen bedeckt, so dass kaum das Gesicht frei bleibt. Er geht nun mit einem oder zwei Kameraden in alle Häuser des Dorfes, wobei die Begleiter rufen: «He, Speck und Eier! der Pfingstbär ist da». Nachdem sie überall das Gewünschte erhalten haben, lassen sie den gesammelten Vorrat in einer Wirtschaft zubereiten und verzehren ihn dann mit ihren Kameraden, die gleichzeitig mit ihnen aus der Schule entlassen werden.

Kindweiler (Kreis Hagenau). — In unserer Gemeinde besteht der Gebrauch, dass um Pfingsten geknallt wird. Am Pfingstsonntage stellen sich die Burschen des Dorfes mitten auf die Strasse mit grossen Peitschen und knallen. Derjenige, der es am stärksten kann, der hat das Lob das ganze Jahr hindurch. Dieser Gebrauch besteht heute noch.

Fronleichnamsfest.

Fislis (Kreis Altkirch). — Am Fronleichnamsfest werden zu beiden Seiten der Strasse, durch welche die Prozession zieht, kleine Bäumchen in die Erde gesteckt. Die Leute geben dann acht, ob diese Bäumchen nachher schnell oder langsam verdorren. So soll dann auch in dem Jahre das Heu dörren.

Wolschweiler (Kreis Altkirch). — Am Nachmittage des Fronleichnamsfestes versammeln sich die Sänger und die Messdiener der Gemeinde in einem Wirtshause, wo sie auf Kosten der Gemeinde

ein gemeinschaftliches Abendessen erhalten. Auch die andern Knaben und Mädchen, welche bei der Prozession behilflich waren, dürfen sich denselben anschliessen. — Vor etwa 8—10 Jahren war es noch Sitte, dass die ganze männliche Jugend sich auf dem Gemeindehause versammelte. Dahin wurden dann Wein, Bier und Brot und Wecken gebracht und unter die fröhliche Schar verteilt.

Henflingen (Kreis Altkirch). — An die Körbe der frisch ausgeschwärmten Bienen hängt man ein Kränzchen, welches am Fronleichnamstage gesegnet worden ist, damit die Bienen ihr Heim wieder finden.

St. Johanni.

Hattstatt (Kreis Gebweiler). — Am Johannistage gingen die Knaben im Dorfe herum und sangen:

Salvei. Glorei, St. Johannisfirla!
Gleck en's Hüs und Ungleck drüs:
St. Thomera, St. Thomera, 's word bol anders kumma!
St. Fit, St. Fit, das Schittla esch nem wit!
Zum Bumbernell, zum Bumbernell, gan is doch a grossi Well!
St. Martra, St. Martra, mer kenne nem lang warta!
St. Blasi, St. Blasi, wenn i Kiächla hat, so frass i.

Diese Sitte währte ungefähr bis 1885.

Westhalten (Kreis Thann). — Beim St. Johannisfeuer sammelt die Jugend Holz und singt dabei folgenden Vers:

«St. Johannes Fir!
Gamer a Wall Schtir,
Gamer a Wall Schtrai,
alti, alti Lumpafrai!»

Das Holz wird auf dem nahen Hügel, dem sogenannten «Zinnenköpfle», zum Verbrennen zusammengelegt. Abends 7 Uhr kommt der Pfarrer mit einem Messdiener und weiht den brennenden Holzhaufen ein. Alsdann werden 5 «Vater unser» gebetet. Der Priester betet vor. Wenn das Feuer dem Erlöschen nahe ist, springt die Jugend des Dorfes darüber. Nun werden alle, welche das 14. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, fortgejagt. Bald darauf werden einige Pistolenschüsse abgefeuert.

So verlief das Fest vor 5 Jahren. Jetzt aber unterbleibt die Einsegnung.

Kilbe.

Witternheim (Kreis Erstein). — Bis 1850 fand nach Ablauf der Kilbe das sogenannte Kilbebegraben statt. Die Steigerer zechten tüchtig und zogen singend im Dorfe umher. Beim Tanzplatz machten sie ein Grübchen und gossen Wein hinein. Das war das sogenannte Kilbebegraben.

Gunstett (Kreis Weissenburg). — Nachdem die Messtitage vorüber sind, wird am folgenden Tag ein Leichenzug veranstaltet: «Der Messti wird zu Grab getragen.» Auf einer Leiter wird ein Strohmann ins freie Feld gebracht; die Messtimusikanten ziehen voraus und spielen traurige Stücke; hintennach kommen die jungen Burschen, welche dann den Strohmann beerdigen. Das nennt man dann «den Messti begraben».

Ernte und Herbst.

Nordhausen (Kreis Erstein). — Am Sonntag, der dem Ende der Getreideernte folgt, wird fast in jeder Familie ein Gastmahl gehalten. Dieses Mal wird Erntgans geheissen. Zu demselben sind die Taglöhner und Knechte des Bauers geladen. Das Wort Erntgans (Arngàns) soll daher rühren, weil früher jedesmal eine Gans geschlachtet wurde.

Steinsulz (Kreis Altkirch). — Es ist bei den Bauern der Gebrauch, dass sie an dem Tage, wo sie den letzten Weizen abmähen, das sog. «Glückhämpfele» schneiden. Das ist besonders eine Freude für die Kinder. Hat man den Weizen bald abgemäht, so lassen die Leute etwa 10 der schönsten Ähren stehen. Dann versammeln sich Schnitter und Schnitterinnen um sie und verrichten leise ein kurzes Gebet. Darauf ergreift ein Kind eine Sichel und schneidet diese Ähren, während der Vater oder die Mutter die Worte aussprechen: «Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes», in drei Zügen ab. Als die Ähren noch standen, legte der Vater einige Geldstücke zwischen dieselben, ohne dass es die Kinder merkten. Nachdem sie abgeschnitten sind, springen die Kinder mit der grössten Eile auf den Fleck zu, wo die Ähren gestanden, und suchen das verborgene Geld auf.

Heidweiler (Kreis Altkirch). — Im Herbst, wenn die Leute die Trauben ernten, kommt es oft vor, dass die Männer folgendes singen:

«Die Wiwle, die Wiwle,
Mit ere siesse Triwele;
Je siesser as die Triwele sen,
Je lustiger as die Wiwle sen.»

Darauf geben die Weiber zur Antwort:

«Die Mannle, die Mannle,
Mit ere volle Kannle;
Je veller as die Kannle sen,
Je lustiger as die Mannle sin.»

Die jungen Burschen und Mädchen singen folgendes:

«Lustig, wenn mr ledig sen, lustig wenn mr lawe.»
«Wenn die Triwele zitig sen, gehn mr in die Rawe.»

Nach Beendigung der Weinlese begeben sich die Winzer auf den Rebberg und verbrennen vor ihrem Häuschen das Stroh, auf welchem sie während ihrer Wachtzeit geschlafen haben. Die Leute springen

aus den Häusern und sehen dem Schauspiele zu. Darauf sammeln die Winzer ihren Lohn ein und trinken sich von demselben ein Räuschchen an.

Bedeutungsvolle Tage.

Meissengott bei Weiler (Kreis Schlettstadt). — Hier ist es Sitte, dass an dem Tage nach hl. Antonius (17. Januar) auf dem Gemeindehaus Schinken versteigert werden. Der Erlös fällt der Kirche zu. Einige Zeit vorher bringen die Bauern diese Schinken auf das Gemeindehaus.

Diese Sitte rührt nach Meinung der Leute daher, dass der hl. Antonius Schweinehirt gewesen sein soll.

Nordhausen (Kreis Erstein) — Am fünften Februar, am Feste der hl. Agatha, gehen manche Leute in den Wald, um sich ein Agathahölzel zu holen. Sobald es 12 Uhr schlägt, hauen sie von einer Schwarzdornhecke ein Stückchen von Länge und Dicke eines Fingers ab. Das soll dann die Kraft haben, eine Wunde oder Geschwulst, wenn man über sie streicht, zu heilen.

Fislis (Kreis Altkirch). — Am 6. März, am Feste des hl. Fridolin, gewöhnte man früher das Vieh an das Arbeiten, Ziehen, Jochtragen etc. Man glaubte, dass sie an diesem Tage alles viel besser lernten.

An dem Feste der vierzig Märtyrer, welches am 10. März gefeiert wird, muss man alle Obstbäume ausputzen, dann tragen sie viel Obst.

Orschweier (Kreis Gebweiler). — Hier war es bis zum Jahre 1840 Sitte, dass die Schulkinder, Knaben und Mädchen, sich am Gregoriusfeste [1] in dem Schullokal versammelten, wo ein Festmahl abgehalten wurde. Zu letzterem trug jedes der Schulkinder etwas bei; eines brachte Schinken, ein anderes Brot, wieder ein anderes eine «Stütze» Wein, wieder ein anderes brachte Butter. Nach dem Mahle tanzten die Schulkinder miteinander, und der ganze Tag wurde in Fröhlichkeit verlebt.

Fislis (Kreis Altkirch). — Am Feste des hl. Vincentius, das am 22. März gefeiert wird, sperrte man früher Gänse und Enten ein. Denn man glaubte, wenn irgend ein Männchen und Weibchen an diesem Tage zusammenkommen, trennen sie sich nicht mehr, so dass man sie im ganzen Dorfe suchen müsse.

Wenn es am 8. Juni, am Feste des hl. Medardus, regnet, so soll es den ganzen Juni hindurch regnen.

Am 24. Juni, am Feste des hl. Johannes des Täufers, rupft man an den Rosensträuchern die Blätter ab, dann tragen sie zum zweitenmale Rosen.

Wenn am 24. Juni, am Feste des hl. Johannes, Regen fällt, so fallen die Nüsse und Bucheckern vor der Reife herunter.

---

[1] Papst Gregor der Grosse war das ganze Mittelalter hindurch der Schutzpatron der Schule.

Dachstein (Kreis Molsheim). — Um das Jahr 1780 hatte der Bann von Dachstein sehr schönes Getreide. An einem Sommertage wurde die ganze Ernte vom Hagel vernichtet. Seit dieser Zeit wird am 2. Juli der Hagelfeiertag abgehalten. Um das Jahr 1820 wurde die ganze Ernte von den Mäusen aufgezehrt, weshalb am 15. Juni der Mäusefeiertag gefeiert wird. Seit Ende des 18. Jahrhunderts wird jedes Jahr am 20. Januar ein Feiertag zur Abwendung der Cholera gefeiert.

Hüsseren (Kreis Thann). — Am 7 Brüder Tage (10. Juli) wird das Farnkraut ausgerissen; wenn man es an diesem Tage ausreisst, so wächst es nicht mehr nach. Die Leute sagen, diese Pflanze habe Wurzeln, die sieben Klafter tief in die Erde gingen.

Am Feste Heinrich, 15. Juli, gehen die Knaben nicht baden, denn es herrscht der Glaube, dass es an diesem Tage drei Tote giebt: einer, der herabfällt, einer, der ertrinkt, und einer, der sich erhängt.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wenn man am 10. August, am Feste des hl. Laurentius, zwischen 11 und 12 Uhr in die Erde gräbt, so soll man Kohlen finden.

Westhalten (Kreis Gebweiler). — Am Feste Mariä Himmelfahrt nehmen die Schulkinder kleine Bündel von Klee, Wicken und andern Futterkräutern in den Nachmittagsgottesdienst mit, während welchem sie geweiht werden. Das geweihte Futter giebt man dem Vieh. Dadurch will der Landmann den Segen Gottes über seinen Viehstand herabrufen.

Fislis (Kreis Altkirch). — Viele Leute sehen am Anfange des Jahres im Kalender nach, auf welchen Tag der Gedenktag des hl. Ottmar (16. Nov.) fällt. Fällt er z B. auf einen Montag, so schlachten die Leute an keinem Montag des Jahres ein Schwein, sonst wird der Speck ungeniessbar. So ist es mit jedem andern Tag.

Weiler (Kreis Schlettstadt). — In der Nacht vor dem Andreas Tage um 12 Uhr essen die ledigen Mädchen einen ganzen Häring. Derjenige, der ihnen im Traum das Wasser reicht, um ihren Durst zu stillen, soll der zukünftige Mann sein.

Osenbach (Kreis Gebweiler). — An Barbara, den 4. Dezember, stellt man Zweige von verschiedenen Obstarten in ein Gefäss mit Wasser. Dieses bringt man auf den Ofen oder in die Nähe desselben. Die Zweige fangen an zu knospen, und wenn sie bis Weihnachten blühen, so soll es ein gutes Jahr geben.

Attenschweiler (Kreis Mülhausen). — Adam und Eva (24. Dezember). Wenn man an diesem Tage jungen Obstbäumchen, welche noch nie Frucht getragen haben, einige Zweige wegschneidet, so bewirkt das nach dem Glauben des Volkes, dass das Bäumchen im nächsten Jahr Frucht bringt. Diese erste Frucht soll man einem noch unschuldigen Kinde zu essen geben; denn man glaubt, dass die bösen Menschen über die erste Frucht Gewalt haben, den unschuldigen Kindern aber nicht schaden können.

Heidweiler (Kreis Altkirch). — Hier herrscht der Aberglaube, dass, wer am 24. Dezember, also an Adam und Eva, Obst esse, Geschwüre bekomme.

Wolschweiler (Kreis Altkirch). — Die Leute sagen, es sei nicht gut, wenn man an dem Tage, welchem im Kalender das Sternbild der Jungfrau beigezeichnet ist, die Haare schneiden lässt. Man glaubt, es würde nicht mehr schön wachsen, und es würde sich Ungeziefer gern auf dem Kopfe aufhalten. Viele Leute glauben dies fest, und wollen sie die Haare schneiden lassen, so sehen sie zuerst im Kalender nach, welches Zeichen der betreffende Tag trägt.

Geburt.

Attenschweiler (Kreis Mülhausen). — Kommt ein junges Mädchen, das noch nicht verheiratet ist, ins Wochenbett, so gehen die jungen Burschen eine geraume Zeit vorher in einer Nacht in die Nähe des Hauses des Mädchens. Jeder hat eine Peitsche, und damit wird tüchtig geknallt und ein Höllenlärm verursacht, um dadurch das Mädchen zu necken und auszuspotten. Ist dies geschehen, so gehen dieselben Burschen einige Tage später, gewöhnlich in einer finstern Nacht, um nicht erkannt zu werden, vor das Haus des betreffenden Knaben und verführen denselben Lärm, um auch ihn auszulachen.

Das Kind, welches von einem unverheirateten Mädchen geboren wird, wird nicht am Tage, sondern des Nachts nach dem Angelusläuten getauft.

Fislis (Kreis Altkirch). — Jene Kinder, die in der Fronfastenwoche geboren werden, sollen, wenn sie erwachsen sind, immer vorhersehen können, wer stirbt, wer dann Messe dient und die Totenfahne trägt.

Schule.

Wolschweiler (Kreis Altkirch). — Vor etwa 60 Jahren hatte der Lehrer kein bestimmtes Gehalt. Er lebte von den freiwilligen Gaben der Einwohner. Von diesen wurden auch Schulstiftungen gemacht, welche darin bestanden, dass Grundstücke zur Nutzniessung des Lehrers an die Gemeinde abgetreten wurden. Wenn dann diejenigen, welche diese Stiftungen gemacht, tot waren, mussten die Schulkinder jeden Samstag an ihrem Grabe beten. Es sind jetzt noch solche Güter dem Gehalte des Lehrers beigefügt. Seit Jahren ist es aber nicht mehr Gebrauch, dass die Kinder an dem Grabe der Stiftsherren beten. — Das Holz zum Einheizen der Schulstube mussten die Kinder mitbringen.

Hochzeit.

Zinsweiler (Kreis Hagenau). — Wenn ein fremder Bursche ein Mädchen aus dem Dorfe heiratet, so veranstalten die Burschen aus dem Heimatsdorfe des Mädchens folgendes: Kommt der Betreffende das erste Mal nach der Verlobung in das Dorf, so nehmen zwei Burschen eine Flasche Wein, binden einen Blumenstrauss an die Flasche, und gehen mit einem Teller und zwei Gläsern zu dem Verlobten hinein. Der eine von ihnen sagt einen Spruch, worauf der Wein getrunken wird. Der Verlobte giebt dann den Burschen einige Mark; das Geld wird von allen ledigen Burschen verzehrt. Diesen Gebrauch nennt man: «Ausheben».

Gunstett (Kreis Weissenburg). — Wenn abends der letzte Gang des Hochzeitsmahles aufgetragen wird, kommen zwei Personen, die tagsüber in der Küche beschäftigt waren, auffallend gekleidet und das Gesicht mit Mehl gepudert, ins Zimmer, machen hier allerlei Unfug und sammeln bei den Gästen in einem Schaumlöffel Trinkgelder ein, die dann das gesamte Küchenpersonal unter sich verteilt.

Breitenbach bei Weiler (Kreis Schlettstadt). — Hier ist es Sitte, dass in der Hochzeitsnacht die Brautleute sich irgendwo verbergen, um daselbst zu übernachten. Die ledigen Hochzeitsgäste suchen dann die Brautleute. Finden sie dieselben, so bekommen sie morgens ein Frühstück Finden sie die Brautleute aber nicht, so wird ihnen eine Schüssel abgenagter Knochen zum Spott vorgesetzt. Am Tage darauf sammeln die ledigen Gäste bei den anderen Gästen Fleisch, Eier, Brot u. s. w. Die Nahrungsmittel werden dann am Sonntage nach der Hochzeit unter lautem Jubel gewöhnlich bei den Brautleuten verzehrt.

Kindweiler (Kreis Hagenau). — In dieser Gemeinde besteht der Gebrauch, dass an einem Hochzeitstage auch der Priester der Gemeinde ein Geschenk von der Braut empfängt. Dieses besteht entweder in einem schönen Taschentuch oder einem seidenen Halstuch. Das Geschenk der Braut muss aber zum Zeichen der Unschuld schneeweiss sein. Die Braut giebt aber dem Priester das Geschenk nicht in die Hand, sondern während der Hochzeitsmesse um zehn Uhr legt sie dasselbe auf den Altar. Wenn nämlich beim zweiten Opfern die Braut um den Altar geht, legt sie statt des Opfers ihr Geschenk auf den Altar. In dem Tuch steckt noch ein grosser Rosmarinstengel. Dieser Gebrauch soll aus dem 15. Jahrhundert herkommen, wo die Brautleute dem Priester grössere Geschenke gaben. Gegenwärtig wird auch dieser Gebrauch immer seltener.

Hüsseren (Kreis Thann). — Wenn die Brautleute aus der Kirche in das Haus zurückkommen, so reicht ihnen die Köchin unter der Hausthüre eine Tasse ungesalzene Fleischsuppe. Die Brautleute müssen dieselbe kosten und der Köchin ein Trinkgeld geben; dann erst werden sie eingelassen.

Am Hochzeitstage während des Mahles schleicht sich einer der Gäste unter den Tisch und nimmt der «Ehrenjungfrau» einen ihrer Schuhe und bringt ihn der Köchin. Diese bringt ihn auf einem Teller herein und stellt ihn auf den Tisch, wo er versteigert wird. Gewöhnlich ist es der «Ehrenknab», der ihn kauft. Dieses Geld bekommt dann die Köchin.

Henflingen (Kreis Altkirch). — Wenn die jungen Brautleute nach der Trauung aus der Kirche kommen, so schliesst man ihnen die Hausthüre zu, und aus dem Hause wirft ihnen jemand Hafer oder Weizen auf den Kopf. Sie werden dann erst eingelassen, wenn sie der Köchin ein Trinkgeld gegeben haben. So war es früher Sitte.

Bergholzzell (Kreis Gebweiler). — Kommen die Eheleute aus der Kirche, so spannen ihnen die Kinder Bänder über den Weg und lassen sie nicht eher durch, bis sie jedem etwas gegeben haben.

Winzenheim (Kreis Colmar). — Bei vielen Hochzeiten herrscht die Sitte, dass, während sich die Hochzeitsgäste belustigen, ein Knabe heimlich unter den Tisch schlüpft, dann hervorkommt, ein zusammengeknäueltes Seil in die Höhe hält und ruft: Das esch der Hochzitera era Strumpfbandel. (Das ist der Braut ihr Strumpfband.) Ein grosses Gelächter erfolgt darauf.

Wenn der Hochzeitszug in das Haus treten will, wird er angehalten. Ein Knabe und ein Mädchen halten vor dem Eingange ein Band ausgespannt. Von jedem des Zuges erhalten sie Geld. Dann wird der Zug eingelassen.

Heidweiler (Kreis Altkirch). — Bei einer Hochzeit reicher Leute wird vor dem Hofe des Hauses, in welches die Brautleute gehen, wenn sie aus der Kirche zurückkehren, ein Tisch auf die Strasse gestellt, worauf sich roter Wein und allerlei Zuckerwaren befinden. Jeder Vorübergehende kann davon nehmen. Neben dem Tisch stehen zwei junge Burschen, welche eine weisse Schnur ausspannen. Wenn nun die Brautleute aus der Kirche kommen und an dem Tisch vorübergehen wollen, so wird ihnen von den Burschen die Schnur vorgehalten, und erst wenn sie denselben ein Geldstück gegeben haben, werden sie durchgelassen.

Dachstein (Kreis Molsheim). — Früher gingen die Gäste bei den Hochzeiten nach dem Essen in die Häuser der Geladenen. Einer der Gäste hatte eine Kanne aus Zinn, die ungefähr zwei Liter hielt. Diese Kanne wurde im Hause der Brautleute mit Wein gefüllt. In jedem Hause wurde die Kanne ausgetrunken und wieder mit Wein gefüllt. So ging es fort, bis man alle Häuser der Geladenen besucht hatte. Dieser Gebrauch hörte vor ungefähr 30 Jahren auf.

Kindweiler (Kreis Hagenau). — In früheren Zeiten trugen hier die Bauern grosse Hüte mit breiter Krempe. Der Hut war entweder schwarz oder grau. Hinten am Kopfe war derselbe an zwei Enden an dem Hutkopfe angeheftet. An einer Hochzeit oder an einer Taufe musste eine Anverwandte der Braut (Nächschte genannt) den Hut des Brautführers ganz mit farbigen Bändern zieren. Die Krempe des Hutes war so geziert, dass man dieselbe gar nicht mehr erkennen konnte. Die Bänder hingen den Rücken hinunter. Je mehr Bänder und je schöner der Hut geziert war, um so grösser war die Ehre für die, welche den Hut geziert hatte. Ein Mädchen, welches den Hut ihres Führers nur wenig geziert hatte, war im ganzen Dorfe als eine faule Grethe angesehen. Dieser Gebrauch ist in den 40er Jahren erloschen.

Krankheiten.

Krüt (Kreis Thann). — Mittel gegen die Warzen. — Will jemand die Warzen vertreiben, so geht er, wenn für einen Verstorbenen geläutet wird, an den Brunnen, hält die Hand mit den Warzen unter das fliessende Wasser und betet 5 Vater unser für die armen Seelen. Dies Mittel soll trefflich sein.

Hüsseren (Kreis Thann). — Wenn jemand eine Warze am Finger hat, so nimmt er eine Schnur, macht einen Knoten daran und

wirft dieselbe auf die Strasse. Der erste, der diese Schnur aufhebt, bekommt die Warze.

Attenschweiler (Kreis Mülhausen). — Hat jemand eine Warze, so umbindet er dieselbe mit einem schwarzen Faden und lässt diese so lange umbunden, bis jemand im Dorfe stirbt. Alsdann löst er den Faden los und wirft ihn bei der Beerdigung in das Grab des Toten. Wie nun der Faden im Grabe verfault, so verschwindet auch die Warze.

Hat jemand Hühneraugen, so trägt er die Wurzel der vielblütigen Maiblume in der Tasche nach. Sobald die Wurzel verdorrt, verschwindet auch das Hühnerauge. Hat er zwei Hühneraugen, so muss er auch zwei Wurzeln in der Tasche tragen.

Henflingen (Kreis Altkirch). — Wenn die kleinen Kinder die «Aphthen» (Mundfäule) haben, so zieht ihnen eine Frau drei Gräslein durch den Mund. Dabei spricht sie die drei höchsten Namen aus und hängt alsdann die Gräslein in das Kamin. Wie diese vertrocknen, so heilt auch die Mundfäule.

Westhalten (Kreis Gebweiler). — Wenn einem die Speisen aufstossen, so sagt man, man habe der Mutter etwas aus dem Küchenschrank geholt (gestohlen).

Fessenheim (Kreis Colmar). — Hier herrscht der Aberglaube, dass sonderbare Krankheiten bei kleinen Kindern von Leuten herrühren, die mit dem Bösen in Verbindung stehen. Man glaubt, diesen ihre Macht nehmen zu können, wenn man 2 Sicheln, mit denen schon Getreide geschnitten worden ist, kreuzweise in die Wiege legt.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Es herrscht der Aberglaube, dass die Mitglieder einer Familie von der Gliederkrankheit verschont bleiben, wenn sie Turteltauben im Hause halten.

Todesfall.

Fislis (Kreis Altkirch). — Es herrscht der Glaube, dass, wenn während des Läutens bei der hl. Wandlung die Hunde heulen, dies einen nahen Todesfall bedeute.

Wenn in einem Hause jemand gestorben ist, so muss man nachher eine allgemeine Wäsche, die sogenannte Totenwäsche veranstalten. Thut man dies nicht, so glaubt man, die Toten ruhen nicht im Grabe.

Wenn eine Frau nach der Geburt eines Kindes stirbt, so zieht man ihr Schuhe an. Denn es herrscht der Glaube, dass, wenn man dies nicht thut, jede Nacht die Mutter kommt, um das Kind zu ernähren — und zwar so lange, bis man ihr Schuhe vor die Fenster stellt, damit sie dieselben wegnehmen kann. Dann soll das Erscheinen aufhören.

Wenn in einem Hause jemand stirbt, muss man darin alles Bewegliche, z. B. Geräte, Speisen etc., rütteln, sonst verdirbt es.

Witternheim (Kreis Erstein). — Wenn man von den Fischen träumt, trifft bald unter den Angehörigen ein Todesfall ein.

Hüsseren (Kreis Thann). — Wenn man von schwarzen Kirschen träumt, oder wenn ein Maulwurf nahe an einem Hause stösst, so deutet dies auf einen Todesfall in der Familie hin.

Wolschweiler (Kreis Altkirch). — Hier sagt man, dass die Sterbenden beim Hinscheiden bei den Verwandten und Freunden «warnen». Dieses Warnen geschehe durch Gepolter in einem Hausraume oder durch Herabfallen von Gegenständen oder durch das mehrmalige Stehenbleiben der Uhr. Wenn jemand Nachricht von dem Tode eines Freundes erhält, so will er meistens eine «Warnung» vernommen haben.

Dollern (Kreis Thann). — Wenn in der hl. Messe am Sonntag während der Wandlung eine Kerze auslöscht oder es auf der Kirchuhr schlägt, so soll in kurzer Zeit jemand sterben.

Hexen und Geister.

Attenschweiler (Kreis Mülhausen). — Das abergläubische Volk meint durch folgendes Mittel in der Mitternachtmesse an Weihnachten die Hexen zu Gesichte zu bekommen: Man stecke einen Zahn einer Egge, den man ganz unverhofft auf einem Acker gefunden, zu sich, durchbohre ihn dreimal und behalte ihn stets in der Tasche. Während der hl. Wandlung sehe man durch die Löcher des Zahnes, und man wird die Hexen zurückschauen sehen. Es wird aber empfohlen, vor Abschluss des Läutens zu Hause zu sein, da man sonst eine tüchtige Tracht Prügel zu erwarten hätte.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wenn man auf dem Felde einen Zahn von einer Egge findet und diesen durchbohrt, so sieht man, wenn man während der Mitternachtmesse an Weihnachten in der Kirche durch die Durchbohrung schaut, die Hexen, welche während der hl. Wandlung zurückschauen.

Attenschweiler (Kreis Mülhausen). — Will jemand zu Weihnachten die Hexen des Ortes sehen, so muss er einen Zahn einer Egge haben. Diesen muss er unverhofft finden und vom Tage, an welchem er ihn gefunden hat, stets bei sich in der Tasche tragen. Durch diesen Zahn muss er sieben Löcher quer und eines der Länge nach bohren. Zu Weihnachten stellt sich der Betreffende hinten in die Kirche. Bei der hl. Wandlung schaut er mit dem linken Auge durch das Loch, welches der Länge nach durch den Zahn gebohrt ist. Aldann wird er sämtliche Hexen sehen, die in der Kirche sind; denn sie schauen während dieser Zeit alle rückwärts. Doch muss der Betreffende machen, dass er zu Hause ist, ehe es Wandlung zu Ende geläutet hat, sonst wird er von den Hexen mit Weiden tüchtig durchgeprügelt.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wenn man an Weihnachten während der Mitternachtmesse in der Kirche auf ein neues, buchenes Stühlchen kniet, worauf noch niemand kniete, so sieht man die Hexen, welche während der hl. Wandlung zurücksehen. Noch vor Beendigung der hl. Messe muss man die Kirche verlassen, sonst schaden die Hexen.

Die Hexen kann man erkennen, wenn man ihnen in die Augen schaut. Das Bild desjenigen, der ihnen in die Augen schaut, spiegelt sich in dem Auge der Hexe umgekehrt ab.

Witternheim (Kreis Erstein). — Will man die Hexen erkennen, so muss man in der Mitternachtmesse an Weihnachten Stäbchen

von 9erlei Holz kreuzweise aufeinander in die Tasche stecken und darauf den Geschirrlappen legen, dann sieht man die Hexen während der Wandlung hinter sich schauen.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Es herrscht der Aberglaube, dass, wenn man nach dem Läuten des englischen Grusses ein Totenkäuzchen nachahmt, der böse Geist sich dem Betreffenden auf den Kopf setze und ihn kratze.

Es wird sehr davor gewarnt, draussen (besonders im Walde) eine verschlossene Flasche oder ein zugeschlossenes Gefäss zu zerschlagen, weil der Aberglaube herrscht, es seien hineingeschworene Geister darin. Diese würden beim Zerschlagen sich befreien, den Betreffenden, der sie zerschlägt, ins Haus begleiten und darin bleiben, bis sie wieder herausgeschworen sind. Der böse Geist soll dann dem Vieh, namentlich den Schweinen und Ziegen, den Tod verursachen.

Dollern (Kreis Thann). — Will jemand durch Hexen einem anderen schaden, so muss er das Hexenbüchlein an Weihnachten in der Mitternachtmesse auf den Altar legen. Die betreffende Person wird dann mittelst dieses Büchleins die Kraft erhalten, andere zu verhexen.

Witternheim (Kreis Erstein). — Ist eine Kuh verhext, so soll man beim Buttermachen Dornen vom Schwarzdornstrauch in das Butterfass werfen. Melkt die Hexe die Kuh wieder, so stechen die Dornen sie in die Hand. Oder man soll den Rahm in den Abort schütten.

Fislis (Kreis Altkirch). — Während der Nacht soll man im Stall und in der Scheune die Geräte, Gabeln, Besen u. s. w. immer umgekehrt stellen; dann haben die Hexen keine Gewalt darüber.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Es wird streng davor gemahnt, des Nachts nach dem Läuten des englischen Grusses eine Katze zu werfen. Die Katze gilt nämlich von dieser Zeit ab als ein böser Geist.

Katzenthal (Kreis Rappoltsweiler). — Wenn eine Kuh erkrankt, so wird die Ursache sofort der Hexe zugeschrieben. Man fahndet in der Nachbarschaft, ob sich in den nahen Familienkreisen eine Hexe bezw. eine alte Frau befindet. Findet man eine solche, so muss diese die Schuld tragen; dafür soll sie aber auch ihre Strafe erhalten.

Es werden verschiedene Zeremonien gemacht.

Man nimmt ein Stück Sauerteig, einen Zweig von einem Lebensbaum, der am Palmsonntag in der Kirche geweiht wurde, eine Hand voll Salz und bringt diese Sachen in ein Säckchen. Dasselbe wird vorher mit Weihwasser getränkt und mit den Stoffen in Essig getaucht. Mit diesem zubereiteten Säckchen, das jetzt einen Wohlgeruch verbreitet, verfügt sich der Bauer in den Stall. Hier werden wieder die verschiedensten Vorbereitungen getroffen Das Säckchen wird an der Decke befestigt, genau über dem Kopfe der Kuh, so dass die herabfallenden Tropfen auf das Futter fallen. Der Kuh werden Palmzweige an die Hörner gebunden; der Stallbesen wird umgekehrt (Stiel unten) hingestellt. Nach der Meinung der Bauern haben dann die Hexen keine Gewalt, weil ihr Zepter, der Besen, diese Stellung hat.

Alle diese Vorbereitungen werden abends 9 Uhr getroffen. Um Mitternacht betet die ganze Familie 5 «Vaterunser». Bis dieses geschehen ist, muss eine Laterne im Stalle brennen.

Haben am anderen Tage alle Gegenstände im Stalle noch den nämlichen Standpunkt, so war die Hexe während der Nacht nicht anwesend. Es kann geschehen, dass die Hexe erst nach zwei Tagen ihren Besuch abstattet. Binnen 5 Tagen muss sie kommen. Dann liegt alles kreuz und quer im Stalle umher. Die Kuh muss nun das Säckchen tüchtig ablecken, die Hornspitzen werden abgesägt, der Besen verfällt, nachdem er kräftig zerschlagen worden ist, dem Feuertode. Von jetzt an haben die Hexen keine Gewalt mehr über diese Kuh.

Die Schläge, die der Besen erhält, vermeint man der Hexe zu geben.

Dollern (Kreis Thann). — In unserem Dorfe soll es früher eine gespensterhafte Gestalt gegeben haben, nämlich das «Nachtgiah». An gewissen Stellen getraute man nicht mehr durchzugehen. Es soll aber nur solche Leute mitgenommen haben, die 1 m oder darüber gross waren. Beim Herannahen desselben legte man sich deshalb auf den Boden. Hatte nun die Person die bekannte Grösse nicht, so soll es ihr kein Leid zugefügt haben.

Rufach (Kreis Gebweiler). — Vor alten Zeiten soll ein Mann Mitternachts 12 Uhr nachhause gegangen sein. Als er nun um eine Ecke bog, befand sich daselbst ein grosser Haufen Katzen. In der Dunkelheit erkannte sie der Mann nicht, sondern hielt sie einfach für Weiber. Auf einmal rief er: «Alla ihr Nochberswiwer gehn jetz ins Bett, sisch Zitt!» Mit einem fürchterlichen Geschrei sollen die Katzen ihm ins Gesicht gesprungen sein und ihn furchtbar zugerichtet haben. Von dieser Zeit an sollen diese Hexen verschwunden sein.

Der Nachtwagen. In Rufach herrscht allgemein der Aberglaube, dass in der Nacht, wenn man am wenigsten daran dächte, ein Wagen mit fürchterlichem Gerassel durch die Strassen der Stadt fahre. Dieser Wagen soll ganz schwarz ausgeschlagen sein. Ohne Pferde- oder sonstiges Gespann soll er mit entsetzlicher Geschwindigkeit durch die Stadt fahren. Im Innern befinden sich, nach Angabe des Volkes, schwarzvermummte Gestalten, angeblich Freimaurer, und sollen den Leuten allerlei Angst einflössen. Kein Mensch könne diesen Wagen sehen, da er mit grausenerregender Schnelligkeit fahre. Schon aus weiter Ferne soll man das furchtbare Gerassel dieses Wagens vernehmen An diesen Nachtwagen glauben sehr viele Leute.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wenn jemand rückwärts geht, so sagt man von ihm: «Er macht dem Teufel das Bett».

Gewitter.

Witternheim (Kreis Erstein). — Bei einem heftigen Gewitter zündet die Mutter des Hauses eine am Palmsonntag geweihte Palme an und geht damit in allen Zimmern umher und betet dabei in jedem Zimmer ein Ave, damit Gott das Haus vor Blitzschlag behüte.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Kommt ein sehr schweres Gewitter herangezogen, so beten die Leute den englischen Gruss, während eine andere Person des Hauses das Evangelium vom hl. Johannes: «Im Anfang war das Wort, u. s. w.» liest. Dadurch glaubt man, werde sich das Gewitter verziehen.

Wolschweiler (Kreis Altkirch). — Ist ein Gewitter am Himmel, so wird mit einer Glocke, die der hl. Katharina geweiht ist und auch deren Namen trägt, geläutet. Die Leute glauben, das Gewitter würde durch das Läuten verscheucht. In den Häusern werden geweihte Palmen angezündet. Der Rauch, glaubt man, schütze das Haus vor dem Blitze.

Allgemeines.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Jeden Sonntag Morgen versammelten sich die Bürger der Stadt in der Wachtstube des Rathauses. Waren sie beisammen, so erzählte der Vorsitzende seinen Kollegen die früheren Schicksale der Vaterstadt und fügte auch Erläuterungen bei. So erzählte er vielleicht, wie die Schweden im Elsass hausten. Oft berieten sie auch das gemeine Wohl der Stadt. Mahnte die Glocke zum Gottesdienste, so begaben sie sich in die nahe gelegene Kirche, um dem Hochamte beizuwohnen. Dies dauerte bis 1854.

Altkirch (Kreis Altkirch). — Bei uns in Altkirch ist es Sitte, dass die Rekruten am Tage nach der Musterung Eier sammeln. Diese werden dann auf die verschiedenste Weise gekocht und gemeinschaftlich verzehrt, wobei «tapfer» getrunken wird.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wenn eine Frau Brot backt, so darf sie während der Zeit, da das Brot im Ofen ist und noch Feuer vorn im Ofen sich befindet, nicht in das Feuer blasen, sonst wird das Brot hohl.

Wenn eine Frau Oelkuchen backt und während dieser Zeit durstig wird, so darf sie nicht trinken, sonst trinkt sie das Oel aus der Pfanne.

(Es giebt Leute, die fest daran glauben.)

Wenn auf einer Reise eine Katze über den Weg läuft, so hat man für den betreffenden Tag ein grosses Unglück zu erwarten.

Witternheim (Kreis Erstein). — Wenn man einen ausgefallenen Zahn hinter sich wirft und denselben dann wieder findet, so wächst an dessen Stelle ein anderer Zahn nach.

Wolschweiler (Kreis Altkirch). — Die alten Leute erzählen, dass vor 50 Jahren der Schmied für seinen Lohn statt Geld einen Haufen Holz bekam, woraus er sich dann Kohlen brannte.

Henflingen (Kreis Altkirch). — Am ersten Freitag bei jedem wachsenden Monde muss man den Kindern ein wenig von den Haaren abschneiden, um den Haarwuchs zu fördern.

Pflanzen.

Henflingen (Kreis Altkirch). — Hier sagt man, dass sich im Monat August die Krautköpfe zu einem grossen Rate versammeln. Hier wird ausgemacht, wer die grössten Köpfe tragen muss Diejenigen, die dazu bestimmt werden, wachsen alsdann Tag und Nacht.

Tiere.

Oberhergheim (Kreis Gebweiler). — Wenn ein Marder gefangen oder geschossen wird, ist es Sitte, dass die Kinder des Hauses denselben in einem Korbe in den Häusern herumtragen und dabei sagen:

Gan is a Ei (is = uns),
Sunscht nemmt ich der Marder zwei.

Hernach erhalten sie Eier, welche zu dem Marder in den Korb gelegt werden.

Hettenschlag (Kreis Colmar). — Hier herrscht die Sitte, dass derjenige, welcher in Haus, Stall oder Scheune einen Marder getötet hat, denselben an den vier Füssen auf ein Brett nagelt und damit von Haus zu Haus geht und dabei singt:

Wann 'r is net wann Eier gah,
Sa muass d'r Marder d'Hüehner na!
Gann is oi a Ei,
Soust nimmt der Marder zwei.

Dabei begleitet ihn ein Knabe mit einem Korb und legt die Eier, die er in jedem Haus erhält, hinein.

Winzenheim (Kreis Colmar). — Wenn jemand einen Marder fängt, so nagelt er ihn an ein langes Brett, welches am untern Ende so verdünnt ist, dass man es bequem halten kann. Ein Knabe trägt ihn im ganzen Dorfe herum, und geht in alle Häuser. In jedem Hause sagt er:

Eier arüs,
Oder mer lian der Marder ens Hianerhus.
(Eier heraus,
Oder wir lassen den Marder ins Hühnerhaus).

Er bekommt auch überall Geld ôder Eier. Eine grosse Schar Kinder folgt dem Knaben, welche seinen Spruch durch ihr Geschrei unterstützen.

Witternheim (Kreis Erstein). — Das Schreien einer Elster oder eines Käuzchens oder das Heulen eines Hundes vor dem Fenster verkündet einen Todesfall im Hause.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Der Bauer will an dem Rufen der Wachtel erkennen, wie teuer schon das folgende Jahr der «Stumpe» Weizen (5 Sester) verkauft wird. Schlägt sie nämlich dreimal, so kostet der Stumpe 3 × 5 Franken; schlägt sie viermal, so beträgt der Wert 4 × 5, schlägt sie fünfmal, so ist der Preis 5 × 5 Franken. Jeder Ruf gilt nämlich 5 Franken.

Henflingen (Kreis Altkirch). — Wenn man Eier zum Ausbrüten legt oder «setzt», so muss man sie alle miteinander in das Nest fallen lassen, damit die jungen Küchlein zu gleicher Zeit ausschlüpfen. Wenn man die Eier nacheinander in das Nest legt, so kommen die letzten Küchlein erst zwei Tage später aus dem Ei.

Wenn eine Henne ein ungeschaltes Ei gelegt hat, so muss man die Haut dieses Eies ins Kamin hängen, damit die Henne wieder geschalte Eier lege.

Wenn die Henne am Morgen wie der Hahn kräht, so wird es an demselben Tage noch regnen.

Wenn die Bäuerinnen eine Henne zum Brüten setzen, so untersuchen sie die Eier in einer dunklen Kammer mit einem Licht. Aus den Eiern, welche das Luftbläschen am Ende haben, schlüpfen Hähne, und aus denjenigen, die das Luftbläschen auf der Seite haben, schlüpfen Hennen.

Kinderspiele.

Ranspach (Kreis Thann). — Im Frühjahr lösen die Kinder, wenn der Saft in die Höhe steigt, die Rinde von den fingerdicken Zweigen und machen daraus Pfeifen, die man auch «Huppa» nennt. Dabei singen sie das Lied:

Heiliga St. Loranza,
Loss mi Huppa net verschlanza,
Heiliga St. Lorós,
Loss mi Huppe lohs.

Wenn die Kinder mit den Marienkäferchen spielen, so singen sie diesen Vers:

Katrina Vägala fliag,
Di Vater esch im Kriag,
Di Müater esch im Bumerland,
Bumerland esch abgebrannt.

Bitschweiler (Kreis Thann). — Zwei Kinder halten sich nebeneinandermarschierend die Hände und zwar so, dass das rechtsgehende Kind mit der linken Hand die linke Hand des linksgehenden Kindes fasst, und mit der rechten, die rechte Hand. Die Kinder singen folgenden Vers:

«Komm mer wa geh wandla,
Vo einer Stadt e d'andra;
Leg der Beidel uf der Tesch
Und zahl mer, was da schuldig besch.
[Wiwala, wawela wetsch».]

Beim letzten Vers wechseln die Kinder die Seiten, indem sie sich auf die entgegengesetzte Seite ziehen.

XIV.

Münsterthäler Anekdoten.

Ein Versuch, mit Anlehnung an die schriftdeutschen Wortbilder lauttreu zu schreiben.

Von

J. Spieser.

In der Schreibung mundartlicher Sprachproben stehen bisher zwei Richtungen einander unversöhnt gegenüber. Die eine, ältere, fordert möglichste Anlehnung an die Wortbilder der Schriftsprache, damit der Leser möglichst mühelos den Sinn errate, die andere, jüngere, verlangt möglichst unzweideutige Darstellung der Laute, damit der Leser nie über die Aussprache des zu Lesenden im Zweifel sei. Die erstere nennt sich gern — freilich mit grossem Unrecht — die «etymologische» oder «historische», die andere wird die «phonetische» (lauttreue) genannt. Obgleich ich nun grundsätzlich jede Schreibweise misbillige, die andere Ziele verfolgt als unzweideutige Darstellung der Laute, so scheint es mir doch, als liessen sich die beiden Gegensätze bis zu einem gewissen Grad versöhnen, ja als liesse sich unbeschadet der Lauttreue die Anlehnung an die schriftsprachlichen Wortbilder noch viel weiter, als bisher geschehen ist, durchführen, wenn man zu dem einfachen Mittel greift, die **Buchstaben, denen keine Laute entsprechen, kursiv** zu drucken oder sonstwie deutlich kenntlich zu machen.

Ich möchte mit den nachfolgenden Vorschlägen einer Beschränkung des Gebrauchs wirklicher Lautschrift in keiner Weise das Wort reden; ich habe vielmehr ausschliesslich solche Fälle im Auge, in denen eine eigentliche Lautschrift aus Rücksicht auf die orthographischen Begriffe der Leser doch nicht

zur Verwendung käme. In solchen Fällen möchte ich an Stelle des hergebrachten, grundsatzlosen Schlendrians etwas Besseres gesetzt wissen, eine Schreibung, die zugleich den S i n n s c h n e l l e r und den L a u t s i c h e r e r ermitteln lässt. Zur Veranschaulichung meiner Vorschläge hätte ich gerne Proben aus einer der bekannteren elsässischen Mundarten gewählt. Da ich aber keine solche gründlich kenne, zeige ich nachstehend die Anwendung der Vorschläge auf die Mundart meines Heimatsdorfes Mühlbach. Erscheinen daher beim Lesen irgend welche Schwierigkeiten, so bitte ich den geneigten Leser, dies bis zum Nachweis des Gegenteils der eigentümlichen Mundart, und nicht der angewandten Schreibweise zur Last legen zu wollen. Im Einzelnen schlage ich folgendes vor:

1. Da Akzente erfahrungsgemäs die Wortbilder nicht verwischen, so gebrauche man nach Kräuter'scher Weise den Gravis zur Unterscheidung der offenen Selbstlaute von den geschlossenen (è, ù, ò, à, wie bei Kräuter; geschlossenes *e*, das zugleich als sehr offenes *i* aufgefasst werden kann, wird hier aus mehreren Gründen besser mit «i» als mit «e» bezeichnet). Genäselte Selbstlaute erhalten wie bei Kräuter ein untergeschriebenes Häkchen: ą̈, ą̀, ą usw.

2. Der Thatsache, dass *sch*, *ng*, *ch* einfache Laute sind, wird man am besten folgendermaassen gerecht.

Man betrachte als eigentliches Zeichen für den *sch*-Laut š oder ʃ oder ein s mit beliebiger anderer Zuthat, im Notfalle auch ſ, und schreibe z. B. š*ch*àf*f*e *(schaffen)*, štèl*l*e, fèšt, špàre, Wašp, er iš*t*, dü wàrtš*t*, Diš*t*el, ą̀'*n*derš *(anders)* usw. Als Träger des *ng*-Lauts betrachte man ŋ oder ñ oder ein n mit irgend einer andern Zuthat, im Notfall auch ɴ und schreibe z. B. fàŋ*g*e, Gsàŋ*g*, Bàŋk, Gàŋg, waŋ*d*e *(wenden)*, gebùŋ*d*e, ùŋpassli, ùŋzefri*e*de. Als Träger des *ch*-Lauts gelte c: Dàc*h*, ic*h*, oder wenn man die Unterscheidung des *ch* und des *h* für unnötig hält [vgl. im vorigen Jahrg. S. 89 f.], h: Dàch, ich.[1]

3. Die Zeichen *bdg* und *ptk* müssen als v ö l l i g g l e i c h w e r t i g gelten, beide Gruppen bezeichnen die s t i m m - und h a u c h l o s e n Verschlusslaute; also klingen bà'r und Pà*a*r, di'r und T*h*i'r [*Thüre*], Krit*t*er *(Kräuter)* und Grit*t*er *(angepflanzte Almendstücke)*, Glàs und Klàss, Nackele *(kleiner Nacken)* und Nag*g*ele *(Nägelchen)* v ö l l i g g l e i c h.

Dann kann aber für aspirirtes *k*, das unmittelbar vor starkem Selbstlaut recht häufig ist, die Schreibung kh nicht umgangen werden; also khàlt *(kalt)* und Ghàlt *(Gehalt)* beide bis auf

[1] Im ersten Fall wäre in Gegenden, wo für g *ch* gesprochen wird, c*g* («èwic*g*»), im zweiten *g*h zu schreiben (èwi*g*h).

die Klangfarbe des a mit hochdeutschem *kalt* gleichlautend. Für den Schleifer *ch* darf das g nie verwendet werden; und ebenso darf ch nie für k stehen, also: «Fùks» *(Fuchs)*, Krìšt *(Christ)*.

4. Die Dehnungsbuchstaben der schriftdeutschen Wortbilder behalte man, wo die Mundart ebenfalls langen Selbstlaut hat, bei; ebenso bei kurzem Selbstlaut die Mitlauterverdoppelung. Ohne weitere Bezeichnung gelte offene Silbe für lang,[1] geschlossene für kurz. Kurze offene Silbe bezeichne man mit einem Apostroph oder füge den ausgefallenen Mitlauter kursiv bei (z. B. «ic*h* bì' o' derbi ì' der Štù' gsą̈» oder «ic*h* bì*n* o*ch* derbi ì*n* der Štù*b* gsą̈»). In allen geschlossenen langen Silben, die in der Schriftsprache kein Dehnungszeichen haben oder kurz sind, gebe man dem Selbstlauter ein nachfolgendes ', (z. B. gràʼd, voʼr; Bàʼc*h*, Frùʼc*h*t, wàʼs, Wàʼc*h*s).

Wie weit man in der Herstellung des schriftdeutschen Wortbildes zu gehen hat, wird die Erfahrung lehren müssen. Ob es z. B. zweckmässig ist, auch «mìʼr rède*n*, ì*h*r rède*t*, si*e* rède*n*» zu schreiben, ist mir bis jetzt zweifelhaft. Auch die Fremdwörter lassen verschiedene Möglichkeiten zu. Ist z. B. die Nachahmung des französischen *Jean* «Šc*h*àŋ*g*» oder «Šeàŋ» zu schreiben? Der Leser wird darum auch manche Schwankungen im folgenden finden. Es darf eben nicht vergessen werden, dass es sich bei den gemachten Vorschlägen, wie auch bei der hergebrachten Schreibweise, um einen Kompromiss handelt, durch welchen zu gleicher Zeit zwei Herren, den überlieferten Wortbildern und der Lauttreue, gedient werden soll. Daher haftet auch der vorgeschlagenen Schreibweise wie jedem Zweiherrendienst das Gebrechen der Unsicherheit im einzelnen Falle an, ein Gebrechen, von dem eben nur die vielgeschmähte Lautschrift, die konsequent phonetische Schreibweise, frei ist.

Dem Inhalt nach ist das nachstehend Gebotene die Fortsetzung der Anekdoten in Jahrgang IV S. 73 ff., V S. 129 ff., IX S. 90 ff. Ich habe diesmal aus meiner Sammlung solche ausgewählt, die irgendwie auf den Verkehr der Münsterthäler Bauern mit ihrem Pfarrer in früherer Zeit Bezug haben.

48.

Der Hèrbš*t*ermaʼrtle ìš*t* emüol mäm[2] Èsel nawe-n-em Pfàr*r*hüs fìʼr[3] gfà*h*re ùn*d* hèt der Èsel jamerli geprig*g*elt.

---

[1] Ausgenommen, wenn sie schwach ist, d. h. den Laut ə oder ein gleich schwaches i enthält. — [2] mit dem — [3] vorbei (ob fìʼr oder vìʼr zu schreiben ist, ist schwer zu sagen. Dass unsere sogenannte

Dernüo*ch* ìšt grà'd der Pfàr*r*er [der Šc*h*ìl*l*äŋ*g*er][1] àm Fa̧i̧*n*šter gštàŋ*de* ùn*d* hèt ì*n* dam Špi*e*l züùgelüùgt. «Šc*h*làge doc*h* ùier Èsel nit so', Ma'rtle, dü'rt er i dän*n* nìt?» — «Fir dàs ìš*t* er Èsel; wän*n* er Pfàf*f* wa'r, miist er prè'dje.»

49.

Der Pfàr*r*er Šc*h*ìl*l*äŋ*g*er ìš*t* emüol ùf di Am*m*[2] *g*gàŋ*g*e Khìl*l*ic*h* hàlte. Dernüo wù-n*n*-er ùf Ma*tz*eràl*l* ì*n*s Dorf khùm*m*t, si*eh*t er e pà*à*r Knàb*b*e ùf der Štrüoss äm Drac*k* bàb*b*le. — «Wàs màc*h*e-n-er düo, Biiwler?» früogt er se. — «È' mer bùie à*n* me Khìl*l*ic*h*le», sèit èiner. — «Ha̧i̧ er o-n*n*-e Pfàr*r*er fir dri̧?» früogt er wìd*d*er. — «Nè'i», šc*h*riit èiner, «mer ha̧i̧ kè' Drac*k* miè*hr*, sù*nst* miic*he*[3] mer èiner.»

50.

Emüol giè*h*t èiner và*n* de Pfàr*r*er ùf Milbe*ch* äm Èw*w*er Dèrfle nawe me Biiwle fi'r ùn štric*ht*[4] ne so' äm Nawefì'rgiè*h* àm Bàc*k*e. Dernüo sèit dar Knab*b*le: «Štècks ùf, dü verdàm*m*ter Sàt*t*àn, èd*d*er i wìrf der e Fèlse[5] ùf s Kri*tz*!»

51.

«Khän*n*te-n-er mer nìt sàge, Froi, wù' der na'*ch*tšt Wa'i dùr*r*ic*h* giè*h*t fìr ì*n* di' La'*ch*ter ·Wàn*n*?» — «Gil*h*n näm*m*e düo nùf, Hèr*r* Pfàr*r*er, s giì*h*n àl*l*i Èsel düo nùf.»

52.

S Krùim*m*hèlzele ìš*t* emüol mät*m* Rac*h*e ùf der À'*ch*sel äm Pfàr*r*er bekhùm*me*,[6] wù' s grà'd ni̧'*n* ùf Šc*h*issere gewèl*lt* hèt, gè' Hoi màc*h*e. — «Wù' wa̧i̧ ·i*h*r àn*n*e,[7] Khat*h*rin?» früogt der Pfàr*r*er. «È', è', è', mer trùit s fàšt äm Hèr*r* Pfàr*r*er nìt ze sàge.» — «Wùrùm nìt? Wä*nn* mer nit Bièses èd*d*er La*tz*es[8] äm Sän*n* hèt, dèrf mer àl*l*ewil*l* sàge, wù mer àn*n*e wil*l*.» — «È', è', è', è', i ha̧ wèl*l*e gè' Hoi màc*h*e, ni̧, ni̧ ùf Bü', Bü', Bü', ·Büb*b*ere, Hèr*r* Pfàr*r*er.»

53.

Der Pfàr*r*er Šc*h*ìl*l*äŋ*g*er khùm*m*t emüol ùf Sù̇'*n*der·na̧ ä'-n-e Hüs, wù se grà'd àm Zoweasse[9] gsä̧'*n* sä̧i̧ ùn Khase·a'rdèpfel ùf em Tìš*ch* gha̧ ha̧i̧. «Sa̧*hn*[10] khùm*m*e hàlte o' mìt es, Hèr*r*

«Recht»schreibung *für* und *vor*, *füllen* und *voll*, *vorder*, *fördern* und *zuvörderst* mit verschiedenen f-Zeichen schreibt, ist für die in derselben waltende Ordnung und Logik höchst bezeichnend!) — [1] Pfarrer in Mühlbach von 1829 bis 1872. — [2] Kirchlein auf einem Hügel zwischen Metzeral und Sondernach — [3] würden machen. — [4] streichelt — [5] *Variante:* e Wàcke — [6] begegnet — [7] hin — [8] Unrechtes. — [9] Mittagessen, eig. «zu Abend» — [10] wohlan.



Pfàr*r*er, wän*n* er mè'*ch*te». — Wù' se s nìt ą'*n*derš get*h*ų'*n* hąį, ìš*t* der Pfàr*r*er à*n* de Tìš*ch* gsasse («ghùckt» hąį àls di àlte Lit gsèit) ùn hèt ne de Wìl*l*e get*h*ų'*n*; àw*w*er s hèt em ·nìt ze gà'r gš*ch*mèckt. Dernüo hèt di Froi gemąį*nt*, er trùit nìt ze asse, er wo*ll*t nà' bèsser ghèisse są'*n*, ùn sèit züü-n-em: «Asse näm*m*e, Hèr*r* Pfàr*r*er, di Sùi bekhùm*m*e s.»

[«Ut libet: haec porcis hodie comedenda relinques» sagt Horaz (epist. I, 7 19), und «es geschiehet nichts neues unter der Sonne» sagt der alte hebräische Weise (Pred. 1, 9).]

54.

Emüol khùm*m*t der àlt Pfàr*r*er Èck*h*à'rd ùf Lųte Bì*h*l. Dernüo ìš*t* grà'd der Kha'sbüù*b* elèin äm Š*ch*opf[1] gsą. Der Gro'fwold, wù' salmüols dèrt Malker gsą ìš*t*, hèt grà'd e Štìck wit äŋ*te* drą'*n* e èiwe è*t*bes[2] gš*ch*à*ff*e. Dernüo rüft der Kha'sbüù*b* äm Malker: «Hö*h*,[3] Wold, khùm*m*e wöüdlü[4] düo rùf, der Hör*r* Pfàr*r*er ùš*t* düo!» — «Üš*t* s der ·Büù*b*?»[5] š*ch*rìit der Wold äŋ*te* rùf.

55.

Der Wèlderhàn*n*es[6] hèt emüol e Sùm*m*er gemalkert ùf Khàl*le*·wà's. Emüol à' me Tà'*g*, wù zämli Lit dro*w*w*e* gsą sąį, khùm*m*t der Pfàr*r*er Štąį*n*brän*n*er[7] fà*n* Mąį*n*šter nùf ùn hùckt àn e Tìš*ch* ì' der Wìrtštù' ùn hèiš*cht* fìr e pàr Sü' Àŋke.[8] Der Wèlderhàn*n*es hàt*t* àw*w*er lìiwer Kha's verkhoift às Àŋke ùn sèit: «Bìš*t* dü bèsser? khą'*nšt* dü nìt o' Kha's frasse wì' ą'*n*derlit?»

56.

Der Wèlderhàn*n*es hèt de Š*ch*ìl*l*äŋ*g*er gtrüogt, wù-n*n*-er em hèt sèl*le* Roi*h*gebrag*g*elte[9] mà*ch*e: «Dü wiirš*t* (*oder Sondernachisch:* wì'rš*t*)[10] di Roi*h*gebrag*g*elte daŋkwüo*h*l ną'[11] garn fèisig[12] frasse?»

57.

S ìš*t* emüol e Froi mit ì*h*rem Biiwle, e Knab*b*le vàn e Jüo*h*r drii ì*n* s Pfàr*r*hüs ze štùw*w*ene *g*khùm*m*e. «Gal*l*,» sèit se züù-n-em, «dàs ìš*t* e š*ch*iineri Štù*b*, às mì'r èin dehèim

---

[1] Melkereigebäude — [2] irgend etwas — [3] sonst «hè*h*»; beim Rufen in die Ferne werden ungerundete Vokale gern gerundet — [4] wèidli: schnell — [5] damals waren 2 Pfarrer «Eccard» in Mühlbach, Vater (Daniel Friedrich, Pfarrer in M. von 1779 bis 1805) und Sohn (Karl Friedrich, zuerst «Helfer», von 1806 bis 1844 selbständiger Pfarrer in M.) — [6] Wold = Theobald — [7] Pfarrer in Münster von 1848 bis 1881 — [8] Butter — [9] Bratkartoffeln — [10] würdest — [11] in nà' *noch* und ną *hinab* hat das anlautende n nasalirend auf das à (à') eingewirkt — [12] fett.



hąį; gfiil s der nit bèsser düo?» — «Nè'i». — «È' wùrùm nit, Mà'rtinnele?» — «È' s ìšt jo' nit emüol kèn Kha'sbratt[1]hänn.»

58.

Dìckerles Dìcker — thèil säge-n-em o' «der Oha'» — ìšt emüol zùm Pfàrrer khùmme, zùm Šchìllàŋger. Wù-nn-er ìn de Hüsgàŋg [-gàŋk!] khùmmt, früogt er di Màgd: «Ìšt er drän?» Èh sìe-n-em àwwer Ąbert [*veraltet, jetzt:* Àntwort] ggą hèt, màcht er di Štùbthì'r ùf: «Aɂ![2] düo hùckt er jo'!» Dernüo ìšt s em į'nkhùmme, às mer äm Pfàrrhüs di hèlzene Šchüùh müss rüs ziege [zige], se hąį s em nå' ùf e frìšchs ą'nbefohle ghą, ąh-n-er dehèim fùrt ìšt. Dernüo hèt er se rüs gezogen ùn hèt ä-nn-e iide Haŋd èiner genùmme, ùn ìšt mit ànne gštàŋde, biz às der Pfàrrer gsèit hèt, er sèll si sètze; dernüo ìšt er ggàŋge ì' de Sassel hùcke, ùn hèt di Šchüùh ùf de Šchüoss genùmme. «Thiin doch salli hèlzene Šchüùh ùf e Sit», sèit der Pfàrrer andli züü-n-em. Dernüo hèt er se ùf s Khùm·mo'd gštèllt, wù' nawe-n-em Sassel gštàŋde ìšt.

59.

«Wì làŋg ìšt s hiitz,[3] às i ùier èršt Froi gštorwe ìšt?» hèt der Pfàrrer Ą'nderès Mürers Hàn(t)s gfrüogt, wù-nn-er widder hèt wèlle hirüothe. «I khännt s wager äm Oigeblìck nit säge; è', è', è' wàrte nämme, s ìšt äm na'mlike Jüohr gsą, wù' mer der àlt Èsel verrèckt ìšt.»

60.

E Sų'ndernå'chre hèt emüol äm Pfàrrer e Ballele Àŋke gbro'cht. «S ìšt doch ètbes šchi'chtliks[4] mit dam Rü'd[5] äm Dorf rùmmer, ìn mièhr às zwą'zig[6] Hiser säį Rü'dje.» — «È, wàs i säge will, sèit di Froi Pfàrrere, wù' fàŋgt der Rü'd èigetli o' ą'n.» — «È, dàs will ich ich grà'd säge, Froi Pfàrrere, dehäŋte àm À'. . . .»

61.

Der Pfàrrer Šchìllàŋger hèt emüol ìn der Pfàrršchüùl dervą'n gerèdt, às es kèn Hakse gìbt. Wù-nn-er e Làŋgs ùn e Brèits dervą gerèdt ghą hèt, sèit er zùm Hawwerle: «Siehšt s hiitzt į'n, às es nit às Lùgene säį, wàs di Lit àls vå' de Hakse

[1] Das lebhafte oder langsame Tropfen des «Käbrettes» dient als Maasstab des Reichtums, wie in andern Gegenden die Misthaufen — [2] ɂ nur in Ausrufwörtern vorkommender Laut, der sogenannte Kehlkopfverschluss, der dänische Stosston, das semitische Alef, der Laut, den der Norddeutsche z. B. vor dem *a* im Wort *überall* spricht — [3] jetzt — [4] Etwas schreckliches — [5] Krätze — [6] jetzt: «zwànzig»

verzèhle?» — «S khą'nn so są'n, Hèrr Pfàrrer», sèit der Hawwerle, «àwwer ich gloib s ·nit.» — «È', hèšt dänn dü šchù'-n-emüol èin gsąhn?» früogt der Pfàrrer». — «Ja' dàs hą-n-ich». — «È' wüü dänn?» — «È' dèrt i' sallem sinni Müüter išt èin, såge se.»

62.

«Khą'nnšt dü s Ų'nservàtter» hèt der Pfàrrer Šchìllängger emüol èiner fà' sinne Pfàrršchüülbüüwe gfrüogt. — «Ja'», sèit saller, «i khą'nn s eso' awwer doch nìt, wì èiner wù's àlle Tà'g batt.»

63.

Der Sanggelewiss và' Sų'nderną'ch tàppt emüol mìt der Tüwwàckspfif äm Mül i' di' Khìllich nį. Nüoch der Khìllich gièht der Pfàrrer züü-n-em ù' bàllit ne. «Ìšt dàs e ·À'rt», sèit er, «mìt der Tüwwàckspfif i' di' Khillich nį ze khùmme? I gloib, s išt fàšt, wi' se àls såge: s Krištetùm gièht nämme bìz ùf di' Amm.» [1] — «Ja', khùmmts ·owwe rà'b, èdder änte rùf?» früogt der Wiss gą'nz riiwhig.

64.

Rüoths Wisser išt emüol ìn der Khìllich gsą, wù' der Pfàrrer geprèdigt hèt: «Sahet dii Vègel ùnter dam Hämmel ą'n, sii sa'en nicht, sii arnten nicht, sii sàmmlen nicht än dii Šchèinen, ùnd èier hämmlišcher Vàtter nèhret sii doch.» [2] — «Ja',» sèit der Wiss, «àwwer vàn ų'nserèim sim Sàch; i' mi'r hąį se drowwe äm Bràind de Hirs àller gfrasse.»

65.

Wìr(t)klàise Hànnes hàtt emüol wù-nn-er ìn der Khillich gsą išt, nüs gsèllt, hèt àwwer nìt ra'cht getrùit vor de Lit. Dernüo hèt der Pfàrrer i' der Prèdigt e pàar müol gsèit: «Ùnd wàs soll ich noch hänzüüfiigen?» [3] Andli wù-nn-er widder so sèit, màcht [4] der Hànnes so' hàlwer ìwwer·lüt: «Gott štrüof mi', nit mièhr, sùnst š . . . . . ich ìn di Hose!»

66.

S hèt emüol (6.4.1884) e Sų'ndernà'r vor der Khìllichthì'r gsèit, wù's em drän ze làng ggàngge gsą išt: «Hit hèt er àwwer widder hir·miitig [5] làng gemàcht; wänn e Gèiss ver-

---

[1] Oberhalb der Emmkirche liegt bloss noch das Dorf Sondernach — [2] Dies ein Beispiel von der Aussprache des Schriftdeutschen im Munde der alten Münsterthäler. — [3] Weiteres Beispiel von der Aussprache des Schriftdeutschen im Munde der alten Münsterthäler — [4] statt «sèit» — [5] ausserordentlich, wörtlich: «hirnwütig»



loffe[1] wa'r, wù-nn-er ą'ngfąŋge hèt, hàtt se gek(h)ìtzt,[2] ąh-n-er fèhrig[3] gsą'n ìšt!»

67.[4]

Miirlewoldeles Šeàŋ ìšt, siter às er getèift wore ìšt, näm ì' der Khìllich gsą. Emüol sèit Friihne Màtthse Woldele züù-n-em: «De sèlltšt doch o'-n-emüol wìdder ì' di Khìllich, mer ìšt doch kè' Krišt, wänn mer nit in di Khìllich gièht, mer wùrd nüoch und nüoch gą'nz gottlo's ùnd liiderli, wä' mer nit güüts mièhr hè'rt.» — «È' ich gä'ŋg garn,» sèit der Šeàŋ, «àwwer i' hą kè' Sùnntigklèider.» — «È' wàrt, ich liihn der; khùmm nämme àm Sùnntig de Morje züù mer. Àm Sùnntig drùf ìšt Miirlewoldeles Šeàŋ mìt Friihne Màtse Woldele mìt sinne Sùnntigklèider in di Amme Khìllich ggàŋge. «Wì' hèt s der gfälle in der Khìllich?» früoge se ne, wù-nn-er hèim khùmmt. — «È' wì' hèt s mer gfälle?» sèit er, «es ìšt èiner dränn gsą, dar hèt so šchwàrzi Klèider ą'nghą, se sąį fäšt ùf di À'rt wì' di Wiwerklèider gemàcht gsą. Iwwer e Šchìtzle änne ìšt er dùrch e so-nne- Štajele nùf än e so-nn-e Hisele ni, s ìšt fäšt gsą wì' Khorb. Äm èršte ìšt er nà'b gekrüppt[5] èdder änne ghùckt, às mer ne näm gsąhn hèt. Ìwwer ąinsli müol ìšt er ùfgštàŋde ùnd hèt ąnfàŋge ze fa'chte ùn di Lit üszebàlje. Wàs er gsèit hèt, hą-n-i nìt ze gà'r güüt verštàŋde, er hèt främd gerèdt, fäšt gà'r wì' dì' Prèisse, wù' àls düo khùmme; ùn s hèt em kèn Man(t)šch kèn Ą'bert (Àntwort) ggą'bn, ùn er hèt ·àls fùrt gebàllit. Dernüoch wù' da'r andli štìll gsą wa'r ùn si' wìdder verštèckt ghà hèt, hąį di Ą'ndere àn·fàŋge ze säŋge, ùn s ìšt nà' gšpìelt ùn Müssik gemàcht wore, àwwer ge·tą'nzt ·hèt niimend.»

68.

Der Nàgglerloü'is ìšt emüol gàŋge bi'chte zùm khàtholišche Pfàrrer. Dernüo hèt ne saller gfrüogt, wàs er fìr e Khùnfassiù'n hèt. Dernüo sèit er: «Nàggelšchmìd.» — «Nìt wàs er fìr e ·Proffassiù'n hąį, wàs er fìr e ·Khùnfassiù'n hąį, wìll i wìsse.» — «Nàggelšchmìd, Hèrr Pfàrrer.» — «Er verštiihn mi nìt; wàs er fìr e Gloiwe hąį, früog i.» — «Wänn er s hiilzt nìt gloiwe wąį, às ich Nàggelšchmìd bìn, se gàŋ ich wìdder fùrt,» sèit der Lü ùn pàckt ùf ùn gièht.

[1] beim Bock gewesen — [2] Junge geworfen — [3] so tritt die Abstammung von «fahren» besser zu Tage als im hochdeutschen «fertig». — [4] In den letzten beiden Nummern sind versuchsweise kleinere Kursivbuchstaben gewählt worden, damit sich die stummen von den lautbaren Buchstaben besser abheben — [5] Gekauert.



XV.

Zum Wörterbuch

der elsässischen Mundarten

von

E. Martin und **H. Lienhart.**

Zugleich als Proben und als Fragebogen veröffentlichen wir aus unserer Sammlung, welche jetzt die Zahl von Einhunderttausend Zetteln erreicht hat, zwei Listen mit der Bitte an unsere Mitarbeiter, auf den Sonderabdrücken das in ihrer Heimat unbekannte auszustreichen und das dort vorhandene, in unserer Aufzählung fehlende, auf einzelnen Zetteln nachzutragen. Wir gebrauchen dabei wieder die Schreibweise, welche für die Auswahl im Jahrbuch IX, S. 167 ff., zur Verwendung kam; nur sind diesmal die Buchstaben der Schriftsprache, welche die mundartliche Form nicht zeigt, durch cursiven Druck unterschieden worden (vgl. Nr. XIV). Einzelne Ungenauigkeiten und Unregelmässigkeiten bitten wir zu entschuldigen.

Das I. Verzeichnis enthält elsässische Redensarten für einzelne oft vorkommende Dinge und Begriffe, für welche der allgemeine Ausdruck hochdeutsch an die Spitze gestellt worden ist, mit bewusstem Verzicht auf die Wiedergabe der verschiedenen Färbungen im Ausdruck. Gelegentliche Erläuterungen sind gesperrt gedruckt oder eingeklammert.

Das II. Verzeichnis stellt die beliebten Vornamen und ihre Abkürzungen zusammen. Wir verdanken es dem Fleisse der Herren stud. phil. Storck und Pfaff.

I.

abfertigen: *das* Mül stopf*en* — über d*ie* Schnurr, *das* Mül fa*hren* — eim der Hund vor d*ie* T*h*ür gheie*n*. — Er weiss uf jedes Häfele e Deckele versteht schlagende Antworten zu geben. — Der tupft, trifft, nimmt ne.

Ablehnende Antworten: Du bis*t* nit übel verrisse*n* (aber bös ze flicke*n*) — Du kommst mir geschliche*n*, geschliffe*n*, gesotte*n* — Ja sunst nit me, niks *als* d*ie* Supp z'erst — Gell, dir is*t*'s nit guet — Du hes*t*'s hüse — Au*ch* — Anoch — Jo heb's am Oerel — heb mi*ch* am Frack, am Zopf — Do stelle*n* mir aber ab — Do wurd's aber hebe*n* — Hätts*t* mi*ch* ges*tern* gedingt, so wär ich hüt din Ma*g*d — Kumms*t* mor*gen* dure (wenn du Sträu in de*n* Holzschue*hen* hest) un*d* brings*t* für e Sü gestert mit — Wenn ich (doch) nur müesst! — Jo, do huckt's un*d* het e Huetel uf du meinst, das ist gleich bei der Hand — Guet Wetter un*d* ke*n* Bottine — Kanns*t* dir's *i*nbilde*n* — Thäts*t* lieber d*ie* Schnudernas putze*n* (zu vorlauten Kindern) — lehr du *ein*en alten Af*fen* Grimasse*n* mache*n* — Salü — was frogs*t*? — wie du meins*t*, Daniel — Du kanns*t* ge*hn* schmecke*n* wo's gemäit is*t* — Kanns*t* mich hinten hebe*n*, umme lupfe*n* — Kanns*t* mi*ch* hirote, wenn d*u* Geld hes*t* — Kanns*t* an d*ie* gross*e* Glock ge*hn* lüte*n* — Kanns*t* am Düme*n*, am Waschlumpe*n* lulle*n*, süge*n* — Kanns*t* mir in der Stiefel blose*n*, mir der Hebel usblose*n* — Lull der Katz am Wadel — Geh, fahr ab mit Dampf — Gang mir ab der Huebe*n* — Gang mir doch e*n*weg, mit dem — Gang heim un*d* wasch dich — Geh uf Grenoble! — Jo, *e*s is*t* mir helli*g*! — Geh uf Schnersche uf d*ie* Schlifmü*h*l — Geh oder ich lach dich us — Do is*t* nix ze pickle*n* — Raugedibank zum Hus nus — Gang in d*ie* Esch ge*hn* Sand rittere*n*, grutle*n* waten, wühlen — Mach dich sibe*n*jä*h*rig — Lei dich in's Bett un*d* schwitz Dublone*n*, Knepfle*n* — Wenn dir's nit gfallt, so steck e*in* Steckle derzue — Ge*h* furt un*d* sa*g* du bis*t* do gesin zu Kindern — I wünsch dir e gueti Besserung — Was weiss doch *ein*e Kue*h* vom Sunntig, wenn sie *das* ganz Jo*h*r kei*n* wiss Hem*d* überkummt was verstehst du davon? — Was weiss doch *ein*e Kue*h* von *ein*ere Musketnuss, wenn sie noch nie in *ein*ere Apothek gesin is*t*? Der versteht so viel d*a*rvon wie e*ine* Kuh von e*ine*re Musketnuss.

mild: s wär alles erecht, wenn numme der link Arm nit wär — wenn ke*in* Häckle dazwische*n* wär.

auf Merci sagt man: Für dis nit — 's is*t* gern geschehn — ich hett doch nix gewellt — einem Bettler: Helf ü*ch* Gott, mehr han i*ch* nit.

Abweisung einer Klage: i*ch* thät di*ch* bedüre*n*, wenn i*ch* der Zytt hätt — ich lei Düre nebe*n* di*ch* — du dürs*t* mi*ch*, awer hille*n* kann i*ch* nit.

Absage: wenn dich der Teifel holt, will ich nit au*ch* noch der Fuerlo*h*n beza*h*le*n*.

Abschied: jetz*t* könne*n* i*h*r komme*n* un*d* könne*n* *e*s wett mache*n* — mache*n*'s wett! Einladung nach der Bewirtung — E glücklichi Reis*e* un*d* e Patschrege*n* uf der Buckel Glückwunsch auf die Reise. — Wenn's ei*n*em ame*n* Ort nit g*e*fallt, so seit ma*n*: do het mi*ch* der Vater nit g*e*macht — ale, do bin i*ch* nit g*e*macht wor*den* — do haw i*ch* *das* Bliwes nit verschriwwe*n*.

abziehn, besiegt und beschämt: g*e*hn mit de*n* abg*e*sägte*n* Hose*n* — Jetz is*t* er gebetzt — er het si*ch* g*e*schamt wie e*in* Hund.

ahnen: s ist mir grad wie vor, dass . . — der het den Broten geschmackt (den Braten gerochen) — guet genoost! — der het eine gueti Noos gehet!

Alles: Hackel und Packel verbrennt — mit Hüt und Har — ich hab alles genumen rüpes und tüpes — rüps und stüps, Rumpf und Stumpf ufessen — rump e stump e stil fressen — Horenklein abe schnüeren alles hinabschlucken — es geht uf wie s Hirten Klausen Eierkuechen Alles wird aufgegessen — der thät ein Ross frassen mitsamt den Isen — tütlabütik! (toute la boutique).

alte bekannte Geschichte: des ist eine alti Muck (die het fern schon gestochen) — des ist ein alter Käs — des ist bald nimmehr wohr — dis hab ich schon lang vergessen — die Spatzen können's bald pfiffen — jetzt kummt er wider vom ferntrigen Schnee! — der alte Dreck bruchst nit rühren — loss mer den Geist ruhn!

Angebot, letztes: Wenn du nit wilst, so hest gehett — alle, hopp oder topp!

angehn, das geht dich nichts an: des geht dich kein Hafedreck an, kein Hafekäs, kein Zeichele, kein Dreckel, derber: kein Schissdreck an.

arbeiten mit aller Kraft: was Zeuch halt — was gibst du, was hest du — sich nasblutig schaffen, laufen — vom Leder ziehn — benglen — schaffen wie ein Feind, wie ein Brunnenputzer.

Arbeit, schwere: s wurd noch eps heissen — s kost Armschmalz, eine harti Mäsch — dis Mol het's Hitze gekost — jetzt geht der Katze die Wolle üs — do ist's an die Druesen gangen.

ärgerlich aussehn: den Lippel henken (bis uf den Boden) — ein Gesicht machen wie siben, nün Tag Regenwetter — ein sür Mül machen — ein Gesicht machen wie bragelti Sürmilch, wie eine Rüp vor Tag, wie ein verrissen Namenbüechle — verdriesslich in's Wetter luegen — er lüejt wie wenn ihm alli Litt Geld schuldig wärden — luejen wie eps Böses, wie e Morder.

ärgern: eime 's kochen — er verzürnt mich meh als ein Bruch.

ärgern, sich: den stillen han — du bist ufbunden wie ein Kuewadel — gell, du bist mit dem linken Bein zerst das Bett herab.

arm: arm wie Lazarus, wie eine Kirchenmüs — der isch so orm, dass ihm die Ohren hillen — Armuet ist Trumpf — ich bin halt der armen Grete Sohn — er het ken Geld für Lüssalb — er het ken eigeni Furch als die am A. — er het nix ze bissen und ze nagen, und nix ze krachen — er het kein helgotzigs Brösele, kein Herrgotts Krümele, ken Herrgotts Brösele mehr — wenn er unter den Glocken steht, hört er nit lüten — er läuft herum wie eine Lüs im Hemd armselig — er het sin Sach im Nastüechel gebrocht ist arm gekommen — do ist nix hingen und nix vornen — er het zu wenig zum Leben und zeviel zum Sterben.

Aufforderung anzufangen: Schaköbel, loss die Schnüere (vom Drachenstellen).

— zu reden: Schluck's nit no (hinab), sunst gibt's einen Kropf — Use mit, sunst gibt's einen Kropf!

— red oder schiss Buechstaben.

aufpassen: er passt uf, horcht wie ein Heftelmacher, eine Heftelmachere — er sperrt Mül und Nos uf — er horcht mit Mül und Nas — er horcht grad wie eine Mor wo in die Bach seicht — er het Augen gemacht wie Stunzen.

Augen, grosse: wie Pfluegrädle — wie Salzbüchslein — wie Böler

— wie *ei*ne Kralle, (Koralle) — e par Auge*n*, me*n* könnt uf *eins* kneie*n* un*d* s andere absäge*n*.

— rote, eitrige: du Zipernapi; du Käsgückel!

ausfragen: d*ie* Würm us der Nas ziege*n*.

ausgelassen lustig: do is*t* Lebe*n*, hell Messti! do is*t* Lüwertē (liberté) — do is*t* Amüs! — *es* ge*h*t zue wie in *de*s Totterles, wie für *de*m Himmel d*r*üsse*n* — er is*t* ganz üs*d*em Hüsel — über de*n* Bese*n* springe*n* Thorheiten begehn — er is*t* ganz kette*n*los — hinten us schlage*n* (wie d*ie* Gunstetter Wiwer).

Ausreden: e*in* lange*s* Gebrabambelums mache*n* — e*in* Lange*s* un*d* e*in* Gebreite*s* mache*n*.

Ausweichende Antworten: auf die Frage was is*t*? Me*h*r Wasser a*l*s Fisch (suns*t* könnte*n* sie nitschwimme*n*). — was gibts zu Mittag? Gugernel im Häfele — gebroteni Kifitzel — Ge*s*chelti Herdäpfel un*d* Sürmilch — Pfluten un*d* Hor dran — Wunterfizlen im Essi*g* geblotzt. — was gibts noch? noch e*in* Wartewilele un*d* e*in* End (= Ente) — was han ir guets? Eh, was d armi Lüt. — was macht er? schnüfe*n* *d*as er nit verstickt — was lach*st*? E gross Mül un*d* schmali Backe*n*. — was wird das (woran man arbeitet)? *eine* Handheb an *einem* Me*h*lsack — e*in* Rückkorb mit Aermele*n* — e*in* Riegel an e*in* Gänsloch — e*ine* Nebelkapp mit Aermel*n*. — was arbeitest du? allerhand Nit (Nichts) — E*in* ungemachts; wenns zwei gi*b*t, bekumms*t* au*ch* eins. — was hat es gekostet? Geld un*d* gueti Wort. — was hast du im Körbchen? E*in* par Wunderfizle im-e*n* Lümpel gebunde*n*. — was bringst du mir mit? E*in* silbernes Nixel un*d* e*in* goldige*s* Wartekrümmel — E*in* guldig Nikeli un*d* e*inen* lange*n* lange*n* Denkdran. — wer? der Bloser vom Münster — e*in* Schleckfüdle. — wer hat das gesagt oder gethan? Der Herr Pfarr*er* von Lutrische (Leutersheim?) — Schnerreföriseppi — Wochelappi. — wie viel Uhr? Drei viertel uf kalti Erbse*n*, Bo*h*ne*n*, uf Bo*h*ne*n*stecke*n* — s is*t* Zit *d*ass d*u* di*ch* besser*st*. — wo ist er? In der Hüt bis über d*ie* Ore*n* — uf der Suech! — z*u* Pelzpommere*n* — wenn er dert nit is*t*, is*t* er verlore*n*. — wo ist es? Wo bläui Läde*n* sin. — woher kommst du? Niene her un*d* doch do — Vo*n* Pelzpommere*n* (wo d*ie* Gänse Horsäckel trage*n*). — wohin? Wo der Weg über e*in* Nest hängt — in der Nas na*ch*, *d*ass s Füdle nit irr ge*h*t — ge*h* Welle*n* binde*n* — in d*ie* Schwiz go Küei bettle*n*, go Schnitz bettle*n* — in d*ie* Hammerschmid*e* ge*h* Dreck uf picke*n* — in *da*s Hüehnerhüsel Dreck picke*n*, kanns*t* din Nos fürhere schicke*n*. — wann? *e*s is*t* gesin anno Elf, wo der Teifel e*in* Bue*b* ge*s*inn is*t* — wenn d*ie* Brüemter (Brumath) Matte*n* verstei*ger*t wer*den* (d. h. nie!) — zwische*n* Pfingste*n* un*d* Hauenau (d. h. ganz unbestimmt wann und wo).

Backen: rosig wie Milch un*d* Bluet; dick: B. wie e Pfifer; blass: roti Backe*n* wie *da*s Kätzel ingen (unten) am Büch.

Bankrott: Bankrotte*n*buckel — *einen* Buckel, Katze*n*buckel mache*n* — *zu* Tüpes ge*hn* — zues Kückes ge*hn* — *einen* Burzelbaum stelle*n* — er kann jetz*t* *da*s Mül an *einen* Nagel henke*n* — er hebt den A. zuem Fenster nüs — d*ie* Matte*n* *hi*na*b* gehn.

bartlos: horig wie *eine* Spritzkann — er kann nit über de*n* Bart spöie*n* — er is*t* so blutt im Gesicht wie e*in* Aff am A. (oder am Loch) — er het de*n* Holzplatz versteigert — drizeh*n* Härle in sibe*n* Rei*hen* — m'r meint d*ie* Müs han *ih*m dran g*e*fresse*n*.

begierig: *da*s Mül spitze*n* wie *ei*ne Kue*h* uf *ei*ne Er*d*beer — *da*s Wasser läuft ei*nem* im Mül zusam*men* — Wasser in *da*s Mül bekomme*n* — *da*s Herz bluete*t* *ih*m — der Kime*n* fallt *ih*m *h*era*b* —

gritig — er ist druf wie *eine* Krapp uf *ein* Keib — er tappt druf (od. er ist druf versessen) wie der Teifel uf *eine* armi Seel — er ist druf losgeschossen wie *ein* Drachen — er fallt druf wie *eine* Gans uf *einen* Apfelbutzen — uf eps verhaft sin — haft thuen — vertoffen sin uf eppes — die Spatzen sind den Trübelen gefär — Friss nit wie *ein* Hund — Suf nit wie *ein* Kalb, wie *ein* Ross, wie *ein* Loch — mach nit wie wenn du noch nit gehabt hättst (spasshafte Mahnung zuzugreifen).

beinahe: um's Harl Härel, Harle Hor — um's Gickele — um's Krümele — um's Brösele — um *ein* Härel — um's Härel — um's *Hi*numlüeje.

ins Bett gehn: unter (od. in) *die* Federen *gehn* — uf der Federball *gehn* — in's Getuech *gehn* — sich in de Korb leijen — mer gehn in der Kratten, Korb, geh durch *die* Hüene Handgriff luegen — jetz gehn mer nach Betthüsen geh Federle schüttlen — mer gehn wo mer's guet het — In den Federen sin im Bett liegen — gejenem Mond stramplen — geh den langen Weg sitzen — in *das* Küschē *gehn* — Dodo (od. in's Dodo) gehn (Kinderspr.)

betteln: schnurren gehn — der Bachofenzins inziegen — dem latinischen, geistlichen Tappen nachgehn (urspr. von fahrenden Schülern gebraucht) — forderen *gehn* — heischen *gehn*.

bitten, inständig und anhaltend: *ein* Stiffbettler — einem Himmel und Hell vorstellen — schier *die* Hüt abziegen — einem in den Oren leijen — 'S henkt mir bald zue den Oren nus — 's läuft mir bald noch — onhalten wie *ein* Heide Zigeuner — einem *das* Leben schier nehmen — einen schier dümlen.

bleich, auszehrend: er luegt drin wie der Tod — er luegt herüs wie wenn er schun emol begroben wärt gesin — wie *eine* Geis uf dem Totebett — er het den Siecher am Hals — er treit der Totenschin im Sack noch — üssehn wie der Tod von Ittene (Ittenheim) — wiss wie *eine* Wand — der geht uf den letzten Füessen — in dem sinere Hüt möchte *ich* nit stecken.

borgen: eppes uf der Bengel, uf der Knebel holen — etwas auf Borg Gegebenes nicht mehr bekommen: dis kannst in's Kamin schriwen (wenn es weiss wurd, bekommst's wieder).

boshaft: der het den Teifel kritzwis und überzwerch in den Rippen, im Ranzen — het der lebendig Teifel in den Rippen — der ist der wahr Lucifer — ist für der Teifel zu guet — der het de Sodem in den Rippen — der ist vergiftig so gross als er ist — dis ist *ein* wahrer Satan, *ein* Keib.

brauchbar: mer kann *ihne* (oder *es*) brüchen wie *das* kalt Gebroten — dis ist authentisch!

unbrauchbar, zu nichts nütze: heb' dich an *ein*ere füle Wand!

Buckel: Kretz (eig. Rückkorb) — Ast, Nast.

buhlen: uf den Kretz *gehn* — uf *die* Scherr *gehn* — uf *die* Mülscherr, uf *die* Buelschaft — uf *die* Karess.

dick: wie *ein* Mehlsack, Stuwenofen — der het *ein* Büch wie *eine* Trommel — *ein* Büchel wie *ein* schwangers Emeisel — *ein* Buckel wie *ein* Schulz — *einen* Buckel machen dick und fett werden. Ein dicker Kopf: *ein* Kopf wie *ein* Sester.

Drohung: scherzhafte gegen Kinder: Ich häu dir den Kopf ab und setz dir *ihn* zwischen *die* Ohren — Ich loss dir *die* Ohren stehn — Ich setz dir *das* Gesicht in der Acke Nacken — Mein, wenn der Mann kummt. wo der Kopf unter dem Arm und *das* Füdle im Schnappsack het! — warnend: der Rappele nimmt dich — der Nachtrapp nimmt dich — ja, ja, der Hanstrapp

kummt, der Kaminfajer kummt, d*ie* Schandarme*n* (Gendarmen) kumme*n*. — ärgerlich: du kumms*t* *zu* underst *zu* oberst in de*n* Rollhafe*n* Hölle.

dumm: dumm wie n-e*in* Holzbock, wie Haberstro*h*, wie-n-e*in* Brett, wie *ein*e Ratt — dummer a*l*s *ein*e Kue*h*. a*l*s Hüenerdreck, Katzedreck, Teufelsdreck, a*l*s e*in* Nachtstuel, a*l*s d*ie* Hüener vor Tag, a*l*s *d*em dumme*n* Teifel sin Nebe*n*sochs, a*l*s *d*em Teifel si*n* Wer*k*tigseckel, Wer*k*tigkapp — dummer a*l*s dumm — so dumm a*l*s drei, nün Ta*g* Rege*n*wetter — so dumm *d*ass me*n* könnt Rigelwänd (od. nün Wänd*e*) mit i*h*m i*n*renne*n*, dass me*n* *ih*nen am helle*n* Ta*g* vernägele*n* ka*nn* — mer kann ne a*ls*e nüechter*n* über de*n* Gänsdreck führe*n* — so dumm *d*ass *ih*ne*n* d*ie* Gängs im Waj b*e*isse*n* — so dumm *d*ass er eine*n* dürt — der dümmst nit, wann er neben *ein*em Esel ste*h*t — er het dummi Tön, Rossbollen im Kopf, so viel Verstand a*l*s unseri Katz — *ein* recht Kalb Mosis — e*in* rechter Bäberle — e*in* Brueder Neff — e*in* Schleckori — Poppel — Tscholi — Tolle — Tollweck — Madülle — Filefünsel dummes Frauenzimmer — er is*t* von Bumpfol Bonfol, Grenzdorf im Kanton Bern, von wo viel Handel mit Gescnirr getrieben wird — er messt eine*n* Meter zwanzig über d*ie* Stirn — d*ie* Gescheitheit luegt *ih*m zue den Auge*n* rüs — er se*h*t nit vor luter Gescheitheit — der nimmt Müsdreck vor Makkümmi*ch* — der is*t* *d*em dumme*n* Teifel von der Bleich furt — dir gehört *das* Hirn *h*erüsgebore*n* herausgebohrt un*d* drin gschisse*n*, der gehört mit Schissdreck verschosse*n* nach dummen Streichen, schweren Fehlern — der het noch nit viel vergesse*n* ist unwissend — es kommt i*h*m wie *d*em Bock, Ochse*n* d*ie* Milch er ist langsam von Begriffen — er weisst ni*t* Gix un*d* ni*t* Gax weiss keine Antwort zu geben — der is*t* au*ch* nit Schuld *d*ass d*ie* Krote*n* ke*in* Wadel han — Du dummer Simbach Offe*n*dorf! — der versüft uf *d*em trockene*n* Bode*n* — is*t* usstudiert bis uf d*ie* Hörner.

dürr, mager: so dürr, *d*ass me*n* *ih*n könnt a*n*zünde*n*, *d*ass er angeht — so dürr wie der lang Brochmonet — so mager wie *ein*e Geiss — er könnt *ein*e Geiss zwische*n* de*n* Hörner*n* küsse*n*, e*in* Vaterunser dur*ch* e*in* Schlüsselloch pfiffe — er könnt us *ein*em Kumpf picke*n* — er het Wade*n* wie Fade*n* un*d* Schenkel wie Bir*nen*stil — si is*t* mager *d*ass me*n* könnt Kochlöffel an sie henke*n* — er fallt üs de*n* Kleider*n*, magert ab — hinte*n* von Dürre*n*bach un*d* vorne von Bein*heim*.

Durst: Ich ha*b* Durst, *d*ass ich fast ve*r*lech, Sprünge bekomme, leck werde.

eigensinnig: wann er eppes im Schädel het, so is*t* es nit *h*erüs *zu*e bringe*n* — er het *es* nit im Kopf, aber im A. — e*in* Hawirechtel, er is*t* sin*es* Kopfs wie *de*s Goldschmieds Junger — köppisch sin.

Eingewanderter, bes. Süddeutscher: Schwob — e*in* Pariser von Ulm — e*in* Hechinger — e*in* Gel*b*füessler — e*in* Kos*t*beutel.

zu Ende gehn: *d*as Geld is*t* uf, d*ie* Ehl is*t* uf, reicht nicht weiter — *E*s is*t* Mathei am letste*n* mit i*h*m, er steht vor dem Tod oder dem Bankerott — er geht uf de*n* letste*n* — der Mann geht scho*n* ganz gebuckelt, *es* ge*h*t bal*d* zue *ein*eme Najert (?) mit i*h*m — jetz sin mer am End vom Lied, fertig mit der Arbeit — jetz gehn der Katz d*ie* Hor üs, vor der Entscheidung — *es* geht der Katz über de*n* Wadel — So kann dis Ding nimme fort gehn, d*ie* Hack muess jetz emol *ein*en Stil han.

entweichen: über, dur*ch* d*ie* Latten ge*h*n — d*ie* Platt putze*n* —

sich einen draejen — das Hewwele, Hebel, ufhewwen — Pech kaufen.

Entrüstungsausrufe: Jetz wurd mirs auch (od. nimmi, od. hüt nimm) nit besser — Potz Heidepestilorenz! — Ein Gewitter in den Bal masqué! ein Blitz aus heiterem Himmel — do möcht mer zipfelsinnig werden — mer möcht uf der Säu furt, (wenn mer kein Hor, Schwanz im Stall het, und wenn kein Bürst im Stall ist) — möcht mer nit zür Hüt henüs fahren! — möcht mer nit hin gehn vor luter Pläsier! — möcht mer nit do versüren! — dis ist zuem hellen Verrecken.

sich erbrechen, bes. nach dem Trinken: sich ergeben — den Magen letz machen — zwischen den Zähnen späuen — wüeksen — würflen — kotzen wie ein Gerberhund, Schlosshund — den Säuen Häu rupfen — Fueter für die Hüener rupfen — das Kälbele anbinden — dem Uoli (od. Ueleri) ruefen, in den Gitli ruefen — es lüpft mir — heitzlen, junge Schweine machen — den Boden pflesteren.

erfolglos: der Rank nit bekummen — jetzt ist hinten wie vorne.

erzürnen: us dem Hüsel bringen — du hest jetz dem Blässel der Kuh in's Aug gereicht, dem Kalb in die Augen schlagen — er het das Oel verschüttet bi mir, ich mag nichts mehr mit ihm zu schaffen haben, so auch die Suppe verschüttet.

essen: packen — daxen, verdaxen — verdrücken — verwichsen — wicklen, schnell essen — achlen — gierig essen: fressen wie ein Drescher, wie ein Holzhauer -- weiden, woiden — der steckt unter der Nas ine, mer meint, er heig keinen Boden — er fresst noch den Noten — er könnt ein arms Bürel zuem Land nusfressen — eine latinische Kuttel, Vielfrass — der het einen herten Büch, mer könnt eine Lüs druf knellen — ich hab min Sache eben gemacht, gewiss gut zugegriffen — Tischele deck dich machen, gut speisen.

fertig: ich bin gewischt und gewaschen, frei von einer Anklage — es het sin Deputat — eins het gesetzt, jetzt geht es an den andern — einen Acker ab haben, umme haben — das Tüpfele uf dem I derf nit felen — Es ist üs und amen.

falsch: fälscher als ein Hund — falsch wie Galjenholz, wie ein Geisbock — ein falscher Mamelück!

falsche Freundschaft: der het dem auch nit in den Kram gedient, hat nicht gesprochen, wie jener wünschte — wenn aber do emol das Hebel brächt, do wurden aber Sachen an den Tag kummen!

faul: so fül wie Dreck, — so fül dass er stinkt — fül wie Mist — füler als Mist — er stinkt vor Fülheit — men meint, er hät kein Gleich Gelenk als das im Füdle — der will lieber nix thuen, lieber ein verreckts Gensel hüeten, als müesig gehn — ein Schlenkri — Schnecken uf Paris triwen — er haltet viel uf die ligendi Güeter.

Faxen, Spässe: Goben — tanzen wie ein Lump am Stecken — Knippen, Toen, Mucken, Ratten im Hirn haben — er het immer so Hansdamplereien im Kopf — einen los lon (auch einen Streich spielen) — dis sin Schnokentänz.

feig: Fürchtebutz — Fürchtepurzel — ein verschrockener Has, dass er im Himmel nit sicher ist — er brielt eb er gschlagen ist — der henkt der Mueter noch am Fürtuech, wenn er zwanzig Johr alt ist — der wurd in der ersten Brüh weich — ein Krischengele, zaghaftes Weib — Angst han wie e Juddenross -- läscher Keib! Hossenschisser! — für Angst in die Hosen schissen.

fern verwandt: von siben (od. nün) Schüren eine Latt — min Grossmüter und sinner Grossvater sind..... zwei alti Lütt gewen (fällt ihm ein anderer in die Rede).

fest, unabänderlich, unvermeidlich: des schleckt keine Geis enweg — dogegen ist kein Krut gewachsen — do helft und batt kein Fleischbrüh - do helft kein Mülspitzen, es mues gepfiffen sin — und do bisst kein Müs kein Foden enweg! — geredt ist geredt!

Flausen, Scherzlügen: eine Schnok — das sin Schnecketänz — mach mir kein Fickele fackele! — ein Schnitz.

fluchen: ein hölzigs Vaterunser beten — füteren — flueche wie ein Türke.

fortjagen: ich will ihm Fües machen — ein Tritt vor (od. an) den A. geben — zuem Tempel üse jagen — Raugedibank furt! — einem Für unter den A. machen.

frech: frech wie eine Lüs — er het überall das Mül vorne dran — die Nas zuvörderst haben — uf begehren wie ein Nachtwächter, wie ein Rohrspatz — er wurd noch emol sinen Meister finden!

fröhlich: er ist guet im Strumpf, häbig, bei guter Laune — es ist ihm drum — es ist mir vögelewohl - dem ist es säuwohl, es fehlen ihm nix als die Eichlen — dernoch ist ander Wetter im Land! — jetzt ist Leben! — ich hab gemeint, ich hab der Himmel an eim Eck (bei Enttäuschung) — dem gibt's ein Stück!

Furcht haben: er het More(s) — er het Eimes — er het Angst wie ein Judenross — er het eine Judenpeitsch im Sack — es ist ihm mies — des Herz ist ihm in die Hosen gheit — die Hosen voll haben — er het vor Angst Gütterle Fläschchen gesch. — er zittert wie ein Espenlaub, ein Geisbock uf dem Totenbett — es träumt ihm vom Teifel — es ist ihm wind und weh, wimmel und weh, willen und weh.

gefährlicher, raffinierter Mensch: ein finer Buker — einer von des Bisa'es — einer von denen, wo mer die anderen mit fangt — die tragt keine gueti Brief!

Gefängnis: er kummt zuem Schuehmacher — uf die Wielung — in den Käfig — in den Gücker kummen — in's Loch kummen, Pfiffer bekummen — das Rappele.

geizig: ein Linsespalter, ein Dübbelefuchser — hert am A. — er ist ärger uf einen Pfennig als der Teifel uf eine armi Seel — er ist im Winter uf die Welt kummen, er losst keine Hor gehn — er gheit kein süfer Wasser über der Wasserstein abe — sie langt mit der Stricknadel in der Schmalzhafen — die möcht auch, dass es unter der Nas zue wär — er denkt: selber essen macht feist — lieber als die eppes geben, thäten sie sich ein Stückel vom Finger bissen — er kummt mit dem Ellenbauje nit in den Sack — der ist nit von Gawiller (Gebweiler) — dü bist nit von Gawerschwir, ender von Nommedingen.

Geld: Spähne — Geld rengliert die Welt — Moses und die Propheten — ein par Stecken in's Hüs kriegen — ich habe kein Geld: ich kumm nit in Sack mit dem Ellenbogen — ich find der Sack nit — bi uns het das Geld keinen Boden — wer viel Kupfergeld hat, dem sagt man: du bist, glaub ich, am Münster gestanden (als Bettler) — Schoofmünz.

genug: es langt für einen Frack — es thut's für eine Tür Tour — es mag sich nit ustragen es reicht nicht hin.

geringwertig: des macht das Krüt nit fett, den Hafen nit kochen — es ist nit emol wert dass men die Hand umdreht — ich

gib dir nit einen holzigen Fünfer derfür — er gelt gilt was das fünft Rad am Wagen — dis ist kein Pfiff Diwack, kein Bohn wert — um dis thät ich nit an den A. reichen — dis kann mir gestohlen werden.

gleichgiltig, gleichwertig: es ist mir ein Thuen — es leit mir nebeneinander — es ist mir Wurst — es ist mir achillig — es kummt nit druf an — do leit mir wenig uf des het doch kein Sach — meintwegen ist es der Kunz oder der Benz — es ist ein Teifel, welcher dass der ander holt — ich frag grad so vil dernach wie in meinem ersten Hemd — das losst mich so kalt wie eps — ich loss mir keine gröuie Hor wegen dem wachsen — gehupft (od. gehopst) wie gesprungen — es ist mir not das ich des mach (ironisch: angelegen). — dis macht mir kein Daje (Degen), od. es macht mir ein Daje! — do lüej ich nit hinum derwaje.

gleichmütig: er werft alles über die link Achsel — er losst sich seinen Kummer der Buckel nuf krebsen — er losst sich der Kummer nit über den Strumpf kommen, nur bis zum Fersen kommen: dernoch vertret er ihne — Was frog ich der Welt noch, ich hab doch kein Hüs drin.

Glückspilz: der ist guet angerennt — der ist derzue getappt wie der Hund zuem Tritt — dem kelbert der Holzschlegel uf der Bün — es het mehr Glück als Verstand — Glück im Spiel: er het Krotenhor im Sack.

grob: grob wie Galgenholz, wie Söubohnenstroh — gröber als ein Hund — der het keine Handschük an — er ist nit süfer am Gehenk — mit den Holzschlegeln winken — hab ich mit dir die Säu gehüetet? er het mit den Säuen gefressen ist schlecht erzogen — er ist im Säustall ufzogen worden.

gutgestellt: häbig — er lebt wie ein Vogel im Hanfsamen — er het's besser wie ein Hund, er brücht nit emol ze bellen — dem ist so wohl wie eineme Fisch im Wasser.

gutmütig: ein gueter Troller, Tschumpel, Düppel — er bisst keinem toten Hund in den Wadel — er thuet kein Wässerle trüeben — er fahrt keinem Bür in's Krüt — zü guet ist ein Stück von der Liederlichkeit.

hassen: einen uf der Latt, uf der Muck, uf dem Strich haben — ein Aug uf einen haben, eps mit einander haben — der kann dich nit verputzen — er kann ihm die Schätt (den Schatten) nit sehn — er könnt ihm Gift geben — eine Pick uf einen han.

Hauptschwierigkeit: do steckt der Butzen — do ist der Hoken.

hinken: hipperen — hipplen — tschienken — hupfen.

hochmütig: der geht an den Lütten verbi und seit nit Hund und nit Narr — er het das Hietel uf einem Ohr sitzen — hochmietig wie ein französischer Nachstuel — er stinkt vor Hochmuet — so stolz wie der gross Hund von Marbach (besser: Murbach; gemeint ist eine Kanone) — ein Meisterhans — er meint, sini Eier haben zwei Dotter — das Herz hinüshewwen — es meint der Aff lüsst ihm (mit siben Topen) — er meint, der Künig sei sin Ströuschnider, der gross Hund sei sin Vetter — er meint, sin Dreck ist besser als andern Lüten ihr Butter — der het mehr im Kopf als im Sack — Alles ist mit Lumpen gefüetert — er het Waise feil hat die Mütze auf dem Ohr — Spalierbüre Herabgekommene Grossbauern — er macht den Barnes — er schlegt ihn — hochgetrauje sin.

Hunger: ich hab Hunger wie ein Wolf — Beckendurst — Durst nach dicken Mocken — es ist mir ganz hellig — ich mein grad, der Magen fallt mir in die Stiefel — ich hab siter drei Tägen kein Brösele übers Herz hinab gelossen — Der Büch geht uf dem Buckel zu Kost — der Hunger luegt ihm zue den Augen üs — Hest du den Sibenzehner im Büch? — ich hab eine leeri Ziech — Schowen im Buch han — das Herz ist mir schier hinabgeheit.

immer: nie als alle wil. — immerfort: an einem Schnüerel fort — in einere Lir fort.

irren: die Flint am letzen Backen haben — sich stossen — es geht ihm neben der Nas durche — der het gemeint, er het's schun im Sack — er het der letz Finger verbunden — den Faden het er, aber den Kläuel nit merkt etwas, aber nicht alles — er kann sich wechslen lossen dervon seine Erwartung wird ihn täuschen — er meint, er heig mir ein Kind in's Klösterli gesetzt glaubt irrig, mir einen grossen Dienst erwiesen zu haben. — Alterle, schappier dich nit! (frz. échapper) — sich trumpieren.

Ja: Sell schon — denk wohl nit — alleweg — allewil — warum nit! — Einmol.

jung: der ist nit emol noch trucken unter der Nas, hinter den Oren — Platz für einen Mann, der noch ein Bueb ist (wenn auch nur ein halber kummt, wo nur ein halber ist) — er kann noch nit über das Spänli sch.

kalt: es ist Stein und Bein zusammen gefroren — es küenägelet — er ist kölsch und blöu gefroren.

Katzenjammer: er het geschwolleni Hor — er het Ziginer im Kopf — er luegt wulig drin.

klar: des ist klar wie eine Mehlsupp.

klug: er het den Schnuppen nit merkt Anspielungen — er ist gescheiter als Salomons Katz — dem sin die Augen nit mit Dreck verpeppt — Er het helli Aujen im Kopf.

komische Person: Späutel — Narrespäutel — Tralari Tölpel.

Kranker, eingebildeter: er het im Jor dreihundert fünf und sechzig Krankheiten — er ist krank an der Fressbank hat guten Appetit.

kurz: von Vesper bis Firobend hält schlechtgemachtes.

lachen: einen Schollen, einen Schutz l., der Büch, der Buckel voll lachen — sich bucklich, krüpplich, krumm, scheel, züem e Leffelkerwel lachen — er lacht mit dem ganzen Gesicht wie ein Maikäfer — die Ohren haben Visit gehabt — das Mül het den Oren Visit gemacht — der halb Kopf ist abeinander — du bist Lachepüppels Hochziter, lachst beständig — der het Lachen und Hülen in eineme Sack (das Lachen und Hülen in einem Säckel), wechselt schnell die Stimmung.

lange her: merr hätt können sterben siter und wider uf die Welt kummen — siter hätt merr können sterwen und verderwen, es hätt' kein Hahn drnoch gekräjt.

langsam arbeiten: luegen wo die Spatzen herkummen — es kummt ihm wie einere alten Fräu das Tanzen — dis geht uf der Schneckenpost — er ist eso ein kumm ich hüt nit, kumm ich morgen — ein Tutswitel. langsamer Mensch — merr kann ihm nit zülüeje, merr meint grod, merr müess ihm helfen — eine alti Fasenocht!

langsam vorwärts kommen: *es geht* wie wenn's zwēn heben und drei wellen's nicht gehn lossen.

lästig: die Frau ist (od. steht) bald alle Fleischtag do! — si hein ihn uf allen Suppen — er ist wie das täglich Brod.

laufen: abfahren — abfajolen — abfüren — abkratzen — üs rissen — üs rucken — Pech kaufen — laufen wie ein Ross, wie wüetig, wie besessen, wie ein Weidbueb — dem Teifel ein Ohr ablaufen — — sich nasbluetig laufen — schiessen wie ein Drach — er kommt wie ein Schutz ins Gatter, wie eine Kugel üs dem Rohr — do ist kein Gras gewachsen — heidebritsch fortlaufen — das Hebele ufheben — den Heberling zusammen nehmen — druf los stiflen, marschieren — jetz heischt's aber der hintersten Fuess zuerst uf gehebt, Eile ist nötig.

launisch: er het sini Tempo — er het's an sich, hat seine Eigenheiten — er ist sines Kopfs.

leicht: das geht wie geschmiert, wie gespielt, wie ein Ührenwerk.

lieben: ein Aug uf einen haben — an eppes den Narren gefressen haben — gerne han.

Lippen, gross: Lippel, dass men könnt Salat drus machen — er het einen Lünschen, men könnt einen Geschirrschaft druf stellen.

Lob, ironisch, bes. gegen Kinder: wenn mer dich nit hätten und das liebe Brot nit, so müesten mer die Supp schlapperen, trinken (ze könnten merr bettlen gehn) — du bist ein Mann für uf den Hafen: wenn er verheit (bricht), ligst (sitzest) uf den Scherben — du bist ein Burst hinter der Hurst — du bist ein Kerl wie David, numme hest keini Stifel an — du muest Hafner werden, du kennst den Dreck — herzigi Lüt, zuem Fressen gemacht.

lügen: liegen wie gedruckt, wie ein Hund — er kann l. dass einem die Augen Wasser geben, dass es einem ganz schwarz wird vor den Augen, dass mer derbi tanzen könnt — stärker als er läuft — er ist ein Scheigerer, er spart die Wahrheit — er schnitzt gern — einem eins liren — einen bläu anstrichen — ich lieg nit öder ich sag's (wenn ich liej ze sau i's).

Lügen strafen: Du muest liegen, dass men es gläuben kann — wenn du es noch eine Mol seist, gläub ich es — wenn du nit lachst — geh, du machst mich lachen — das ist wider ein (einer), der wurd angepeppt (od. denne wolle merr onschlauje) — de peppt (dabei drückt man die Hand auf die Bank, speit auf die Hand: so bes. Schulkinder) — das ist ein üs dem Ärmel — du lost ihne stecken — es ist kein Tunke wor dran — der hebt nit — zieg mir den Fierziger us dem Aug — gell, dir ist nit guet? — ich glaub, dir schwappelt's — geh mach mir den Gaul nit scheu — du muest machen, dass die Kirch im Dorf blibt — wenn du an der ersten Lüg verreckt wärst, thätst schon lang nimmer leben — du thätst einen überreden, der Teifel heisst Andreas.

Mässigung: Tret nit über's Schnüerle! — was denkt denn din Herz? — Hans, drai den Lappen! — jetzt hest aber Zit — halber so viel ist auch genüeg!

misgünstig: der thät ein Aug drum geben dass ein andres keins hätt.

Mondschein: die Buebesunn schint und der Maidetrost.

müde: lack wie Gret.

mürrisch: ein Murrwadel — ein Brummler — ein Munkedrüssel — die Muck an der Wand irrt ihne.

müssig gehn: trüdlen — düdlen — lüentschen — pflüentschen — bläuen machen — die Händ in den Schossen legen — die Bein in

die Höhe strecken — uf der Kopf stehn — den Alten fangen — die Flemm batschen — der will liewer nix thüen als müessig gehn.

nachdenklich: er macht Kalender — simelieren.

Nachsicht: do losst mer emol elf gerad sin.

nachstellen: einem uf die Isen gehn, uf die Hüben rucken — einem zue Gefallen gehn.

Narben: er het ein Gesicht wie ein vertreten Hüenerwedel — blatternarbig: er het ein Gesicht wie eine usgezupfte Kirschenkuechen — er het Immenhüsle im Gesicht

Nase: Schmecker — Zinken — Schnüfer — eine Nas wie ein Holzschue, wie ein Löschhörnle, wie ein Kumpf — er het eine Nas, men könnt einen Walzer druf tanzen — der hat äuch verstanden Nasele, wo's geheissen het Nasen, wo die Nasen usgeteilt worden sind — der ist zuerst onkummen, wo die Nosen usgelaufen sin worden.

Nichts: kein Staub und kein Laub mehr — es ist hinten und vorne nix mehr — ich versteh vum Sester kein Mässle (kein Körnle) — er verstot kein Stammort Sterbenswörtchen dervon, kein Krümmele, nit Naujels gross — kein Stäuwele me — jo, Dreck im Lumpen! — es thüet ihm kein Härel, kein Rüp — kein Pfiff Diwack wert, kein Fütsekapores wert.

niemals: am Mimmelstag, wenn die Eulen bocken — wenn's drizehn schlagt — wenn der Nussbaum Küechle tragt — wenns grüen, grüeni Flocke schneit — wenn mer die Geiss gemolken henn — wenn ich das Goldmachermännel hab — zwischen Pfingsten und Märjethal, Hangebieten — zwischen Hagenau und Pfingsten.

offen, gerad heraus: dütsch herus sagen — in der Fresser geseit in's Gesicht — reden wie einem der Schnabel gewachsen ist — er nimmt kein Brett für's Mül — der scheniert sich nit.

Ohren, grosse: Oren wie Krütblätter — einem Säubohnen in setzen fest hinter die Ohren drücken — die Oren lüsen zur Erinnerung an den Ohren packen.

Pechvogel, Unstern: er ist in der Tscharnis, wenn das Glück regnet — wenn's Pepp regnet, so hat er kein Löffel — mer meint, unser Herrgott ist ihm nit gnädig — dem Mann will aber das Glück gar nit — er het nit guet gebetet — wenn men für einen Tschopen geboren ist, se kummt men nit zu eineme Kittel.

Pferd, blind: dis Pferd frisst Kroten, wenn es sie sicht — alt: dis Pferd werd nimmehr blind vom Zahnen — es bekummt kein Zähn meh, es het obgezahnt.

photographieren: abmachen — abmolen, abnehmen — abrissen — abstechen — brennen — das Porträt machen lun.

prahlen: pratzen — sich ein Käs geben — der dick schlagen — er füert das grosse Wort — er het einen Grattel — er het tönsig uf der Inbildungskass — wenn er uf dem Mist hockt, ist er äuch rich — so gehn die Gäng, het zeller Müller geseit, wo er numme einen hett gehett (wo er keinen mehr gehett het als der Hüsgang) — dem sin Eier han zween Dutter — ich hob meh inger der Fäjet als dü in der Schüflod — er het viel im Kopf, aber wenig im Sack.

prügeln: einen absolvieren — denglen — bumsen — strüben — abkamisolen — dreschen — verjeten — näjen — verpelzen — weichen — wamsen — benglen — trawacklen — wacklen — ranschieren — versolen — vertefflen — ze weg nehmen — zusammen schlagen wie alts Isen — lederweich schlagen — uf die Schnurr stossen — einem infüren, zünden — das Wämstel wärmen — in henken — uf die Hurst, die Nis häuen — geben für's Murren

— geben für die Wändele — die Hosen flicken — einem eini winken, wischen — eins mit der letzen Hand in's Gesicht schlagen — er het ihm den Herr Jeger gesungen — dem hab ich ein par Prägelti geben — einem eins bachen, putzen, bringen, langen, fangen — einander hammren.

Prügel androhn: ich gib dir von denen wo nix kosten — ich gib dir eine, dass du nit weist ob du ein Maidle oder ein Bueb bist — ich schlag dir eine uf ein Aug, dass du das Für im Schwarzwald sichst — ich schlag dir aini uf der Telegramm, dass die Depesche im Hirn umme surren — ich schlag dir aini ut die Oren, dass du meinst der Himmel ist eine Bassgig — es gibt uf die Brill — es gibt Hebelandifi und Stocksalat — du wirst dinen Heiligen zupfen — kumst nünzehn und sechs über.

Prügel bekommen: Wiks bekummen — der Buckel voll bekummen — erben — der het sini etligi verwitscht — er kriegt Storax (Kindersprache) — Fäng bekommen.

putzsüchtig: oben hui und ingen (unten) pfui — sie henkt alles an den A. — Marzebille, Kokette — eine Hoffahrtsnärre — ein Hoffahrtsbensel.

ratlos: do stehn wie der Ochs am Berg, am Barren — er hockt wie die Krot uf dem Tichel, der Leitungsröhre — sitzen wie Hans im Schnokeloch — do steht er und weiss nit jist und nit hott.

Rausch (s. Jahrb. IX, 115 ff.): er het einen — einen satten — einen Aff — einen Käfer — einen Fahnen — eine Stäng — eine Kist — eine Well — einen Ritzer, Brand, Sabel, Spiritus, Stieber, Stäuber — einen Dampf — ein Dempes — ein Hipferle — ein Ramserle, Bibeli — ein Gas — einen Spitz — ein Lädel wie ein Klavierkasten — eine Kist — eine Hutt — er het im oberen Stock, im Heft — er het krumm, schief gelade, uf ein Sit geladen — er het eine schweri Zung — er het einen wie hundertäusig Mann — er het's nechten hoch gegeben — er het Öl am Huet — er het hoch — er het einen Kittel voll — er ist voll — hagelvoll — kanonevoll — voll wie eine Ratt — wie ein Dudelsack — hagelvoll wie ein Zapfen — total effekt — benebelt — gestäubt — verspritzt — er ist anderst — er ist selbander — es ist ihm schwach — die Stross ist ihm zu schmal — der suecht die Nacht — er seht die Stern am heiteren Himmel nit — er misst den Strassengraben, die Stross — Achtung! es kommt ein geladener Wagen — er ist im Weinberg des Herrn gesin — er webt dreischäftig.

reich: er het Geld wie Heu — wie Laub — [es fahrt herum wie das Stroh unter der Bettlad: ironisch] — er verdient Geld wie ein Säutriber — der het mehr in de Wischete, im Kehricht, als ich im ganzen Vermögen.

rotharig: dem sin Dachstuel brennt — er ist nit rot, aber blond wie ein roter Hund — du roter Savoyer! — roter Füreimer — die brücht kein Liecht onzezinge — gelt, es brennt?

sagen wollen: es druckt mich eps uf dem Gewissen — es steckt mir eps im Kragen — es fohrt mir eps im Mül herum.

schaudern: ich hab mich ganz getüsert — es het mich getüsert — es het mich ganz durchlaufen — es läuft einem kalt und warm der Buckel nuf.

schelten: eine Brummelsupp inschniden — alli Suntignamen sagen — einem mit der Säuglock lüten — den Säukübel ane werfen — in Affrunten stellen — einem das Wüest zuerst sauje.

schielen: uf einen anderen Ort luegen — über's Gäbele, über's Eck luegen — durch siben Schmalzhafe luegen — in's Gerstenfeld

lüegen — er luegt wie *eine* Gans in *ein* Logel — er kann mit *einem* Aug in der Kochhafen luegen und mit *dem* anderen in's Kamin nuf — er luegt in siben Häfen uf einmol — der luegt uf elf Liter — er het ein Aug im Hosensack und *des* andere im Hirn — *ein* Scheuer — Passaug — Tschilibock — Tschelbolli — Tschelebinkes — Tschelebimbes — schäli Atzel — schäli Amerell — Schelappel — gluricht — glüren.

schlafen: er schloft wie *ein* Holzschue, wie *eine* Ratt — eins *herab* ratzen — *ein* Gesetzle schlofen — einen fangen — *ein* Nückerle Schläfchen — schnarchen: Rueben kochen — er leit schun im erste Bruns er schläft schon lange fest.

schläfrig: lüentschen — der Sandmann kommt — der Spengler kummt und *das* Kind schnappt nach *dem* Deckbett (Jahrb. IX, 99) — *die* Schlofliis bissen *es* — der luegt *herüs* wie *eine* Rüp vor Tag, wie *eine* Müs üs *einere* Well Stroh.

schlau: schläu wie *ein* Fuchs — üs geputzt rafiniert — der *ist* *ein* Keib uf der Ebene — er het's hinter den Oren — er het *die* Augen nit im Dreck *gehabt* — *ein* finer Büger (frz. bougre) — schlimm wie *ein* Morder.

schlecht passend: das passt wie *eine* Füst uf's (od uf *ein*) Aug — des *geht* *zusammen* wie Krut und Hering — es geht *ihm* wie *ein* Hering *eineme* Vogel — *es* *steht* *ihm* wie *einere* Kueh *die* Sackür (od. *das* Tanzen) — *es* passt *ihm* wie *einemen* Aff *ein* Gilet — *es* *steht* dir an wie *einere* Säu *ein* Kummet — er versüft in den *Schüehen*.

Schlingel: *ein* Nettele — *ein* Wackes Strolch.

schmeicheln: guet Männel machen — sich ienes wol *anmachen* — *einem* Rotz an den Backen schmieren — *ein* rotes Röckel verdienen bes. durch Denuncieren.

schmutzig: dreckig wie *ein* Hund — geputzt wie *das* Kättel im Herbst — *das* Hammelfleisch *schlagt* ab (wenn ein Mädchen Schmutz am Rocksaum hat) — dem könnt merr Ruebsot in *die* Ohren säjen — men meint du *sigst* *in dem* Her (Pfarrer) *durch* den Garten geloffen (schmutzige Stiefel) — *die* Vögel, *die* Schwälmele bäuen an *ihm* — er *ist* im Dreck uf *die* Welt kummen — Dreckbaschi — Dreckjockel — Drecksöu — Heizel — Dreckmörle — Säulappe — Bäbä — ein Rebbüli.

Schnaps (Jahrb. IX, 125 Anm.): Gickes — Jackes — Jater — Witschger — Spektakelmacher — Holzspalter — Kissmich um — Wand-ufen-krebser — Totebäumpolitur — Wadeklemmer — Eckmausche — von dem Gedräjten.

schnaufen: er schnuft *dass* men meint, er heig Bären gejagt.

schnell: so schnell (od. geschwind) *als* *eine* Geis tritt — *als* *die* Hüener picken — geschwind wie *eine* (Hell-) Wetterlei(ach) — in *einem* Rand — eines Rands — das geht wie *eine* Hagelwetter — uf der Gestell sofort — eins, zwei, drei *ist* er furt gewan — *fahren* wie *ein* Spitzbueb.

Schönheit (ironisch): Äugele wie Kralle Korallen, aber nit so schön — Köpfele wie e Äpfele und *ein* Nasele wie *eine* Kann.

schreien: Schreien wie ein Mordjogeri — wie *ein* Untier — brielen wie *eine* Mörder — wie *ein* Muni — er schreit wie wenn er *ein* Messer im Hals hätt — *einen* Geller (od. *eine* Gall) uslossen.

Schuft: *ein* Brafele — der Abschüm von allen Häfen.

schwatzen: papplen — rätschen — *ein* langs und *ein* breits machen — reden was *in dem* Mül wol thuet — *das* Mül spazieren lossen (od. füe*hren*) — der pappelt dem Teifel *ein* Ohr weg — er het

ein Mül wie sibe*n* (wie *ein* Affekat) — wie im Teifel vom Schwanz geschabt — *eine* Gosch wie *ein* schwer Wetter — me*n* meint, er hätt sin Mül in der Griespapp — sin Mül is*t* ärger *als ein* Wasserstelzeleswadel — er is*t ein* Pläuderi, Schwäuderi, Gäutschi. Natscher, Brälli, d*ie* lebendig Zitung — *eine* Waschfrau, *ein* Pläppli. — sich verschwatzen: si*n* (od. *das*) Mül verbrüeje*n* — dem müess merr *da*s Mül dot schlauje*n* wenn er gestorwe*n* is*t* — Sacré diable, was het dis Kind for *einen* Schnabel!

schweigen auf Anschuldigungen und Schelte: er macht's wie *de*s Goldschmieds Junger (der het nix gesa*g*t, aber gedenkt: du kannst mi*ch*.)

schweigsam: hes*t da*s Mül in der Schublad (od. d*a*heim gelo*ss*en) — halt *da*s Mül züem A.!

schwerhörig: taub wie *ein* Fass — du tauber Hirz!

Selbstmord: er is*t* gestorbe*n* wor*den* — durch Erhängen: er is*t* im Hanf versticket.

sinnlos: *es* het ke*inen* Kopf un*d* ke*in* Loch.

Sommerflecken: der het mit dem Teifel Schissdreck gedresche*n*.

sorgenvoll: der weiss wo *ih*ne der Schue*h* druckt.

spassen: eine*n* los lo*ss*en — d*ie* Fick tribe*n*.

staunen: anluege*n* wie *eine* Kue*h ein* neu*e*s Schürtor — was luegs mi*ch* a*n* wie *ein* gestochener Geisbock? — was luegst mi*ch* an? hes*t* mi*ch* no*ch* nit gese*hn*? — lueg mer doch ke*in* Loch in der Zopf — Mül un*d* Nas ufsperre*n* (wie *ein* Maikäfer) — uf der Kopf ste*hn* un*d* si*ch* mit de*n* Füesse*n* verwundere*n* — ich ha*b* gehorcht wie nit gescheit ich höre mit Verwunderung.

stehlen: eps heisse*n* mit ge*hn* — finde*n* uf de*n* ungefegte*n* Bänke*n* — lange Finger ha*be*n.

steif: er ste*h*t do wie *ein* Bock uf *d*em Is — barhämmisch, sperrhämmisch (eig. von Schweinen, die sich im Stall verstanden haben).

sterben: er het si*ch* gestreckt — er leit *a*uf *d*em Stro*h* — er het zuem letzte*n* Mol geschnüft — er het *da*s Schnüfe*n* ufgebe*n*, verge*ss*e*n* — er het dran glaube*n* müsse*n* — er is*t* stiff — er is*t* leije*n* geblibe*n* — er is*t* nimm uf gestande*n*, uf gkumme*n* — *es* is*t* üs mit *ih*m — *es* is*t* amen mit *ih*m — er is*t* hinüber gange*n* — über de*n* Jordan ge*hn* — in's Gras bisse*n* — roh: verrecke*n* — vor langer Zeit gestorben: mer könnt mit sine*n* Knoche*n* Nusse*n* bengle*n* — es ist bald aus mit ihm: er geht uf de*n* letzte*n* Füesse*n* — er liegt im Sterben: er macht am Testament, er het d*ie* letzt*e* Oelung bekumme*n*.

Stutzer: Fitzer, Fetzer — Fakri — Stiffelmeier — der Fetzer schlage*n* — de*n* Barnes mache*n* — lueg wie zälli de*n* wilde*n* risst gross thut — has*t ih*ne wider *g*efegt?

suchen, lange: jetzt lauf i*ch* schun *eine* Stund in der ganze*n* viereckec*hten* Welt *he*rum un*d* such dich — nahe liegendes übersehn: wenn *es ein* Hund wär gesin, hät's mi*ch* gebisse — wenn's *ein* Wolf wär, hätt's di*ch* schon lang gefresse*n*.

tanzen: eine*n* fegen, wäjen (wehen), treten — er k*ann* tanze*n* wie drei Säu in *einem* Sack — der kann's letz un*d* rechts wie *eine* Klosterkatz.

toben: er thuet wüest — er is*t* ab *d*em Stecke*n* — wie ab der Kett — er macht wie *ein* lebendiger Teifel — er is*t* üs*d*em Hüsel (auch vor Freude) — tobe*n* wie *ein* Hund am Brunne*n* — herzwüetig — hirnwüetig — bim Nochber is*t* wieder Stierneu.

todtkrank: der hört der Guguck nimmehr krischen, schreien — er läuft die Matten ab — er schmeckt noch Tannenholz — er geht in's Thal Josaphat (mehr von verendeten Tieren gebraucht) — der Paradeplatz ist kapüt er ist brustkrank — den Verrecker am Hals han.

töten: die Seel suechen — uf das Brett nehmen (vom Schweineschlachten hergenommen) — kalt machen.

trinken (s. Jahrb. IX, 115): bafen (jüdisch) — baferen — becheren — biweren — bürsten — blosen — hüpen — gluckeren — himplen aus grossen Gläsern trinken — lüpfen — eine Düg Fassdaube leren — leschen — klopfen — klepfen — packen — pipsen — süfen — trütten — schwächen — zäpfen — zirplen — eins dran leren, schütten — noch mehr anlegen weiter trinken — die Gurgel netzen, schwenken. — gern trinken: das Bier nit in die Schueh schütten.

Trinkgeld fordern: uf's Gewissen reden.

trotz allem: und wenn der Teifel uf Stelzen kummt.

tüchtig anpacken: nit viel Federlesens machen.

übel gelaunt: er ist gepudert

üble Aussichten: do spuckt's — do wurd's hert hewwen — do raucht's — do ist bös Mehl an den Knöpflen — es stinkt in der Fechtschuel — dem Teufel zue gehn — zu Tüpes gehn — den Bach hinab gehn — er geht die Sch.gass hinab — mit dem geht's hinter sich.

überall anzutreffen: er ist wie der bös Pfennig — der het in jeder Wäsche ein Hemd ist bei jedem Streit beteiligt.

überdrüssig: ich hab's bis do ane (indem man an den Hals deutet) — ich bin's jetzt bald mies — dies könnte mir gestohlen werden.

überflüssiges thun: Wasser in den Bach (Rhin) tragen — Sand nach Hagenau füeren.

überlisten, zum besten haben: an rüeren, schmieren — einen dran bringe — einen machen — einem eins anbringen — über den Löffel balbieren — einem eps anbinden, einen Bären anbinden — über den Gänsdreck füeren — in den Sack stecken — hinter's Licht füeren — einem eini hinüber stellen — verlimen (bes. anschwärzen) — der langt dich! — ich hab dir eins inne gedruckt — am Narrenseil umme füeren — einem Schelmen feil halten — für einen Narren heben — das Vieh mit einem machen — den Tollen üs einem machen.

übertreiben: den Teifel schwärzer machen als er ist — us einere Muck (Lüs) einen Elefant machen.

Umwege: mit der Kirch um's Dorf gehn — gezwungen: von Pontius zum Pilatus gehn.

unbegreiflich: do steht einem der Verstand still.

ungern thun, zögern: es ist mir nit drum — ich bin nit grad uf dem Stöckel — der Finger am Loch herumdraejen — es ist mir ein Unmüess.

ungeschickt, unbrauchbar: ein hölzerne Fuchs — flink wie ein bleiernes Vögele — Tockel — mer mag ihne anspannen wo mer will, so schisst er eim uf der Deichsel — den Löiti machen – geh zum Teufel, geh Sand ritteren! — geh zum T., dernoch rennst keinen Heiligen um — du verstehst den Rumbel! — du derfst mit, wenn mer dheim bliben.

ungesellig: *ein* Duggelimüser — *ein* Ei*n*ganger.

unmöglich: *es* is*t* i*h*m nit *g*e*g*e*b*en   *es* is*t* i*h*m verpasst — er geht grad so weni*g*, a*l*s ich, hintersi*ch* uf Paris — mach *eine* Füst, wenn du ke*ine* Hand hes*t*.

Unnützes thun: *d*em Dreck e*ine* Watsch. e*in* O*h*rfeig ge*b*en — vergeblich: das is*t* grad wie wenn me*n* i*n* de*n* Wind redt — des is*t* de*n* Müse*n* gepfiffe*n*.

unordentlich: Bündeles Hüshaltung — Kaiser Karls Gerüstkammer.

unsicher: ste*h*n wie der Vogel uf *d*em Zwig.

unrettbar verloren: du bis*t* in de*n* Katze*n* — jetz*t* bis*t* geliefert — dich het's (auch: das hat dich getroffen) — das kanns*t* in's Kamin schribe*n* — gang, heb di*ch* an de*n* Wide*n* greife nach dem Strohhalm! — dene*n* het's am Bändel er wird nicht mehr gesund — de*r* is*t* morame — Kaleimes ist Trumpf er hat verspielt — der müess dron glauwe*n*.

Unwetter: *es* regnet wie mit Kübele*n* geschütte*n* — un*d* wenn's Katze*n* haglet un*d* Scheitwecke*n* schneit — i*ch* gang, wenn's Katze*n* haglet un*d* alli Schritt e*in* Rolli Kater (Hexenaberglauben!) — un*d* wenn *es* Spiesse räjt.

unverständlich: do kummt der Schinder nit drüs — hell wie Rauch.

unverträglich: sie könne*n* nit geschirre*n* (od. stalle*n*) mit e*i*nander.

verdächtig: im schwarze*n* Buech sin bi ei*ne*m — hinter ei*ne*m eppes sueche*n*.

vergessen: der Gläube*n* verlore*n* den Anfang nicht mehr wissen — *es* fa*h*rt mir im Mül *h*erum — *es* geht mir im Kopf *h*erum.

verkehrte Wahl: de*n* Schäle*n* uf de*n* Blinde*n* vertusche*n* — de*n* Schelm und de*n* Dieb tusche*n*.

verlegen: steht wie drei un*d* elf — wie Butter in der Sunn — do sitzt er, wie wenn er nit drei könnt zä*h*le*n* — im Verschiss.

Verneinung: do is*t* aber Schette*n*! — I*ch* weiss nit — Ei ja wo*h*l!

verrückt: er het e*inen* Sparre*n* *zu* viel — er is*t* gestampflet, dem Müller an Bütel gerennt — uf der Kopf gheit — bis*t* nit recht bi Grosche*n*? — bis*t* geschüttelt, geschosse*n* an der Pelzkapp — der Steffe holt dich du kommst nach Stephansfeld — töbisch — im sibe*n*te*n* Orde*n* — im Kopf *einen* Riss ha*b*en — nit recht im oberste*n* Gestöck.

verschmähen: uf eps mole*n*, pfiffe*n*, schissen.

verschuldet: e*in* Schulde*n*buckel — bis an d*ie* O*h*re*n* in Schulde*n* stecke*n* — der schwimmt de*n* Bach *h*i*n*a*b* — meh*r* Schulde*n* a*l*s Hoor uf *d*em Kopf.

verschwenden: verwäsche*n* — vertobe*n* — er leit ke*in* Düre*ns* an's Geld — er weiss nit was er i*h*m (seinem Geld) für *einen* Tod will anthuen — er is*t* e*in* Dur*ch*putzer.

versetzen auf dem Leihamt: min U*h*r ge*h*t fünf Mark zu spot ist für 5 Mark versetzt.

verspätet, verpasst: hinte*n* na*ch* kumme*n* wie d*ie* alt Fasenacht — wie de*r* mit dem Palme*n* — wenn i*h*r e*in* Bissel e*h* wäre*n* kumme*n*, sage*n* d*ie* Strossburjer (Rda wenn die Gäste nach dem Essen eintreffen) — jetz*t* könne*n* sie i*h*m nochlaufe*n* un*d* i*h*ne Bluttkopf schelte*n* — lauf i*h*m no*ch* un*d* schrei i*h*m Bluttkopf — Gang, luej jetz*t* wo du eppes überkumms*t* — jetz lauf *ih*m noch un*d* heb' *ih*ne.

verspotten: eine*n* im Säckel, im Tribe*n* ha*b*en — eine*n* utze*n* — ne*h*me*n* — d*ie* Füehr mit ei*ne*m mache*n*.

viele: es git anfangen mehr . . . als roti Hünd.

versteckt, hinterlistig: der ist noch ein verdruckter Kerl — er het Nüppe im Kopf, hinter den Ohren — du bist nit so dumm als die Kleider schinen bist gescheiter als man meint.

Vertröstung eines Kindes: Wenn mir gehn geh das Hündle henken, derfst das Leiterle tragen — wenn ein Kind über das andere klagt: jo, er muess kalt Wasser trinken und ein heisser Eierkuechen essen

vorwerfen: vorrupfen — ufropfen — einem Verwis machen — unter die Nas halten — ze schmecken geben — dahin blättern — ich krieg's uf das Brod geschmiert — ich muess es uf dem Brod fressen — er kr.egt's vorgeschnüert.

vorzüglich: Numero Pfiff (eins)! — dis ist doff! — das ist besser als ein Tritt von eineme Esel — es ist eben guet gegangen über Erwarten gut — ein gottseligs Tröpfel guter Wein.

wählerisch im Essen: er esst was ihm grad in den Leffel springt — Schuehnägel essen langsam und ohne Appetit — Mathis, iss Knepfle, loss das Brot leijen — friss Dreck, noch werd dir das Mül nit fedrig — du hest grad Hunger wie des Müllers Hüener — dis ist ein Sidemüsel!

in den Weg treten: einem Wüest in die Milch machen — einem einen Stein in den Garten werfen — der Bärentanz ufspilen — einem einen Spuk spilen — einem Ueberdrang anthüen.

wenig: ein Ide — ein Schluck und ein Druck — des gäb nit emol ein Naswasser — der macht Portionen wie Bichtzettel — sie sind so dünn, dass men die Zitung künd derdurch lesen — dass men das Vaterunser durch kan beten — es könnt ein Spatz mit fur fliejen — so viel als im Aug weh thuet — was uf einem Nagel hebt — Herz, was begehrst, Mül, lueg wo du was kriegst.

widerwärtig: Geh nur, du wirst ankummen wie die Säu im Judenhus — ich hab Pläsier dran wie der Hund am Stecken — ab eps kotzen mit Unlust an eine Arbeit gehen.

willfährig in allem: einem die Händ unter die Füess legen — Schuehnägel uf sich spitzen lossen — Schürdebutz us einem machen lossen.

gern folgen: er losst sich zwingen wie eine Nuss in ein Sester.

Witzbold: Güngelemathis — Schnitzbuckel — das ist ein Stück Hüsrot! — usstudiert bis über die Oren — der het Ratten im Kopf — der het noch Mucken im Kopf.

zänkisch: kibisch — zänkische Frau: eine Bissingere — eine bösi Köche, Ripp, eine Kanalje.

zerrissen: die Bettelfrau het ein Hemd angehett, na, hundert Katzen hätten keine Müs drin gefangen — es het ein Jud druf gespitzt, gespöit — die Schueh haben Hunger — uf dem dütschen Boden gehn (mit verlöcherten Sohlen).

Zorn: ein Zorn wie ein Hüs — Für spöie vor Zorn — die geht fast hin vor Zorn — er verwurigt schier vor Nid — er verspringt fast vor Wuet — eini (Grimasse) schniden — der macht Äugen wie ein Katzeroller uf eineme Säumagen, am Speck — Äugen wie eps Böses — luejt schrägs wie die Geisen brüelen — einem ein Stirn machen finstres Gesicht — er het eine Galle wie ein Säumelchtre Saukübel.

Zuchthaus: er ist Burger worden — er het das Burgerrecht gekriegt, er darf jetzt Geisen halten.

zurechtweisen: einem zeigen, was die Birnen gelten — wo der

Weg aue geht — wo der Schue*h* e*in* Loch het, wo d*ie* Katz im Heu steckt, wel*ch* Zi*t d*ass es is*t*, wo (der) Bartel (de*n*) Most holt — ei*nem* der Meister zeige*n* — ei*nem* d*ie* Hell heiss mache*n*, de*n* Kabes ab mache*n*, de*n* Watz mache*n* (auch: Mut einflössen) — ei*nc*m der Angel ge*b*en — *einem* eini *hi*nüber stelle*n* — ei*nem* d*ie* Meinung üse sage*n* — i*ch* ha*b*'s i*h*m gesteckt — dem han i*ch* gezunde*n* — e*in*em sage*n* was drei Erbse*n* für *eine* Brü*h* ge*b*en — ei*nem* der Marsch blase*n*, mache*n* — ei*nem* d*ie* Kapitel, d*ie* Levite*n*, de*n* Seirach (Sirach?) lese*n* — eine*n* abkapitle*n* — ei*nem* war sage*n*, drei Wörtle sage*n* — eine*n* in d*ie* Kür, in d*ie* Klums, in's Geschirr ne*h*mc*n* — kalt Wasser über d*en* Kopf schütte*n* — ei*nem* der Kopf wasche*n* — d*ie* Kuttle*n* wasche*n* — ei*nem* der Charakter stelle*n* — ich will i*h*m's scho*n* koche*n*.

Zweifel: I*ch* weiss nit — das is*t* noch zu wisse*n* — das het noch ke*in* Bettelmann gepfiffe*n* — am Püper steche*n* d*ie* Imme*n* — Der is*t* au*ch* nit hinte*n* wie vorne — dir is*t*'s au*ch* nit so heiss wie du schwitzs*t*, o b d u e s e r n s t m e i n s t — du wurs*t* de*n* Teifel banne*n* — dis weiss der ältst Mann nit.

II. Vornamen.

1. Männliche Vornamen.

Aaron: Ern [Èrn], Ārle [Ârlə].
Abraham: Abraham [Âpràhàm]; jüd: Frummi [Frùmi].
Dem.: Frummel [Frùməl].
Achilles: frz.: Aschilli [Àšili]; Achiil [Àχíl].
Adam. Ade [Âtə]; Zss. Hans Ade, H Ode [Hàns Atə, H. Ôtə].
Dem.: Adel [Âtəl].
Adolf: [Àtòlf], Adelfi [Àtèlfi], Dolfi [Tòlfi], Delfi [Tèlfi], Dälfes [Tèlfəs].
Dem.: Adelfele [Àtèlfəla], Delfel [Tèlfəl], Delfala [Tèlfala].
Adrian: Ätəriä [Ateriæ̨].
Albert: [Àlpèrt], Alpart [Àlpart], Berti [Pèrti], Bērti [Pêrti]; frz Form: [Alpêr], [Àlpêr], [Àlpêri], Albäri [Àlpæri], Bäri [Pæri], [Pêri], [Péri].
d. F. u. Dem.: Albertla [Àlpèrtla], Albartla [Âlpartla], Albertala [Àlpèrtala], Albartala [Â partala], Bärdel [Pærtəl], [Alpêrla]. [Àlpêrla], [Alpêrala], [Àlpêrala], [Pêrəl], [Pêrələ], Bērla [Pêrlə], [Pêrala].
Alexander: Alexander [Àlèksàntər], Alex [Âlèks], [Àlèks], Xander [Ksàntər], Xēndər [Ksêntər]; jüd.: Xender [Ksentər], [Ksantər], Sander [Santər].
Dem.: Xanderle [Ksàntərlə], [Ksàntərla].
Alfred: Alfred [Àlfrèt]; frz. Form: [Alfrèt]; Freddi [Frèti].
Dem.: Alfredel [Àlfrètəl], Fredel [Frètəl].
Aloysius: Alis [Àlís], [Àlísi], Lis [Lís].
Dem.: Wisel [Wisəl].
Alphons: Alfūs [Àlfų̄s], Alfus [Àlfųs]. Alfusi [Àlfúsi], Funsi [Fùnsi], Fusi [Fúsi], Fosi [Fôsi], Fosi [Fósi]. Fuse [Fúsə], Funi [Fų̀ni],

Burzi [Pùrtsì]; frz. Form: Alfungsi [Alfúŋsi], Fungsi [Fúŋsi], Fungsi [Fụŋsi], Fons [Fûs].

Dem.: Funsel [Fụnsəl], [Fụ́səl], Fusele [Fụ́sələ], Fusala [Fụ́sala]; frz. Form: Afēsel [Afẹ́səl], Fonsel [Fûsəl]. Fungsala [Fuŋsələ].

Ambrosius: Ambrosi [Àmprôsi], Brosi [Brôsi].

Dem.: [Àmprôsla].

Anastasius: Stassi [Śtàsi].

Andreas: Andres [Àntrés], [Antrés], [Èntrés], Andresi [Antrési], [Trési], [Trés], [Rés].

Dem.: [Àntrésəl], [Antrésəl], [Èntrésəl], Andresla [Àntréslə], [Trésəl], [Trésl], Dresala [Trésala], [Trésla], Resel [Résəl].

Antonius: [Ànthôniẏs], Antoni [Àntòni], Doni [Tóni], [Tôni], [Tûni], Doni [Túni], [Tyoni]; frz. Form: Andüani [Àntyani], Andueni [Àntẏəni], Andüan [Àntyan], [Àntyàn], Andüen [Àntẏən], [Àntoèn].

Dem.: Donel [Tónəl], Donala [Tónələ], [Tónəli], [Lònəl], Tunnala, Donnala, Tännel, Dänl [Tènəl], [Tenəl], Dännala, Donnala [Tonala]; frz. Form; Antüanla, Andüanla [Àntyanlə], [Àntẏənlì].

Arbogast: Gaschti [Kàśti].

Arnold: Noldi [Nòlti].

August: frz. Ogüst [Òkyśt], Ogüsti [Òkyśti], [Òikyśt]. Güsti [Kyśti], [Kẏśti], [Kẏśtí], Güst [Kyśt].

Dem.: Güstel [Kyśtəl], Güstala [Kyśtələ], [Kyśtəla], [Kyśtala], Ogüstla [Okẏ́stlə], [Òikyśtəla], Güstla [Kyśtla], Gügar [Kykər].

Augustin: frz. [Òkyśtin].

Balthasar: Balzerle [Pàltsərlə].

Baptist: Nappi [Napi], Dissi [Tisi].

Bartholomäus: Bartelämē [Pàrtəlamé], Bartlamē [Pàrtlamé], [Pàrtləmé], [Pàrtəlmé], Bardelemi [Pârtələmî], Bardel [Pârtəl], Barti [Pârti], Bartla [Pârtlə], [Pàrtla], Bartala [Pârtalə], Bälli [Pali].

Basilius: [Pâsil], [Pàseli]; frz. Form: Basile [Pasil].

Benedikt: Bänadick [Panətìk], Banedikti [Panətìkti]; frz. Form: Benoît [Penya], [Penua], Benoîtni [Penyani], Beni [Peni];

Dem: Banedikli [Panətìklə], [Panətìklì], Dickele [Tikələ], [Tikala].

Benjamin: Benjamin [Pænjàmin], [Panjəmin], Benamin [Pænamin], Benamini [Pænamini], Benni [Pèni]; frz. Form: Benjamin [Pæśamæn]; jüd.: Schaya [Śaia, Śaiə, Śèiə].

Dem.: [Minəl].

Berchthold: Bechtoldi [Paχtòlti].

Bernhard: Bärnhard [Parnhârt], [Parnhàrt], [Panhârt], [Panhârti], [Hàrt], Benz [Pænts].

Dem.: Barnhardle [Parnhârtlə], [Parnhàrtlə], [Parnhârtla], [Parnhàrtala], [Hàrtəl].

Blasius: Bläs [Plas], [Plás], Blasi [Plási].

Dem.: Blasele, [Plásələ], Blasala [Plásala].

Bonifazius: Ponafatsi [Pónəfátsi].

Cäsar: frz. Form Dem.: Sarel [Sárəl].
Claudius: Dem.: [Klôtəl].
Cölestin: frz. Fom: Säläst [Sèlèst].
Christian: [Krèstiàn], Chrischan [Kresân], [Kresân], [Krìsàn], Christa [χrìstə], Chrascht [Kràst], Stinni [Štini];
Dem.: Chrischanel [Kresânəl], Chreschannel [Krìsànəl] Chrischtel [Krestəl], [Kréstəl], [Krestələ], [Kretali], [Krétali], [Jànəl].
Christmann: [Krestmàn].
Christoph: Christof [Krìstòf], Stoffel [Štòfəl].
Christoph Anton: Stoffelpantoni [Štòfəlpàntôni].
Chrysostomus: Chrisosti [Krìsósti], Chresorst [Kresòrst].
Dagobert: Dag [Tàk], Dages [Takəs].
Daniel: Daniel [Tànjêl], Dännel [Tanəl], Daniul [Tàniûl]. Zss. Hansdännel [Hànstanəl]; jüd.: Herz.
Dem.: [Jéjələ].
David: David [Tâfit], [Tâfər], [Tôfər], jüd.: Doved [Tôfət], Bunnef [Pùnəf].
Dem.: Davidl [Tàfitəl], Dawidl [Tàwitəl], Devele [Téfələ]. Vidl [Fitəl].
Dietrich: Dem.: Diaterla [Tíatərla].
Dionysius: Donis [Tonis].
Dominikus: Domenick, Dumeneck [Tùmənek], Neki [Néki], [Nìki].
Dem.: [Tùməneklə], [Tùmələ].
Edmund: frz. Form Edmond [Ètmù], Edi [Èti].
Dem.: Mundel [Mùntəl].
Eduard: frz. Form: Edwar [Ètwâr], Èdwari [Ètwâri], Ediari [Ètiâri], [Ètiàri], Ediar [Ètiâr], [Ètári]; Edi [Èti], Dari [Târi].
Dem.: Edwarla [Ètwarla], Ediarla [Ètiarla]; Darla [Tárla], Warel [Wárəl].
Ehrhard: [Érhàrt], Hard [Hàrt].
Dem.: Hardel [Hàrtəl].
Elias: Eliä [Èlja], Ellä [Èla].
Emanuel: Mannäwēl [Mànawél], Mani [Mani], jüd.: Manni [Màni], Manla [Manlə], Mänle [Mènlə].
Emil: [Èmil], [Èmíl], Mile [Mílə], [Míla], Milli [Mili].
Dem.: [Èmilələ], [Èmílələ], [Milələ], [Milala].
Ernst: frz. Form: Ernest [Èrnèst], Nästi [Nèsti], Nästi [Nêsti], Neschti [Nèsti].
Dem.: Ernestala [Èrnèstala], Neschtala [Nèstala].
Eugen: frz. Form: Üschēn, [Ysên].
Dem.: Üschenela [Ysênələ, Ysênala].
Eustachius: Stachi [Štaχi]
Fabian: Fabi [Fâpi], Fawi [Fâwi].
Ferdinand: Fārdi [Fárti], Fardi [Farti], Nandi [Nànti].
Dem.: [Fártinàntlə], Nandel [Nantəl].
Florentin: Fluri [Flûri].
Florenz: Lanz [Lants].
Franz: Franz [Frànts], Franzi [Fràntsi], Franzüan [Fràntsyàn].
Dem.: Franzel [Fràntsəl].

Franz Joseph: Franzsepp [Fràntssèp], Franzsapp [Fràntssap], [Frànsèpə].
Dem.: Franzseppel [Frànsèpəl].
Fridolin: Friddel [Fretəl], Fridli [Fretli], Fridla [Fretlə], [Fretla].
Friedrich: Friedri [Frîtri], [Fretəri], Frädi [Frêti], Früdi [Frýti]; Fritz [Frets], [Frùtsər].
Dem.: Fritzel [Fretsəl], Fritzele [Fretsala, Fretsələ].
Gabriel: Gawer [Kâwər], Gawrieli [Kawrièli].
Dem.: Gawerle [Kawərlə].
Gallus: [Kàlys].
Gangolf: Gangwolf [Kàŋwòlf], Gangwelfi [Kàŋwèlfi].
Dem.: Gangwelfala [Kàŋwèlfala].
Gebhard: Gabert [Kápərt].
Georg: Jerg [Jêrk], [Jærk], Järgi [Jærki], [Jèrki], Jerri [Jèri], Jari [Jári].
Dem.: Jerigel [Jèrikəl], Jerjele [Jèrjələ]; frz. Form: Schorsch [Sòrs], [Sôrs], Schorschi [Sòrsi], Scharsch [Sars].
Dem.: Schorschel [Sòrsəl], [Sòrsl], Schorschele [Sòrsələ], [Sòrsala], Schorschli [Sòrsli], [Sôrsli], Schörschel [Sèrsəl], Schörschele [Sèrsələ], [Sèrsala,] Scharschel [Sarsəl].
Gervasius: Fasi [Fasi]; frz. Gervais [Sèrwè]
Gottfried: [Kòtfret].
Dem.: Gottfriddel [Kòtfretəl], Fridle [Frîtlə], Friddel [Fretəl], [Fretələ].
Gottlieb: [Kòtlièp].
Gregor: Gregori [Krèkóri].
Dem.: Gregel [Krekəl].
Gustav: Güstav [Kyštâf], Güstavi, [Kyštâfi], Güstawi [Kyštâwi], Güst [Kyšt], Güsti [Kyšti], Dafi [Táfi], Jutz [Juts].
Dem.: Güstawala [Kystáwələ], [Kyštáfəla], Güstel [Kyštəl], [Kyštl Güstele [Kyštələ], Dafele [Táfəla].
Heinrich: Hänrich [Hanriχ], Hännerich [Hænəriχ], Hänner [Hanər], [Hænər], Hannari [Hanəri]; frz. Form: Hari [Hari].
Dem.: Hennerle [Hanərlə]; frz. [Háriələ], Hārle [Hārlə], Hārla [Hárla], [Hārələ], Harigel [Hàrikəl], Harjele; jüd.: Herzele.
Herkules: frz. Form: Hergüll [Hèrkyl].
Hieronymus: Ronimüs [Rónimys], Ronimus [Rónimùs], [Róni]; frz. Form: Jérôme [Serôm].
Hilarius: Lari [Lâri].
Hubert: Hübärt [Hypart], Hübäärti, Bärti, Berti [Pèrti], Bāri; frz. Form: [Hypêr].
Dem.: Hübärtel [Hypartəl], Hübärtla [Hypartla].
Hugo: Hügo [Hykô].
Ignatius: Inias [Injas], Nazi [Nâtsi], [Nátsi], Narzi [Nârtsi], Nätz [Nâts].
Dem.: Nazl [Nátsəl], Nazele [Nátsələ], [Nátsalə], Narzele [Nârtsələ].
Isaak, jüd: Aisik [Aisìk], Itzig [Itsik], Hitzig [Hitsik].
Isidor: Dori [Tôri], Dorel [Tôrəl].
Jakob: Jockob, Jockeb [Jokəp], Jobbek [Jopək], Jobik [Jopìk], Jub-



bik [Jùpik], Jobbak [Jopak], Jocki [Jòki]. Jobbi [Jòpi], Bobbi [Pòpi], Bobbe [Pòpə], Bebbi [Pèpi], Bebber [Pèpər], Kebe [Kîpə], Jeggi [Jèki]; frz. Form: Schakob [Śàkop], [Śàkòp], [Śàkhòp], [Śâkòp], [Śâkop], [Śàkóp], [Śàkùp], Schagowi [Śàkowi]. Jacques [Śàk], [Śâk], [Śak], Schaki [Śàki], [Śàkhi], [Śâki]; jüd.: Jaugef [Jàẙkəf], Jegeff [Jékèf], Jekef [Jékəf], Jekuf [Jékùf], Goetschä [Kètśə].

Dem.: Jockel [Jòkəl], Juckel [Jùkəl], Jockele [Jòkələ], [Jòkala], Jockle [Jòklə], Jockli [Jòkli]; Jeckel [Jekəl], Jekel [Jékəl], Jekälä [Jékala], Bobbele [Pòpala], Bebbel [Pèpəl], Beberle [Pèpərlə]; frz. Form des Dem.: [Śàkòpla], Schaköbbel, Schakebbel, [Śàkepəl], [Śàkèpəl], [Śàkèpl], [Śâkèpl], Schakebbele [Śákepələ], [Śakèpələ], [Śàkhépələ], Schakebla [Śàkèplə], [Śàkèpla], Schakibel [Śàkîpəl], Schakel [Śàkəl], [Śâkəl], [Śâkl], [Śâkəla], Schakala [Śâkala], [Śâkələ], Schakele [Śakələ], Schagla [Śákla].

Joachim: Jochim [Jóχəm].
Dem.: [Jòχəməl].

Johannes: Hans [Hàns], Zss. Hanswurst [Hànswúrśt], [Hànswùrśt], Hanstrapp [Hànstràp], Chilbehans [χìlpəhàns], Disputierhans [Teśpətièrhàns], Gergälähans [Kerkələhàns], Groszhans [Krùshàns], Kachelhans [Khàχəlhàns], Meisterhans [Mæiśtrhàns], Schingerhans, Schinder- [Śìŋərhàns, Śìntər-], Schwappelhans [Śwàplhàns], Wisperhans [Weśpərhàns], Wochenhans [Wùχəhàns]; frz. Form: Schang [Śàŋ], Schangi [Śàŋi, Śaŋi], [Śèŋ], [Śuŋkə].

Dem.: Hannesla [Hànəslə], [Hànsəl], [Hansəl], [Hansl], Hansele [Hànsələ], [Hansələ], Hanselema [Hànsələmâ], Hanselemann [Hànsələmàn], Hanselmann [Hànsəlmàn]; fr. Form des Dem.: Schangel [Śàŋəl], [Śàŋl], [Śaŋl], Schangele [Śàŋələ], [Śaŋələ].

Johann Adam: Hansade [Hànsâtə], Hansode [Hànsôtə].
Dem.: [Hànâtəl], [Hànsâtəl], [Hànsátəl].

Johann Baptist: frz. Form: Schambadist [Śàmpətìśt], [Śàmpatèśt], Schambadiss [Śàmpətis], [Śàmpatis, Śàmpàtis], Schamberdis [Śàmpərtis], Schamber [Śàmpər], Tschamper [Tśàmpər], Schambatissi [Śâmpatisi], Batist [Pàtìśt], Bisti [Pìśti], Schamser [Śàmsər], Disti [Tìsti], Desti [Tèśti], Dissi [Tisi, Tìsi].

Dem.: Schambedissel [Śàmpətisəl], Schambedissele [Śàmpətisələ], [Śàmpatisalə], [Śàmpətislə], [Śâmpatislə], Bistala [Piśtələ], Bischtala [Pìśtalə], Dissel [Tisəl], Dissla [Tisla], Dissala [Tisələ], [Tìsalə], [Tisala].

Johannes Daniel: Hansdännel [Hànstænəl], [Hànstanəl]

Johannes David: Dem. Hannefidel [Hànəfitəl], Hannefiddele [Hànəfitələ].

Johannes Georg: Hansjerri [Hànsjèri].

Johannes Jakob: Dem.: [Hànsjòkl].

Johannes Michael: [Hànsmeχəl].

Johann Nikolaus: Hannikel [Hànìkəl].

Johann Peter: frz. Form: Jean-Pierre [Śàmpièr]

Jonas: jüd.: Jaum, Jöünes [Jαynəs].

J o n a t h a n : [Jànətàn].
Dem.: [Tanəl].
J o s e p h : Josep [Josèp], [Jósæp], Seppi [Sèpi], [Sæpi], Sepp [Sèp], [Sæp], Seppo [Sèpò], Tschäpa [Tsèpa], Beppa [Pèpa], Beppi [Pèpi], Hobber [Hòpər]; frz. Form: Schosef [Sòsèf, Sosèf, Sosæf], [Sùsèf], Schosefi [Sòsèfi, Sosèfi], [Sosæfi].
J o s e p h : jüd.: Jasseff [Jasèf], Jussuff [Jùsəf].
Dem.: Seppel [Sèpl], [Sèpəl], Seppele [Sèpələ], [Sèpala], [Sèpalə], Seppeli [Sèpeli], Sepperli [Sèperli].
Frz. Form des Dem.: Schoseffel [Sòsèfəl, Sosèfəl], [Sùsèfəl], Schoseffele [Sosèfələ], [Sùsèfələ], Schosefle [Sosèfla], [Sosèflə], [Sósèflə], Schoseffälä [Sosèfalə], [Sòsèfələ], [Sòsèfala].
J o s e p h A n t o n i u s : Seppantoni, [Sèpàntóni], [Sèpàntôni], Septoni [Sèptóni].
Dem.: [Sèptónələ], [Sèptônlə].
J u d a s : [Jýtàs].
J u l i a n : Schülli [Syli], Schüll [Syl]; franz. Form: Julien [Syliæ].
J u l i u s : frz. Form: Schülli [Syli], Schüll [Syl], Schilles [Siləs] Schull [Sul].
Dem.: [Sylələ], [Tylələ], [Silələ].
J u s t i n u s : Jüstines [Jystínəs]; franz.: Jüstäni [Systæni], Schüstä [Systæ].
Dem.: Schüstänla [Systænlə].
K a r l : [Khàrl, Khárl, Khârl, Khârəl], Kari [Khâri]; frz. Form: Scharl [Sàrl, Sârl], [Sârəl], [Sarl], Schari [Sari, Sàri, Sári, Sâri
Dem: [Khârələ, Kârələ, Kárələ].
frz. Form des Dem.: Scharrele [Sàrələ, Sarələ], [Saralə], [Sarala], Schärle [Sârlə], Scharli [Sârli], Schari [Sari, Sàri, Sári, Sâri].
K a s p a r : [Khàspər], Chasper [χàspər], Kaspri [Khàspri].
Dem: [Khasperla], [χasperlə].
K o n r a d : Küenradi [Khyənrâti], Radi [Râti].
L a z a r u s : Lazarüs [Lâtsərys], jüd.: Leiser [Læisər, Laisər, Lásər]
L e h m a n n : Leme [Lémə] jüd.
L e o d e g a r : Ludagari [Lùtakâri], Letger [Letkər], St. Legerd [Lekərt] Lügar [Lykar], Ludi, [Lùti]; frz. Form: Lesche [Lèsé], Läsche [Lèse]
Dem.: [Lùtələ].
frz. L é o n : jüd.: Cerf; Dem.: Herschel [Hèrsəl].
L e o n h a r d od. L i e n h a r d : Lienhard [Lìènhàrt], Lienert [Lìènə rt] Lianhardi [Lianhârti], Liäni [Liani], Hardi [Hârti].
Dem.: Närtel [Nèrtəl], Liendel [Lièntl].
L e o p o l d : Boldi [Pòlti]. jüd.: Leib [Læip].
Dem.: [Pòltələ].
L o r e n z : Loränz [Lorants], [Lòrants], Loränzi [Lorantsi], Lanz [Lants]; frz. Form: Lorang [Loràŋ], Lora [Lòrą].
Dem.: Länzel [Lantsəl].
L u c i a n : Lützi [Lỳtsi]. frz. Form: Lucien [Lysiæ].
L u c i f e r : Lücias [Lytsiàs].

Ludanius: Loidani [Lòitâni].

Ludwig: Ludwiges [Lutwìkəs], Ludovicus [Lytòwikys], Ludi [Lúti]. Ludde [Lutə], Lutz [Lùts], Weki [Wèki]; frz. Form: Lüi [Lyi, Lýi], Lüwi [Lywi].
Dem.: Ludawigel [Lutawikəl], Lutzel [Lùtsəl].
Frz. Form des Dem: Lujele [Lûjala], Lüjala [Lyjala], [Lýijələ], [Lywala].

Lukas: Lüx [Lyks], Lüxi [Lyksi].

Jüd. Maier: Majer [Majər], [Mæjər].

Markus: Marx [Màrks], Marix [Màriks].

Martin: Martin [Màrtin], [Màrtín], [Màrti], Mōrte [Môrtə]; frz. Form: [Martæ], Martängi [Màrtèŋi], Tängi [Tæŋi].
Dem.: Märtel [Mártl, Mártəl, Mârtəl], [Màrtələ], Martali [Màrtali]; frz. Form des Dem.: Tängele [Tæŋələ].

Matthäus: [Màthéys], Matewas [Màtéwas], Matewes [Màtéwəs], Mateps [Màteps], Mathes [Màthés]; frz. Form: Mathia [Màtia].
Dem.: Thēpsel [Tépsəl].

Matthias: Matheps [Màtéps], Mathis [Màtis], [Màtís], Matthissi [Màthisi], Mathisi [Mâthisi], Dewes [Tîwəs], Diss [Tis], Thissi [Tisi], Thisse [Tisə].
Dem.: Mathissel [Màtisəl], Mathissele [Màtisələ], Matthisla [Màthisla], Thissel [Tisl], Thissele [Tisəla].

Maximilian: Maxamini [Mâksamini], Maxi [Màksi].

Melchior: Melcher [MèlΧər], Mälchert [MèlΧərt].
Dem.: Melcherle [MèlΧərla].

Medardus: Dem.: Mäderle [Mêtərlə].

Michael: Michel [MìΧəl], MeΧəl], Michi [MìΧi]; verächtlich Muche [MùΧə], Muchel [MùΧəl]; Gen.: an Michēli [MìΧêli], [MiΧéli]; frz. Form: Mischel [Mišel, Mišèl, Mišêl].
Dem.: Michele [MìΧələ], [MiΧəla], [MìΧalə], [MeΧələ], [MeΧəla]; verächtlich Muchele [MùΧələ]; frz. Form: Michēlele [Mišêlələ], Mischēli [Mišéli], Schelle [Sèlə], Schellele [Šèlələ].

Modestus: jüd.: Motsche [Mòtsə]

Moritz: Moritz [Môrìts, Mòrìts, Morits, Morèts], Moretzi [Morètsi], Metzi [Metsi], Ritz [Rìts], Ritzi [Rìtsi].
Dem.: Moritzla [Morìtsla].

Moses: jüd.: Mausche [Màyšə, Màyša, Mœyšə].

Napoleon: [Nàpi, Napi, Naphi].
Dem: Nabbele, Näppälä [Napələ, Napala].

Nathan: jüd.: Nausi.
Dem.: Nausel [Nausəl, Nœysəl, Nœysəl].

Nikolaus: Niklaus [Nìklaùs], Nikles [Nìkləs], [Nékləs], Nickel [Nìkəl], Zss.: Daiwa Nickel [tàiwə Nìkəl], Drecknickel [Traknìkəl], Schoranickel [Šóranìkəl], Soinickel [Sòinìkəl], Dummenickel [Tùmənekəl], Dümmenickel [Tymənekəl], Gebirrinickel [Kəperinìkəl], Stumbenickel [Štùmpanekəl), Stumbernickel [Štûmpərnekəl], Nicki [Nìki], Necki [Nèki], Schelle-Nicki, Klaus [Klœis], [Klœys], Klais [Klàis], Klaisi [Klàisi], Kläis [Klæis], Klüäis [Klyæis], Kloisi [Klòisi],

St. Nikolaus: Santi Klaus [Sàntiklàys], Santiklais [Sàntiklàis],

Suntiklais [Sùntiklàis]. [Sùntəklœys]; frz. Form: Nicola [Nikhòlâ], Nikela [Nìkəlâ], Nicke'ani [Nìkəlani], Nekäla [Nékəla].

Dem.: Nickele [Nìkələ]; Zss.: Dümmenickele [Tymənìkələ], Kläisel [Klàisl], [Klaisəl], Klausla [Klàusla], Kloisele [Klòisəla]

Oskar: [Òskâr]: frz. Form: [Òskár].

Dem.: Karel [Kárəl].

Pantaleon: Bandel [Pàntəl], Bandi [Pànti]

Dem.: Bandala [Pàntələ], Bandali [Pàntâli].

Paulus: Pales [Pháləs], Paulüs [Phòlys], Gen. Pauli [Phèli]; frz. Form: Pol [Pòl], Boli [Pôli].

Dem.: Polele [Phôlələ], Peläla [Phêlala], Päiälä [Phaiala].

Peter: Peter [Phétər, Pétər]. Zss.: Flöhpeter [Flépétər]; franz. Form: Pier [Piêr], Pieri [Pièri].

Dem.: Peterle [Phétərlə, Pétərlə]

Philipp: Philipp [Felep], [Fèlèp], Lippes [Lipəs], Lipps [Lìps], Zss.: Schmierlipps [Śmérlìps], Schmüerlipps [Smŷrlìps], Leppes [Lèpəs], Luppes [Lùpəs].

Dem.: Philippel, [Filipəl, Felepəl], Lippəl [Lipəl], Philippele [Filipələ], Lippele [Lipələ].

Raimund: Rämundi [Rèmùnti]; Raimond [Rèmọ].

Raphael: jüd. Fuhle [Fûlə]; frz. Form: Rewell [Rèwèl].

Remigius: Rämigi [Rèmiki]; frz. Form: Remi [Rèmi].

Richard: Richard [Riχàrt], Richardi [Riχàrti], Harti [Hârti].

Dem.: Richardla [Riχàrtla], Richardel [Riχàrtəl].

Robert: Rüberti [Rypêrti], Rübert [Rypèrt], Rübelz [Rypèlts], Berti [Pèrti]; frz. Form: Robert [Ròpêr], Roberi [Ròpêri], Beri [Pêri Pæri].

Dem.: Roberel [Ròpêrəl].

Rudolf: Rüdolf [Rytòlf], Rüdolphi [Rytòlfi], Dolfi [Tòlfi].

Ruprecht: Zss. Rüebertsau [Rŷpərtsau] Ruprechtsau, landl. [Ròpərtsœy], [Ryəpərtsœy].

Salomo: jüd: Salme [Sàlmə], Schlumme [Ślùmə].

Samuel: [Sàmyêl]; jüd: Schmülle [Śmylə], [Śmýlə], [Śmyla], [Śmýla], Sànni [Sàni], [Mûlə].

Dem.: [Śmilələ].

Saturnus: Satürnes [Sàtyrnəs].

Sebastian: Sebastian [Sèpàśtjàn], Bastiannes [Pàśtjànəs], [Pàśtjânəs], Bastian [Pàśtjàn], Bastiani [Pàśtjâni], Bast [Pàśt], Baschi (Pàśi, Pàśə). Zss.: Dreckbaschi [Trakpaśi, Trakpàśə], Narrebaschi [Nàrapàśi), Soibaschi [Sòipàśi], [Sœypàśə].

Dem.: Bastianla [Pàśtjanla], [Pàśtjanlə], Baschel [Paśəl, Pàśəl, Pâśəl], Baschele [Paśələ, Pàśələ], Bascheli [Pàśəli], Baschala [Pàśala], [Pàśalə]. Zss.: Dreckbaschele [Trakpàśələ],

Severin: Sefri [Sefrí].

Siegfried: Dem.: Friddel [Frìtəl].

Silvester: Silvaster [Silfaśtər], Silvester [Silfèśtər].

Simon: Simōn [Simón], Simma [Sima], Simme [Sìmə], [Semə], Simmi [Simi]; jüd.: Simme [Semə], Schimme [Śemə].

Dem.: jüd.: Simmele [Semələ], Schimmele [Semələ].

Stephan: Steffan [Śtafân], Steffanes [Steffanas], Steffani [Stafâni], Staffa [Śtafa], Staffas [Śtafəs], Staffi [Śtafi, Śtafì], Staff [Śtaf], Stini [Stíni]. Zss.: Staffestag [Śtafəstâk], Stäfesta [Stafəstâ].
Dem.: Staffel [Śtafəl], Staffala [Śtafalə].

Theobald: Diebold [Tiapòlt], Diabeld [Tiablt], [Tiəblt], Tiäweld [Tièwèlt], Theweld [Théwəlt], Thiäwäld [Thiəwəlt], Diowold [Tiowòlt], Theawolt [Téəwòlt], Diaboldi [Tiapòlti], [Tiawəlt(i)]; frz. Form: Thiébaut [Tiapò], [Thiepò], [Tíopò], Dammi [Tàmi] (Thomas?), [Pòlt], Boldi, Boni [Póni], [Wòlt], [Wèlt], [Wèlti].
Dem.: [Tiapòltala], Tiäwäldel [Tièwèltəl], [Tiawèltla], [Wèltl].

Theodor: Diädor [Tiətôr], Thedor [Thetôr], Dedori [Tetôri], Dori [Tôri]; jüd.: Dotter.
Dem.: Dedärel [Tetêrəl], Teterli [Tétərli], Dorel [Tôrəl, Tôrl, Tórəl], Dorele [Tôrələ], Därel [Têrəl].

Theophil: Tiofel [Tiofəl], Defil [Tœfil], [Tefil], Theophili [Thêofili], Defilli [Tèfili], Philä [Fila], Filli [Fili]; frz. Form: Théophile [Theofil].
Dem.: Deffele [Tèfələ], Filele [Filələ].

Thomas: Domme [Tomə]; frz. Form: Thomé.

Timotheus: Dimme [Timə], Thimm [Thim]

Ulrich: Ulleri [Ùləri], Üalri [Ỳalri], Uelri [Yəlri], Üali, Üäli [Yali, Ýali], Üeli [Ýəli]. Üöli [Yœli]. Ableitung: üöle, ö(a)le [yələ, yœ̀lə, ùœ̀lə[= sich abplagen, [yœ̀lərej] = Schinderei; Zss.: Dorfüali [Tòrfyali], Dreckü̈öli [Trakyœli].

Urban: Urwe, Urwa [Ùrwə, Urwa].

Valentin: Valletin [Fàlətin], Valletīn [Fàlətín], Välte [Faltə, Fæltə], Valte [Fàltə], Valtia [Falti].
Dem.: [Fàlətínələ], Veltel [Faltl], Veltele [Faltələ], Dinnel [Tinəl].

Viktor: [Wiktôr], Wicker [Wikər], Wickri [Wikri], Wicki [Wiki], Wickes [Wikəs], Dori [Tôri].
Dem.: Wickel [Wikəl], Vitorla [Fitôrla]

Vinzenz: [Fintsans], Vizanz [Fitsans], [Fitsàns], Zenz [Tsans]

Wendelinus: Wandelines [Wantəlínəs], Wandel [Wantl].

Wilhelm: Wilhelm [Wilhèlm], [Wilhalm], Willi [Wili], [Weləs], Helm [Hèlm], Helmi [Hèlmi], Hemm [Hèm], Holme [Hòlmə], Holmes [Hòlməs].
Dem.: Wilhelmel [Wilhèlməl], Helmel [Hèlməl], Hemmele [Hèmələ].

Wilibald: Wilibald [Wilipàlt], Wilibaldi [Wilipàlti], Baldi [Pàlti].
Dem.: Baldälä [Pàltala].

Xaver: Safär [Sàᵉêr], Xaveri [Ksàfêri], Schaffēri [Sàfæri], Saperi [Sàpêri], Xaff [Ksàf], Tschabüri [Tśàpýri], Feri [Fêri]; frz. Form: Xavier [Ksavjé], [Ksàvjé], Xavieni [Ksavjéni], Xavieni [Ksàvjéni].
Dem.: Safärl [Sàfêrl], Schaffärel [Śàfærəl], Xavel [Ksawəl]; jüd.: Safel [Sâfəl]. Zss.: [Jútəsâfəl].
Dem.: [Ksáwəla]; jüd.: Safele [Sâfələ], Fērala [Fêrala].

2. Weibliche Vornamen.

Adele: Adēl [Àtêl]; jüd.: Ettel [Ètəl]; frz. Form: Adèle [Atêl.]
Dem.: Adēlala [Àtêlala].

Adelheid: Adälli [Âtèli], Adelli [Àtèli].

Agathe: Āget [Âkət], Āgat [Âkat], Āgert [Âkərt], Āgi [Âki], Agatti [Àkati].
Dem.: Āgel [Âkəl], Agetla [Âkètlə], [Âkətla], Agatla [Âkatla], Agetli [Âkətli], Agele [Âkələ], [Âkala].

Agnes, Angnēs [Àŋnés], Angänēs [Àŋanés], Angen s [Àŋənés], Anganesi [Àŋanési], Nēs [Nés], Nesi [Nési], Nasi [Nási], N ks [Néks, Nêks]; abgeleitet davon: vernaust [fərnàyst], vernēkst [fərnêkst], nesich [nêsiχ].
Dem.: Angenesele [Àŋənésələ], [Àŋənésəl], Anganēsla [Àŋanésla], Nēsla [Néslə].

Albertine: Dini [Tíni]; frz.: Albertine [Àlpèrtin].
Dem.: Albertinala [Àlpèrtinala], Dinnel [Tinəl], Dinele [Tínələ].

Amalia: frz. Amélie, Ammeli [Àməli].
Dem.: Amala [Àmala].

Angelika: frz.: Angéli(que), Aschäli [Âšali].
Dem.: Lickel [Likəl].

Anna: Anna [Ànâ], Anne [Ànə], Anni [Àni], Änni [Èni], Nann [Nàn], Ann [Àn], Nanni [Nàni].
Dem.: Annel [Ànəl, Ànl], Änel [Ánəl], Annale [Ànàlə]. Änele [Ánələ], Nannel [Nànəl], Nannele [Nanələ], [Nànala], [Nànalə], Nanle [Nànlə], Nanla [Nànla], Nagala [Nakalə].
Frz. Dem : Nannette [Nànèt], Nannetla [Nànètlə].

Anna Barbara: Anne Bawele [Ànə Páwələ], Anne Bawi [Ànə Páwi], Annebarwel [Ànaparwəl], Annebawel [Ànəpáwl].

Anna Maria: Anne Maräi [Àna Màrèi], [Ànəmàrei], Ammerei [Àmərèi], [Àməræi], Ammarei [Àmàrei], Ammerei [Àmərei], Ammrei [Àmræi], Anne Marie [Ànə Màrí], Annemei [Ànamei], [Ànəmèi], [Ànəmêi], [Ònəmei], Ammei [Àméi], Mei [Mêi]. Mäi [Mèi], Meia [Mèiə].
Dem.: [Àna-Màrèila], [Àmarèilə], [Àmarèiələ], [Ànəmèili], [Àmeiəl], [Àmèiəl], Meiel [Mèil], Meili [Mèili], Meiele [Mêiələ], Meile [Mèila]. Meiala [Mèiala], Nannel [Nànəl], Nannela [Nànələ].
Frz. u. deutsch Dem. Nannettel [Nànètəl].

Anna Ursula: Annurschel [Ànùršəl].

Anastasia: Stats [Štàts], Stasi [Štâsi].
Dem.: Stasel [Štasəl], [Štatsəl], Stasel [Štâsəl], Stasäla [Štâsala], Stāsla [Štâsla].

Frz. Antoinette: [Àntoànèt], Andanett [Àntanèt], Andanetti [Àntanèti], Netti (Nèti), Nätti (Næti).
Dem.: Andenetla [Àntənètla], Angenettele [Àŋənètələ], Netla [Nètlə], Nettele [Nètələ], Nettala [Nètala].

Apollonia: Appel [Apəl], Abble [Aplə], Appele, Abbele [Apələ], bes. in Zusammensetzungen: Pritschappel, Schmutz-, Dreck-,

appelhaft. Pluni [Plùni], Ploni [Plôni], Polini [Pòlini], Polin [Pòlin], Dem.: Plunla [Plùnla].

A u r e l i a: Rälle [Rèlə].

B a b e t t e: Bäwi [Páwi]; frz. Form: Babette [Papèt].

B a l b i n a: Balebin [Paləpin].

B a r b a r a: Barb [Pàrp], Bärbi [Pêrpi], Bäbi [Pápì], Dreckbäbi [Trakpápì], Bawi [Páwi], Dreck- [Trak-], Käs- [Khás-], Bawi [Pâwi], Bawe [Páwə].

Dem.: Bärwl [Parwəl], Bärwele [Parwələ], Bäwel [Páwəl], Bawel [Pâwəl], Bäwälä [Páwələ], Bärwel [Parwəl, Pærwəl], [Pâwələ], [Kans-], Bäwala [Páwalə], Bäwle [Páwlə], Bärwele [Pærwələ], Bäbäle [Pápalə].

B e l l a: jüd.: Beile.

B e r t h a: Berda [Pèrtâ], Berdi [Pèrti]; frz. Form: Berthe [Pèrt].

Dem.: Berdel [Pèrtəl], Berdala [Pèrtələ].

B r i g i t t e: Brid [Prít].

Dem.: Bridel [Prítəl], Schikanebridel [Šikânəprítəl].

C ä c i l i a: Zillie [Tsiliə], Zilli [Tsìli], Zille [Tsilə]; frz. Cécile [Sisil], [Sesil].

Dem: Sesillala [Sesilala].

C h a r l o t t e: frz. Form: Charlotte [Šarlòt].

Dem: Lottel [Lòtəl]; Lottele [Lòtələ].

C h r i s t i n e: Christin [Kreštin], Chrestini [Kreštini], Christi [Krìšti], Dem: Christinle [Kreštinlə], Christinel [Krìštinəl], Chrischingäla [Krešeŋala], Dinnel [Tinəl], Dinnele [Tinələ].

C l a r a: Dem.: Clärel [Klárəl]; frz. Form: Claire [Klêr].

C o e l e s t i n e: Lestin [Lèštin].

D o r o t h e a: frz. Form: Dorothée [Tòròté], Dorade [Toraté], Duruthe [Turuthé].

Dem.: Dordel [Tòrtəl], [Tærtəl], Dortele [Tòrtələ], [Tærtələ].

E l e o n o r e: Lori [Lóri].

Dem.: Norel [Nôrəl], Lorele [Lórala].

E l i s a b e t h: Lisbeth [Lispèt], [Líspet], [Lispét], Lisbath [Lìspat], Lisbethi [Lìspèti], Elisa [Èlisa], [Elisà], [Élisa], Lisabeth [Lisàpèt], [Lisəpét], Lesawäti [Lèsawèti], Lisi [Lísì], Hurstlisi, [Húrštlísi]. Schäferlisi [Šêfərlísì]. Gschirrlisi, [Ksìrlísì], Schnitzlisi [Šnìtslísi], Krützerlisi [Kritsərlisi], Holzspalterlisi [Hòltsšpàltərlísi], Kützalisi [Khytsalísi], Elisì [Elísi], Liss [Les], Lissi, Dreckliss [Trakles], [Kàfəlís], Bēth [Pét], Betti [Pèti], Betta [Pètə]; frz. Form: Elise [Èlís], [Èlis].

Deutsches Dem.: Lisbathel [Léspatəl], Lissebethli [Lisəpétli], Lisbethle [Lispètla] [Lìspètlə], Lissel [Lisəl], [Lesəl], [Šwôwəlisəl], [Lesl], Lisala [Lîsələ], [Lísala], Lissele [Lìsələ], Liseli [Lísəlì], Lesali [Lésali].

Dem.: Bethli [Pétlì], Bettala [Pètala].

Frz. Dem. [Lisèt].

Frz. u. deutsch. Dem.: Lisettel [Lisètəl], Lisettele [Lisètələ], Elisala [Èlísələ, Èlisala].

E m m a: Emma [Èmâ], Em [Æm], [Êmi], [Êma].

Emilie: frz. Form: Emilie [Èmili], Emmeli [Èməli], Emmali [Èmali], Ämeli [Ameli], Emmi [Èmi].
Dem: Emalini [Èmalini], Ammelini [Aməlini], Lini [Lini], Emmerle [Èmərlə], [Rèmərlə].
Eugenia: frz. Form: Eugénie [Ysèni], Scheni [Sèni].
Dem.: [Yšènini], [Yšèninələ].
Euphrasia: Phrasi [Fràsi].
Eva: Ev [Éf], [Êf], Eve [Éfə], Efi [Éfi], Tübakefi [Typàkéfi].
Dem.: Evel [Éfəl], [Êfəl], [Éfl], [Éfələ].
Eva Katharina: [Éfəkhat].
Dem.: Efəkathel [Éfəkhatəl], [Éfəkhatələ].
Fanny: Fanni [Fàni], Fanni [Fani], Fannigi [Faniki].
Dem.: Fannale [Fànələ], Fannikele [Fanikəla]; jüd.: Feyala [Fəiələ].
Felicitas: Fedassel [Fetàsəl].
Florentine: Finnel [Finəl].
Florina: jüd. Dem.: Jeggala [Jèkala].
Franziska: Franzeschka [Fràntseškə], Franzischki [Fràntsiški], [Fràntseški], Franzi [Frantsi], Fränz [Frants], Zischki [Tsìški].
Dem.: Franzischkle [Fràntsìšklə], [Fràntsešklə], Fränzel [Fræntsəl], [Frantsəl], Fränzele, [Frantsələ], [Frantsala], [Zischkala], [Tsìškələ].
Friederike: Rick [Rìk].
Dem: Rickel [Rìkəl], Rickele [Rìkələ].
Genoveva: Gennawef [Kenawéf], Vevi [Féfi], Wefi [Wéfi].
Dem.: Vevel [Féfəl].
Gertrud: [Kèrtrut], Gertrüd [Kèrtryt]; jüd. Gertraud; Gērt [Kért], Trüdi [Tryti], Trüdani [Trytàni], Trüdsch [Tryts̆], Trüdschi [Tryts̆i].
Dem.: Trüedel [Trytəl], Trüdel [Trýtəl]; jüd Guttel [Kùtəl], Güttl [Kytəl]; Trüdschel [Tryts̆əl], Trüdschele [Tryts̆ala], Trüdschle [Tryts̆la].
Hedwig: Dem: Wickel [Wikəl].
Helena: [Hèlên], Lene [Lênə]. Leni [Léni], Lēn [Lên], [Lén].
Dem.: [Lénəl], Lenel [Lênəl], [Lênələ].
Henriette: [Hârièti], jüd.: Heffa.
Dem.: Hariettla [Hâriètla]; jüd.: Hindele [Hìntələ].
Johanna: Johanni [Johàni, Jùhàni], Hann [Hàn]; frz. Form: Jeanne [Šan].
Dem.: Schannetti [Šanèti], [Šànèti], Schanetti [Šànæti], Schanett [Šànæt], [Sannèt], frz. u. dtsches Dem.: Jeannele [Šanala], Schanettla [Šànætlə].
Josephine: [Jòsèfin], Finn, [Fin], Fina [Finà], Finne [Finə], Finni [Fini], Ninni [Nini]; frz. Form: Joséphine [Šòsefin], [Šòsèfin], [Šùsəfin], Schosafin [Šosafin].
Dem.: Finl [Finl], Finn'l [Finl], Finnel [Finəl], Finnele [Finələ]. Finneli [Finəlì], Finnala [Finala], [Finalə], [Finəla], Finla [Finla], Josefinle [Jòsèfinla]. jüd. Riffel [Rifəl], Riffke: [Rìfkə].
Judith: Güd [Kyt].
Dem.: Giddel [Kitəl], Jiddel [Jìtəl], Jiddele [Jìtələ].

Julie: frz. Form: Schülli [Šylí], [Šyli], Schulli [Šuli], Schlappschülli [Šlàpšyli].

Karolina: Karlin [Khàrlin], Charlin [χàrlin], Karlini [Khàrlini], Linni [Lini], Lina [Linâ], jüd.: Keila [Khæila]
Dem.: Karlinnel [Khàrlinəl], [Khàrlinlə], [χàrlinlə], [Khàrlinələ], Linnel [Linəl], Linnele [Linələ], Linla [Linlə].

Katharina: Käthrin [Khatrin], [Kátrin], Käthrini [Khatrini], Kathri [Khatri], Kathri [Khatrí], Kathr [Khatr], Chätter [χatər], Käth, [Khat], [Khát], Kathi [Khati], [Khàti], [Kháthi], Kattung [Khatùŋ], Trini [Trini]. frz. Form: Catherine [Khatrin]. jüd.: Treini; Tinni [Tini], Ninni [Nini].
Deutsches Dem.: Kathrinala [Khatrinalə], Kathrinli [Khatrinli], Käthrinlä [Khatrinlə], Käthrinəl [Khætrinəl], [Khâtərlə], Kätarla [Khatərlə], Kättel [Khatəl], Motschekätel [Mòtšəkhætəl], Kättele [Khatələ], Kattele [Khàtələ], [Khætəl'ə], Kättälä [Khatala], Katali [Khatali], Trinlä [Trinla], [Trenlə], Tinnel [Tinəl], Tinnele [Tinala], Ninla [Ninlə], Ninala [Ninalə]: frz. Dem.: Trinett [Trinèt], Trinetti [Trinèti]; frz. u. d. Dem.; Trinettla [Trinètlə], [Trinêtla].

Kunigunde: Dem.: Kenigondel [Khènikòntəl].

Laurentine: Dem.: Tinnel [Tinəl].

Leonie: Loni [Lóni], Ninni [Nini].
Dem.: Lonele [Lónala].

Luise. Lowiss [Lòwis], [Luwis], Lüiss [Lyis], Lüwis [Lywís], [Lywis], [Lýwis], Lüwisi [Lywisi], Lisa [Lisə], Lisi [Lísi], Luss [Lùs], Liss [Les], Wis [Wís].
Dem.: Lüwissel [Lywisəl], [Lywísəl], [Lywísələ], [Lywisələ], Lusserle [Lùsərlə], Lissel [Lesəl], Lisserle [Lesərlə], Lisel [Lísəl], Lisla [Lìsla], Wisel [Wísəl].

Magdalena: Madlene [Màtlénə]; frz. Form: Madlēn [Màtlén], [Matlên], [Matlæn], Madlen [Màtlèn], Madleni [Màtléni]; Madle [Màtlé), Mādle [Mâtlə], Matt [Mat], Lēn [Lén], Lēn [Lên], Lene [Lénə], Leni [Léni], [Lêni], [Lengi Lèŋi], Lingi [Lìŋi], Miggel [Mìkəl];
frz. Form u. deutsches Dem.: [Matlênəl], [Màtlénəl], Madlenlä [Màtlénla], Madlenele [Màtlênələ], [Màtlénala], Lenel [Lénəl], [Lênəl], [Lênələ], [Lénalə], Lenali [Lênali], Linele [Línala], Lingala, [Lìŋələ], Madlong [Màtloŋ], [Màtlòŋ], [Màtlùŋ], [Mâtlùŋ], Madlungi [Màtlùŋi], Lung [Luŋ], Lunga [Lùŋa,-ə], Longi [Loŋi], Longi [Lùŋi], Lungi [Lúŋi); frz. u. d. Dem.: Madlungel [Màtlùŋəl], Madlungeli [Màtlùŋəlì], Madlungela [Màtlùŋəla], Longel [Lòŋəl], Longala [Loŋalə], Lungel [Lùŋəl], Lungele [Lùŋələ], [Lùŋəla], Lungala [Lùŋala], Lungälä [Lùŋala].

Margareta: Margrēt [Màrkrét], Grēt [Krét], Puppä-[Pupa]-,[Krêt]. Grita [Krita], Grete [Krêtə], Gredi [Kréti], Gritti [Kriti], Greti [Kréthi], Grutschi [Krûtši]; frz. Form: Marguerite [Markərit], [Markrit].
Deutsches Dem.: Gretel [Krétəl], [Kréthəl]; frz. Form u. dtsch. Dem.: Grittel [Kritəl], Margritel [Markritəl], Margritla [Mar-

kritla]; Gritla [Kritla], deutsches Dem.: [Krétla], [Krétlə], [Krêtla], Gretele [Krétələ], Gretalì [Krêtali]; verächtl. Grutel [Krûtəl].

Maria: Marja [Màrjâ], Maräja [Màræjâ], Marei [Màrèi], [Màrei], [Màræi]; frz. Form: Mari [Marí], [Mari], Mari [Màrí], Mare [Márə], Mäi [Mèi], [Mei], Marini [Màrini], Mariggi [Màriki], Riggi [Rìki] Rügge [Rẙkə].
Dem.: [Mârielə], [Màrjələ], Mareila [Màræila], Marrile [Màrilə], Meiel [Meiəl], [Mèiəl], Meiele [Mèiala], [Meiala], [Meialə], [Meiəla], [Mèiələ], Meierle [Mèiərlə], [Mœjərlə], Meile [Méila], [Meilə], [Mèilə], Marickel [Màrikəl], [Marikəl], [Marikala], [Marikələ], [Màrikələ], Rickäla [Rikala], Rikele [Ríkələ], Miggala [Mikalə], Rigagala [Rikakala]

Maria Anna: Mariann [Màriàn], Nanni [Nàni].
Dem.: Mariannel [Màriànəl], Mariannla [Màriànla]. Nanel [Nânl], Nannla [Nànla], Nannele [Nànalə].

Maria Elisabeth: Marlis [Màrlis], Mareiliss [Màrèilìs].
Dem.: Marlissel [Màrlisəl], Marlisele [Màrlísələ].

Maria Eva: Marjefi [Mârjéfì], Mariev [Màriéf], Meiev [Meiéf].
Dem.: Meievel [Meiéfəl].

Maria Katharina: Meikät [Meikhat].
Dem.: [Meikhatl], [Mekhatl].

Maria Magdalena: [Mèilénə], [Melén], [Mèilé].

Maria Margareta: Meigrēt [Meikrét, Mekrét].
Dem.: Meigretel [Meikrétəl, Mekrétəl].

Maria Salome: Meisali [Mèisâli], Meisälmel [Meisa'məl].

Maria Ursula: Mariursi [Màriúrsi].

Mathilde: Mathild [Matilt], Mätz [Mæts], Dill [Til], Tilli [Tìli].
Dem.: Mathildele [Matiltala], Thildele [Tiltala].

Melanie: [Mèləni]; frz. Form: Mélanie [Melani].
Dem.: Malle [Malə], Mellele [Mèlələ], Mäjala [Mèjalə].

Monika: Munni [Mùni].

Frz. Nanette: Nanett [Nànæt], Nanetti [Nanèti], Nanni [Nàni].
Dem.: Nanettla [Nanètla], Nannele [Nànələ]; jüd.: Nennel [Nænəl].

Ottilia: Odilli [Otìli], Üedilli [Yœteli], Udel [Utəl], Dreck-üödel [Trakyœtəl], Dilli [Tìli]; frz. Form: Odile [Otil].
Dem.: Dillala [Tìlalə], Odillala [Òtilala].

Pauline: frz. Form: Pauline [Phòlin]; jüd.: Bollin [Pòlin], Blīm [Plím].
Dem.: Bessel, Braunla.

Philippine: Bin(e) [Pín, Pínə].
Dem.: Binala [Pínala].

Philomena: Philla [Fìla], Meni [Mêni].

Regina: frz. Form: Régine [Rèšin], Regie [Rekí].
Dem.: [Rekínlə], Reschinnel [Rèšinəl], Reschinele [Rèšinələ], Rānel [Rǽnəl].

Richardis: Dem.: Rickele [Rìkələ]

Rosa: [Rósa], Rosi [Rósi], Resi [Rési]; frz. Form: Rose [Rós].
Dem.: Rosala [Rósalə]; jüd.: Riftigg [Rìftik] Rifge [Rìfkə], Ro-

sala [Rósələ], Rosalini [Rósalini], Resel [Résəl], Resele [Résələ].

Rosalia: frz. Form: Rosalie [Rosàli], [Rùsàli], [Ròsàli], [Ròsali]; jüd.: Reisala [Ræisələ], Reizele [Ræitsələ], Reisl [Ræisl], Rusel [Rûsəl], [Rós].

Rufina: Finn [Fìn].
Dem: Finnel [Finəl].

Salome: Salm [Sàlm], Salm [Salm], Salmi [Salmi], Sam [Sam], [Sàm], Sali [Sâli], Salmei [Sàlmèi]; frz. Form: [Salomé], Salame [Sàlamé], [Sàləmé].
Dem.: Salmel [Salməl], [Sælməl], Salmerl [Salmərl], Saiməl [Saıməl], Salmala [Salmala], [Salmələ].

Sara: [Sâr]; jüd.: Sōr [Sôr].
Dem.: Sōrle [Sórlə]; jüd.: Surrle [Sùrlə], d'Sērla [Sêrla], d'Serrle [Sèrlə]; frz. Dem.: Saretti [Sàræti]; frz. u. d. Dem.: Sarettla [Sàrætla].

Seraphine: frz. Form: Séraphine [Serafin].
Dem.: Seraphinli [Serafinli], Finnel [Finəl].

Sophia: Sophie [Sòfí], [Sôfi], Sofi [Sùfi], Sufäi [Sùfèi], [Sùfei], Sophini [Sôfini], Fei [Fæi].
Dem.: Sofeiel [Sofeiəl], [Sòfèiəl], [Sùféiəl], Sofferle [Sòfərlə], [Sùfərla], Sifferle [Sìfərlə]; jüd.: d'Sipfele [Sìpfələ].

Stephanie: jüd.: [Fani].
Dem.: Feyala [Fæiəle].

Susanna: Süsenn [Sysàn], d'Sūs [Sýs], Süsanni [Sysàni], d'Süsi [Sýsi].
Dem.: Süsannla [Sysanla], Süsel [Sýsəl], 's Züsel [Tsýsəl], Süsala [Sýsalə].

Susanna Barbara: Susebärbel [Sýsəparpəl].

Sybilla: Siwille [Siwìlə]. d'Silli [Sili].

Therese: frz. Form: Derēs [Tèrês], [Terés], [Tærés], Zeres [Tserés], Däresi [Tærési], Resi [Rési]; jüd.: Reis.
Dem.: Deresel [Terêsəl], [Terésəl], Deresel [Tèrêsəl], Resel [Résəl], Därēsla [Tærêsla].

Ursula: Urschel [Ùršəl], Ūrsel [Ûrsəl], Ursel [Ùrsəl], Ürsal [Yrsal], Urschi [Urši], Ūrschi [Ùrši], Ursi [Ursə], [Ùrsi], Ursch [Urš].
Dem.: Urschala [Ùršala], Ursele [Ursəla], [Ursələ], Ürsüli [Ýrsyli].

Veronika: Fronika [Frònikhâ], Vrunika [Wrunikhâ], Wernigi [Wèrniki], Veroni [Werôni], Varoni [Fàróni], Färoni [Faróni], Froni [Fróni], [Frôni], Freni [Frêni].
Dem.: Vereen'l [Fərénəl], Frunel [Frûnəl], Vronala [Frónala].

Viktoria: Dem.: Dorel [Tôrəl].

Walburga: Burgi [Pùrki], [Púrki].

Wilhelmine: Minna [Minâ].
Dem.: Minnel [Minəl], Minel [Mínəl], Minnele [Minələ], Minele [Mínələ].

XVI.

Volkstrachten in Oberseebach

(Kreis Weissenburg).

«Hat man hier auch noch die alten Bauerntrachten beibehalten?» fragte jüngst ein Fremder in einem Dorfe der Pfalz. «Bauerntrachten?» lautete die Antwort «ach bewahre! bei uns ist alles nobel.» Wenn doch nur die Landleute, besonders die Dorfschönen, wüssten, wie nobel sie sich in neumodischen Stadtkleidern ausnehmen!

Unser Bild versetzt uns in eine Gegend des Elsasses, in der man noch der alten kleidsamen Bauerntracht den Vorzug vor den neuesten Pariser oder Wiener Moden giebt. Wer schon einmal dem jedes Jahr am Pfingstmontage zwischen Weissenburg und Schleithal stattfindenden Pferderennen beigewohnt hat, wird gewiss seine Freude gehabt haben an den verschiedenen Trachten des Landvolkes der Umgegend, das in grossen Scharen zu diesem Volksfeste herbeiströmt. Als Kaiser Wilhelm I. im September 1876 zum ersten Mal das Elsass besuchte, gefiel ihm dies Schauspiel ausserordentlich; vier Mädchenhauben, eine rote (Oberseebach), eine schwarze (Hunspach), eine weisse (Schleithal) und eine blaue (Stundweiler), die man dem Monarchen zum Geschenk für die Kaiserin anbot, wurden mit Dank angenommen. Daher liess es sich auch der verstorbene Bezirkspräsident v. Stichaner, dessen langjährige Thätigkeit als Kreisdirektor in Weissenburg noch in Aller Erinnerung ist, recht angelegen sein die Landleute in ihrer Liebe zu den alten Trachten und Volkssitten zu stärken. Seine Bemühungen waren nicht vergeblich, ihnen ist es in erster Linie zu verdanken dass manches aus alter Zeit überlieferte (z. B. die roten Hauben in Oberseebach) noch nicht ganz verschwunden ist.

Doch wir wollen uns das Bild näher ansehen. Im Vordergrunde erblicken wir zwei junge Leute aus Oberseebach, vielleicht ein Brautpaar, obgleich sie sich nicht zärtlich anschauen. Es ist wohl Kirchweihsonntag; allem Anscheine nach will das Mädchen zum Tanze gehen, sonst hätte sie nicht das rote, son-

dern, wie gewöhnlich, das schwarze Häubchen aufgesetzt. Solche Häubchen, mit einer Schleife vorn, werden nur von Mädchen getragen, und zwar zum ersten Mal bei der Konfirmation, zum letzten Mal bei der Hochzeit. Nachher tragen sie die schwarze «Nebelskappe», die hinten mit einer Schleife und auf den Seiten mit breiten schwarzen Bändern versehen ist, welche, die Ohren bedeckend, herabhängen, oft auch unter dem Kinne mit Stecknadeln zusammengeheftet sind. Dann müssen auch alle bunten Farben von ihren Kleidern verschwinden: bei Frauen duldet nämlich die strenge Sitte nur noch schwarz, höchstens mit etwas weiss vermischt, so lange sie noch nicht ins Leid gekommen sind. Ist dies aber einmal eingetroffen, so bleibt auch das weisse für immer verpönt.

Was der Bursche eigentlich vorhat, ist aus dem Bilde nicht recht zu erkennen; vielleicht will er, bevor er den Tanzboden aufsucht, noch einen andern Gang thun und sich darauf daheim in die vorschriftsmässige Balltoilette stecken, wozu weisse Beinkleider unbedingt erforderlich sind.

Der ältere Mann, der hinter dem jungen Paar einherschreitet, befindet sich gewiss auf dem Weg zum Gotteshaus, darum hat er den breitrandigen dreieckigen Hut aufgesetzt und den langschössigen Tuchrock («Mutzen») angelegt. Ein solcher Rock, der zum ersten Mal am Hochzeitstage getragen wird, hält gewöhnlich seinen Mann aus; nur selten kommt es vor, dass man sich in spätern Jahren veranlasst sieht sich einen neuen anzuschaffen. Vielleicht wird aber gegen Abend auch unser Bauer seinen Dreimaster mit einer Pelzkappe und seinen Mutzen mit einem kurzen Wamms vertauschen und dann seine Schritte nach dem Wirtshaus lenken, wo an der Kirchweih jung und alt zusammenkommt.

Die Tracht, von der wir bisher gesprochen, findet sich, ausser in Oberseebach selbst, mit geringen Abweichungen noch in Niederseebach und in einem Teil von Schleithal, sodann in Hunspach, Hofen und Ingolsheim, also in den zwei reformierten Pfarrgemeinden Oberseebach und Hunspach.

In Oberseebach giebt es neben dieser Tracht noch eine andere, die ebenfalls auf unserm Bilde zu sehen ist. Das Mädchen mit der blauen Haube, und das Kind neben ihr gehören dem katholischem Teil der Bevölkerung an und ihre Tracht ist die des «Obergerichts», wie man die elsässischen Dörfer nennt, die bis zur französischen Revolution zum Bistum Speier gehörten.

Möchten doch unsere biedern Landleute, wie an allem guten Alten, so besonders an ihrer hübschen Tracht festhalten!

Eine grössere Arbeit über die Trachten des Elsasses soll in einem der nächsten Bände des Jahrbuchs veröffentlicht werden.

XVII.

Chronik für 1893.

11. Jan.: Allarmierung der Strassburger Garnison durch Kaiser Wilhelm II.

2. Febr.: Julius Rathgeber, Pfarrer zu Neudorf, stirbt (s. S. 110).

20. April: Daniel Hirtz, der ‚letzte Meistersänger', stirbt zu Strassburg (hier geb. am 2. Febr. 1804).

25. Juni: Generalversammlung des Vogesenclubs in Kestenholz.

3.–6. August: Versammlung der Abgeordneten des deutschen Kriegervereins in Strassburg.

3.—9. September: Kaisermanöver bei Metz.

23. September: XIII. deutscher Malertag in Strassburg.

8. Oktober: Grundsteinlegung der evangelischen Garnisonskirche in Strassburg.

21. Oktober: Bezirksrat Eduard Hering in Barr, Ehrenpräsident des Vogesenclubs, stirbt 80jährig.

22. Dezember: Buchhändler Friedrich Bull, langjähriger Kassierer des Vogesenclubs, in Strassburg, stirbt.

22. Dezember: Pfarrer August Jäger in Mietesheim, Dichter, stirbt (geb. in Mietesheim, am 13. März 1817).

XVIII.

Sitzungsprotokolle.

Vorstandssitzung.

19. November 1893, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend: die Herren Barack, Franke, Harbordt, Martin, Mündel, Schricker und Wiegand.

Der Vorsitzende, Prof. Martin, teilt mit, dass auch in diesem Jahre von Sr. Excellenz dem Herrn Staatssekretär für das Jahrbuch eine Unterstützung von 300 Mk. angewiesen worden sei.

Mitglied Mündel berichtet über den Personalbestand und die Kassenlage. Die Mitgliederzahl des Zweigvereins beläuft sich auf 1218, die Kassenrechnung schloss ab mit einem Ueberschusse von 28,86 Mk.

Nach der Mitteilung von Prof. Barack hat sich auch in diesem Jahre die Zahl der mit uns im Schriftenaustausch stehenden Gesellschaften und Vereine vermehrt. Es traten neu hinzu:

1. Die «Kgl. öffentliche Bibliothek», in Stuttgart.
2. Die «Société neuchâteloise de Géographie», in Neuchâtel.
3. Der Verein «Württembergisch Franken», in Schwäbisch-Hall.
4. Das «Ministère de l'instruction publique», in Paris.

Die Zahl der Tauschexemplare ist auf 109 gestiegen.

Einzelne für das Jahrbuch 1894 bereits eingelaufene Arbeiten werden besprochen und zur Berichterstattung verteilt.

Es schliesst sich eine Sitzung des Stöber-Denkmal-Komitees an und es folgt darauf die

Allgemeine Sitzung.

Prof. Martin eröffnet die Sitzung mit dem Rechenschaftsbericht über die Entwicklung des Zweigvereins im abgelaufenen Jahre.

Der Kassenbericht des Herrn Mündel wird durch zwei Mitglieder der Versammlung, die Herren Bechstein und Lienhart, geprüft und richtig befunden.

Der bisherige Vorstand wird durch Akklamation wiedergewählt; neugewählt werden an Stelle der verstorbenen Mitglieder Hering und Rathgeber die Herren Lienhart und Renaud.

Zum Schluss hält Herr Prof. Dr. Weigand, Oberlehrer an der Oberrealschule, einen Vortrag über die Vorberge der Vogesen.

Vorstandssitzung.

7. März 1894, im Bezirks-Archiv.

Anwesend: die Herren Barack, Deecke, Erichson, Euting, Franke, Harbordt, Lienhart, Martin, Mündel und Wiegand.

Ihr Ausbleiben haben entschuldigt: die Herren Herrenschneider, Ihme, Renaud und Schlumberger.

Die für das Jahrbuch 1894 eingelaufenen Beiträge werden vorgelegt, besprochen und zur Berichterstattung verteilt.

Es wird beschlossen, demselben diesmal ein koloriertes Trachtenbild beizugeben; die weitere Ausführung übernimmt Mitglied Mündel.

Beiträge für den nächsten Jahrgang können nur dann auf Berücksichtigung rechnen, wenn sie vor dem 1. März eingesandt werden.

